UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

K297
Y2

Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden

Nebst einem kritischen Text
der „Sieben Legenden“
und einem Anhang

herausgegeben

von

Albert Leitzmann

183471
29.8.23.

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1919

Germany

Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur,
herausgegeben von Albert Leitzmann. Nr. 8.

Den Marburger Freunden

Ernst und Elisabeth Elster

Einleitung.

1. Kosegartens „Legenden“.

Der Name Ludwig Theoboul Kosegarten [1]) hat, wenn man ihn im Kreise unsrer weimarischen Klassiker nennen und beurteilen hört, keinen sehr angenehmen Klang, ja wir sehen ihn dem herbsten Spotte und dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Schiller, an den sich der Pfarrer von Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow im fernen Rügen, nachdem durch Bürgers Tod seine Beziehungen zum göttinger Musenalmanach sich gelöst hatten, erstmalig mit einem freundlichen Briefe vom 24. Juli 1795 (Marbacher Schillerbuch 2, 289) wandte, in dem er ihm nicht nur Gedichte zusandte, sondern ihn zugleich sehr liebenswürdig zu einem Besuche der Insel Rügen und seines Hauses einlud, versagte seinen lyrischen Schöpfungen zwar nicht eine Stelle in seinem Musenalmanach und in den Horen, ging aber in seiner diktatorischen Art, kürzend und ändernd, scharf mit ihnen ins Gericht. Kosegarten fand sich daher gemüßigt, in einem späteren Briefe vom 15. De-

[1]) Einen liebevollen, durchaus nicht zu panegyrisch rettend gestimmten Biographen, der allerdings den literarhistorischen Teil seiner Aufgabe gänzlich bei Seite hat liegen lassen, hat er erst in Franck gefunden (Gotthard Ludwig Kosegarten, Halle 1887): unentbehrlich sind dafür die Rezensionen von Strauch (Anzeiger für deutsches Altertum 14, 277) und besonders Gering (Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 365). Eine ausgezeichnete Charakteristik aus dem Jahre 1817 verdanken wir dem schwedischen Dichter Atterbom, *Minnen från Tyskland och Italien* S. 27. Zu dem fehlerhaften Schriftenverzeichnis in Goedekes Grundriß [2]5, 446 giebt Sauer wichtige Berichtigungen und Nachträge im Euphorion 1, 142

zember 1796 (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 222) unter dem frischen Eindruck der „strengen, wiewohl, soviel ich weiß, nicht unverdienten Züchtigungen“ der Xenien bestimmt, wenn auch mit allem schuldigen Respekt vor Schillers „kritischer Schere“ in einigen Fällen dagegen zu protestieren, wo ihm das Resultat der redaktionellen Arbeit, wie es vor die Augen des Publikums trat, zu sehr „einem schwerfälligen, verstümmelten Rumpfe zu gleichen“ schien. Schillers eingehende Rechtfertigung seines Verfahrens in dem Briefe vom 9. Juni 1797 (Kalender S. 43) entgeht uns leider wie alle von ihm an Kosegarten gerichteten Schreiben.[1]) Aber er meldet dem auf der Reise nach der Schweiz abwesenden Goethe am 17. August des Jahres (Briefe 5, 243): „Ich sagte Ihnen doch einmal, daß ich Kosegarten in einem Briefe meine Meinung gesagt habe und auf seine Antwort begierig sei. Er hat mir nun geschrieben und sehr dankbar für meine Aufrichtigkeit. Aber wie wenig ihm zu helfen ist, sehe ich daraus, daß er mir in demselben Briefe das Anzeigeblatt seiner Gedichte beilegt, welches nur ein Verrückter geschrieben haben kann. Gewissen Menschen ist nicht zu helfen und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirne geschmiedet.“[2]) Etwas zahmer hat er dieselbe Ankündigung einige Wochen früher August Wilhelm Schlegel gegenüber „possierlich genug“ genannt (ebenda 5, 213). Mit diesem Briefe Schillers kreuzte sich eine

[1]) Die Daten der brieflichen Beziehungen stellt Müller in Schillers Kalender S. 266 zusammen: zwei weitere Briefe Kosegartens sind in Schillers Briefen 4, 518. 556 gedruckt.

[2]) Dies Zitat aus der Iphigenie über die Tantaliden („Doch es schmiedete der Gott um ihre Stirn ein ehern Band“ Vers 330) hatte Goethe kurz vorher in der merkwürdigerweise genau mit der letzten Prosagestalt des Dramas (Werke 39, 472) übereinstimmenden Fassung „Aber um die Stirne schmiedete ihm ein ehernes Band der Vater der Götter“ (vgl. meine Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe S. 87) in einem Briefe an Schiller auf den jungen Dichter Schmidt von Friedberg angewandt, der ihn in Frankfurt besucht hatte (Briefe 10, 219).

nicht minder scharfe Verurteilung jener Selbstanzeige durch Goethe in seinem Briefe an Schiller vom 12. August (Briefe 10, 230)[1]: „Äußerst fratzenhaft erscheint der arme Kosegarten, der, nachdem er nun zeitlebens gesungen und gezwitschert hat, wie ihm von der lieben Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen war, seine Individualität durch die Folterschrauben der neuen philosophischen Forderungen selbst auszurecken bemüht ist und seine Bettlerjacke auf der Erde nachschleift, um zu versichern, daß er doch auch ohngefähr so einen Königsmantel in der Garderobe führe. Ich werde das *Exhibitum* sogleich an Meyern absenden. Indessen sind diese Menschen, die sich noch denken können, daß das Nichts unsrer Kunst alles sei, noch besser dran als wir andern, die wir doch mehr oder weniger überzeugt sind, daß das Alles unsrer Kunst nichts ist.“ Vierzehn Tage später überschickt er dann auch Heinrich Meyer, wie hier angekündigt, das „nordische *Absurdum*“ (ebenda 10, 267). Was diese ungezügelte Empörung der beiden Dichter erregt hatte, war Kosegartens zum Überfluß auch noch vom 1. April datierte Selbstankündigung der 1798 erschienenen „neuen, verbesserten und um die Hälfte vermehrten“ Ausgabe seiner Gedichte[2] (die erste Ausgabe

[1]) Von der Hellens Deutung (ebenda S. 433), Goethe meine Kosegartens 1796 erschienene, bei Goedeke übrigens fehlende Abhandlung „Eudämons Briefe an Psyche oder Untersuchungen über das Urschöne, Urwahre und Urgute“ (auch Franck S. 267 hat ihrer nicht habhaft werden können), geht in der Irre. Das Richtige gab schon Düntzer, Schiller und Goethe S. 138, wo auch eine längere Stelle aus dem Anzeigeblatt mitgeteilt ist. Franck, der doch (S. 240) die Urteile der beiden Dichter zitiert, hätte es füglich ganz abdrucken sollen, weil so dem Leser jede Möglichkeit der Kritik jener Urteile entgeht, konnte aber ein Exemplar davon nicht zu Gesicht bekommen (S. 242).

[2]) In dieser Ausgabe tragen die sechs einzelnen Bücher der Gedichte verschiedene Widmungen („Seinem Freunde Friedrich Schiller“, „Seinem ehrwürdigen Freunde Michael Denis“, „Seiner Freundin Wilhelmine (!) von Humboldt“, „Seinem Freunde Josef von Retzer“, „Seiner Freundin Karoline Schlegel“, „Seinem Freunde Friedrich Richter“). Friedrich

von 1788 führt den Titel „Gedichte“, die neue den Titel „Poesien“), in der allerdings der Mund bis zur grotesken Lächerlichkeit vollgenommen wird[1]): „Er darf voraussetzen, daß die Art und Eigentümlichkeit seiner Dichtungen den Freunden der göttlichen Kunst nicht mehr gänzlich fremde sei. Der Stoff derselben ist dasjenige, was dem Menschen das Heiligste und das Teuerste ist: die Gottheit, die Natur, die Tugend, die Liebe, die Vorzeit und die Zukunft. Ihr Charakter, wenn er anders sich selbst nicht täuschet, ist das Streben nach dem Unbedingten. Seine Oden erfliegen das Unendliche, seine Idyllen schmachten nach verlorener Unschuld, seine Liebesgesänge ermangeln nie, von dem begrenzten Gegenstande zu dem Ideale sich emporzuschwingen, und seine Elegien verschmähen, um etwas Geringeres zu trauern als um den Verlust des Unvermittelten und Reinen. Zwar sind die Wahrheit und die Sittlichkeit nicht der

---

Schlegel schreibt undatiert (um Ostern 1798) an Schleiermacher (Aus Schleiermachers Leben 3, 83): „Karoline .... hat eben einen großen Schreck. Es kommt ein Packet von Kosegarten, dem Tollen, der ihr ein Buch seiner noch tolleren Gedichte als seiner Freundin mit preislich ausgedrucktem Namen widmet. Ein andres an Fr. Schiller, ein andres an Fr. Richter usw., eine ausgesucht harmonische Gesellschaft.“ Alle diese Freunde und Freundinnen waren dem Dichter persönlich unbekannt mit Ausnahme Karolinens von Humboldt, die er naiverweise nach dem Vornamen ihres Gatten umtauft.

[1]) Ein Exemplar dieser Ankündigung hat sich als Beilage eines Briefes von Kosegarten an August Wilhelm Schlegel vom 1. Juni 1797 in dessen Nachlass in der dresdener Bibliothek erhalten (die Daten der beiden von Klette, Verzeichnis der von A. W. von Schlegel nachgelassenen Briefsammlung S. 10 verzeichneten interessanten Briefe, die ich demnächst veröffentliche, sind falsch angegeben: die Briefe sind vom 1. Juni und 24. September 1797). Eine ähnlich wunderliche Selbstanzeige der dritten Auflage seiner „Poesien“ von 1802 erregte den Spott Karolinens, die am 10. Juli 1801 an Schlegel schreibt (Karoline 2, 191): „Herr Jesus! Kosegartens Reime sind ja nun vergriffen und er wäscht sie aufs neue, will alles Sentimentalische drin wegstreichen und nur naiv sein; zu dem Ende hat er alle Kritiken benutzt, die er gelesen, und auch alle, die er sich ungefähr hat einbilden können. Das ist der Inhalt einer Anzeige in der hamburger Zeitung.“

nächste Zweck des Dichters: sein Zweck ist die Schönheit. Insofern aber die Schönheit nichts andres ist als die anmutige Erscheinung des Guten, insofern opfert der Priester der Schönheit auch auf dem Altar der Wahrheit und der Tugend.“ Man kann nach diesen Sätzen das harte Urteil Goethes und Schillers nicht ganz unberechtigt finden.

Es ist der hervorstechende Hauptmangel in Kosegartens dichterischer Begabung, daß er ein Anempfinder, ein Nachahmer war, worüber er vermöge seines starken subjektiven dichterischen Dranges, der ihm ähnlich wie Rückert von früher Jugend an alle Eindrücke und Erlebnisse spielend in Verse verwandelte [1]), und vermöge seiner zweifellos vorhandenen starken Phantasie und seinem lebhaften Naturgefühl sich selbst wie zu Zeiten auch manche seiner Beurteiler getäuscht hat. Er lernte rasch und verhältnismäßig gewandt in allen Wassern schwimmen und es kam ihm selten zum Bewußtsein, wieviel er der ausgebildeten poetischen Sprache seiner Vorbilder verdankte, die für ihn dichtete und dachte. Aber doch fehlten Momente nicht, wo er diesen Mangel seiner Poesie trotz alledem klar erkannte. Charakteristisch dafür ist eine Äußerung in dem zweiten der oben zitierten Briefe an Schiller, worin er bekennt, daß es ihm mit Schillers „Klage der Ceres“, die eine ungeheure Wirkung auf ihn ausübte, gegangen sei wie den ehrlichen Abderiten mit der Andromache des Euri-

[1]) Vgl. seine eigenen Bekenntnisse über seine poetische Entwicklung und das Entstehen seiner Dichtungen und ihrer formell saloppen Niederschriften, in denen er als willenloser und ohnmächtiger Spielball seiner in ihm arbeitenden, Verse erzeugenden Kraft erscheint, in seiner „Geschichte seines fünfzigsten Lebensjahres“ (S. 45; einige Sätze daraus auch bei Franck S. 264). Was seinen Stil angeht, so ist zu bemerken, daß schon während seiner wolgaster Rektorzeit, wie uns der Bruder des Malers Runge berichtet, der von Kosegarten erzogen und mannigfach gefördert worden ist, die „überschwängliche Ausdrucksart, die dem exzentrischen Manne eigen war“, auf die Arbeiten seiner Schüler einwirkte (Runge, Hinterlassene Schriften 2. 444).

pides, und dann fortfährt (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 222): „Tage und Nächte hat es (dieses Lied) um mich und in mir gesungen und geklungen und nicht eher habe ich wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht gelangen können, als bis ich etwas Ähnliches in gleichem Geist und Odem hervorgebracht hatte, was aber freilich nur den alten Spruch belegen dürfte, daß, wenngleich zween das nämliche tun, es doch darum nicht dasselbe wird.“ Gervinus' unbestechliches Urteil trifft daher den Nagel auf den Kopf, wenn er vor allem in Kosegarten das typische anempfindende Talent erkennt (Geschichte der deutschen Dichtung 5, 711): „Er treibt sich unter den Sängern am Iliss und Tiber, auf den Bergen von Mora, an der Themse und am Arno, an der Donau, Elbe, Saale und Ilm herum, wie er selber singt; im ganzen Meere der Dichtung schwimmt er umher und legt nirgends vor Anker: nur das sieht man ihm an, daß er von dem Hafen, wo Klopstock lag, ausgefahren ist ... Er ist ein Zögling des Altertums und atmet in Rugien Ioniens Luft, aber er singt auch gern aus Ossians Ton; bald arbeitet er ein Naturlied nach Hagedorn und Voß, bald eine Romanze nach Bürger; die mangelnde Harmonie zwischen Form und Materie verrät den Mangel der inneren Natur leicht; die feierliche Ode in Klopstocks Ton birgt hier und da nur schlecht die Tändelei und Weichheit der Dichter Matthissonscher Schule, den elegisch-idyllischen Zug des modernen Naturgefühls, der im ganzen der Grundton der gesamten Lyrik vor den Romantikern ist.“ [1]) Nur ein Spezialfall dieser Anempfindung war Kosegartens von Goethe so hart verurteilte Hinwendung zur philosophischen Gedankendichtung, für die sein in Schillers Musenalmanach für 1797 (S. 75) erschienenes, von des Herausgebers kritischer Schere zum Leidwesen des Verfassers um ein Drittel zusammengestrichenes Gedicht

[1]) Vgl. auch die dahin gehörenden Beobachtungen Kochs in Erschs und Grubers Allgemeiner Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste 2, 39, 145 und schon Atterboms (S. 29).

„Arkona“ ein gutes Beispiel ist.[1]) Der durch nichts vor-eingenommene Körner urteilt darüber folgendermaßen (Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 365): „In dem Gedichte ‚Arkona‘ ist viel geleistet, um die Szene zu vergegenwärtigen; aber dies ist nur das Mittel zum Zwecke. Was in dieser Szene gedacht wird, ist äußerst alltäglich. Erst eine Überzeugung vom Dasein Gottes aus Gründen, die man ebenso gut in der Stube finden könnte, dann Zweifel über die Vorsehung bei einem Schiffbruche, dann Beruhigung, weil sich der Himmel wieder aufklärt. Dazu kommt der vielversprechende Rhythmus[2]), der die höchste Pracht des Gedankens fodert. Überhaupt scheint Kosegarten noch nicht zu wissen, daß der Stoff nur das Fußgestell des Dichters ist, daß, wenn er selbst klein ist, er um desto kleiner erscheint, je größer es ist.“ Mit dieser klassischen Kritik ging die romantische eng Hand in Hand. Tieck zergliederte in seiner Besprechung der neusten Musenalmanache und Taschenbücher Kosegartens „seltsame“ „Hymne an die Liebe“ aus der göttinger Blumenlese von 1797 mit ihrem „Bestreben, den Gegenstand zu veredeln und ihm Würde zu geben“ und ihrer „merkwürdigen Verwirrung der Phantasie“ und kommt zu dem Schlusse (Kritische Schriften 1, 114): „Dieser Dichter hat von je in seinen Versen eine gewisse unmännliche Tändelei geliebt, ein Spielen mit seinem Gegenstande, das nur darum miß-

[1]) Es kann kein Zweifel sein, daß Goethe dies Gedicht in der bekannten Äußerung gegen Eckermann (Gespräche 4, 258) im Auge hat (vgl. Seyffert, Schillers Musenalmanache S. 62 Anm. 1). In Schillers engerem Freundeskreise mag das Gedicht weidlich bespöttelt und verlästert worden sein: Humboldt erinnerte sich noch als Greis, wie prächtig seine Frau den ersten (vielmehr sechsten) Vers „Der Seehund sonnte sich auf dem granitnen Bette“ herzusagen pflegte (Wilhelm und Karoline von Humboldt 7, 356). Man muß das Gedicht lesen, um auch heute noch die Heiterkeit des Schillerschen Kreises berechtigt zu finden.

[2]) Das Metrum sind gereimte Alexandriner, die strophisch geordnet sind, so daß jeder achte Vers männlich mit der dritten Hebung schließt.

fällt, weil er dann plötzlich mit unnötiger Heftigkeit oder seinsollender Größe hereinbricht. Seine früheren Gedichte aber atmeten oft eine schöne Sinnlichkeit; die Phantasie wurde mitgenommen, wenngleich der Weg ihr oft beschwerlich dünkte. Seit einiger Zeit aber hat er seine Manier auf eine auffallende Art geändert: er sucht seinen Gedichten eine philosophische Tendenz zu geben und tändelt und spielt nun mit philosophischen Worten, die seinen Versen sehr oft ein steifes, wunderliches Ansehen verleihen." Ein ähnlicher, nur weniger eingehender älterer Tadel Tiecks (ebenda 1, 88) gilt der gleichen Romanze („Schön Sidselil"), deren kuriose Anfangsverse auch Humboldt laut auflachen machten (Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt S. 111).[1] Der Annahme, daß in dem Xenion 367 Kosegarten gegen diesen Tadel Tiecks in Schutz genommen werde, wie sie Erich Schmidt (in der Anmerkung) zu begründen versucht, vermag ich nicht zuzustimmen und teile Seyfferts Zweifel (S. 101 Anm. 3).

Kurz vor dem Erscheinen des Xenienalmanachs trat Kosegarten auch als Mensch, wenn auch nur indirekt, den weimarischen Freunden nahe, durch die Schilderungen Wilhelm von Humboldts, der ihn im August 1796 bei Gelegenheit seiner Reise nach Norddeutschland, speziell der Insel Rügen, in Altenkirchen aufsuchte und seine Eindrücke von der Persönlichkeit des Arkonasängers nicht nur mit seiner tief eindringenden, scharf charakterisierenden Kunst für sein Reisetagebuch festhielt, sondern auch bei seiner Rückkehr nach Jena im Oktober Schiller mündlich vermittelte. In dem kurzen brieflichen Reisebericht, den er bald nach der Heimkehr nach Berlin am 20. September Schiller erstattete, begnügte er sich mit der kurzen Bemerkung, Kosegarten

[1]) Auch Friedrich Schlegel findet in diesem Gedicht „einige widerliche Züge" und Härten, während er andre Almanachgedichte Kosegartens „von Überspannung und Überfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei" nennt (Friedrich Schlegel 1794—1802 2, 2).

sei ihm „schon durch seine sonderbare und rätselhafte Natur ein anziehender Gegenstand“ gewesen (Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller S. 110). Ausführlicher und wesentlich positiver, als er ihn früher in Schillers Sinne aus seinen Dichtungen beurteilt haben mochte, zeigt sich uns sein Bild in Humboldts Reisetagebuch (Gesammelte Schriften 14, 290), die beste und klarste Charakteristik, die wir neben der Atterboms von Kosegarten besitzen. Humboldt beginnt mit einer plastischen Schilderung des rein Physiognomischen, seiner Gestalt, seiner Gesichtszüge, die er Moritz, in manchen Augenblicken wegen des kränklichen Aussehens Schiller ähnlich findet, seiner Bewegungen, seines Stimmklangs: er trage „offenbar das Gepräge des Genies an sich“, durch seine Unruhe und Verstörtheit (wir würden heute wohl Nervosität sagen) fehle es aber seinem Wesen an Haltung und Harmonie; er habe doch vom Genie „nur die Naturkraft und mehr die verzehrende, heftige als eine fruchtbare und wohltätige“; seine Bildung verrate „eine große Natur, der es aber nicht gelungen ist, sich rein und vollkommen zu entwickeln“. Humboldt spricht ihm Gutmütigkeit und Herzlichkeit im Umgang, Sprach- und sonstige gelehrte Kenntnisse, feines und zartes Gefühl für das Schöne zu, während er ihm interessante Gesprächsführung, Geschmack und Beurteilungskraft, praktischen Sinn nicht glaubt zuschreiben zu können; Egoismus und Eitelkeit sah er bei ihm nicht so sehr hervortreten, wie dies nach den Schilderungen andrer von ihm und nach seinen schriftstellerischen Erzeugnissen zu erwarten gewesen wäre; im ganzen sei Wahrheit und Affektation bei ihm nicht leicht zu scheiden. Einen guten Teil seiner Sonderbarkeiten möchte er aus seiner einsamen, weltabgeschiedenen Existenz am äußersten Rande der deutschen Kulturwelt und seiner unglücklichen häuslichen Lage an der Seite einer ihm in keiner Hinsicht Genüge tuenden Frau ableiten. Sein literarischer Liebling, „der Blutsfreund seines Herzens“, sei Jean Paul: das war bisher nicht so bekannt, stimmt aber vortrefflich zu dem literarischen Bilde, das wir sonst von

Kosegarten haben. Seine dichterischen Arbeiten, die er erst ganz im Kopfe fertig stelle, trage er lange mit sich herum und schreibe sie nur auf einen Anstoß von außen hin nieder, häufig wohl aus finanzieller Not, weswegen er auch manche gänzlich vergesse, ein Bekenntnis, das Humboldt selbst mit Recht übertrieben nennt. „Der sichtbarste Beweis seiner Geschmacklosigkeit war mir der Vorzug, den er einem seiner Gedichte beilegte, das äußerst mittelmäßig und oft unerträglich ist“: gemeint ist eben jenes „Arkona“, das Schiller so unbarmherzig beschnitten und Körner so abfällig besprochen hatte. Mochten nun auch, wie zu vermuten ist, diese psychologischen Beobachtungen und Eindrücke Humboldts die Auffassung Schillers und Goethes von Kosegarten zunächst mildernd beeinflußt haben, durch seine oben besprochene Anzeige seiner künftigen Gedichtausgabe, die an Eitelkeit und Überheblichkeit das Menschenmögliche leistete, wurde das jedenfalls reichlich aufgewogen und Kosegarten hatte sich damit seinen Platz in der Schätzung der weimarischen Dichter endgültig selbst bestimmt. Was Schiller noch von poetischen Manuskripten Kosegartens bei sich liegen hatte, schob er nun vor der Zusammenstellung des nächsten Almanachs im Februar 1798 an Cotta ab, der es dann im Septemberheft seiner Zeitschrift „Flora“ verwertete (Briefe 5, 341; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 285 Anm. 6; vgl. übrigens schon Briefe 4, 276). Auch die briefliche Verbindung zwischen Altenkirchen und Jena hörte auf: Schillers Kalender erwähnt (S. 144) noch ein späteres Schreiben Kosegartens aus dem Mai 1803, über dessen besondere Veranlassung nichts bekannt geworden ist, obwohl es seiner Zeit im Autographenhandel auftauchte.

Wie man mit einer gewissen Sicherheit seit den Tagen des engeren Zusammenschlusses Schillers mit Goethe zu einer einheitlichen literarischen Macht des Letzteren alten Lehrer und Freund Herder auf der Gegenseite vermuten und das loben hören kann, was jene tadeln, so ist es auch in der Beurteilung Kosegartens der Fall. An den Konfessionen über deutsche

Literatur, die Herder in der 1796 erschienenen achten Sammlung der Humanitätsbriefe niedergelegt hatte, hatte Schiller bereits „die sonderbare Art von Toleranz für das Elende“ neben der „Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderte“ und der „Kälte gegen das Lebendige“ verdrossen: „auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und wie viel andre noch in einen Brei zusammen“ (Briefe 4, 461); gemeint ist der 102. Brief (Sämtliche Werke 18, 119). Noch lauter und ostentativer ertönte die Posaune des Lobes in einer Rezension Herders über Kosegartens „Britisches Odeon“ aus dem Herbst 1800 (ebenda 20, 352): „In Kosegarten tritt ein Mann auf, der sie (die Teilnahme der Deutschen an der britischen Literatur) wieder erwecken kann, und zwar hat er sich ins rechte Feld, die lyrische Dichtkunst, das Wort im weitesten Sinne genommen, mit großem Glück gewaget. Unglaublich steht ihm die Sprache zu Dienst: wie ein Genius herrschet er in ihr und weiß ihre Fülle, ihren Reichtum und Wohlklang mit einer Gewandtheit und zugleich mit einer Natur anzuwenden, die oft überrascht, oft bezaubert“; ähnlich fand Herder in der Besprechung des 1801 erschienenen dritten Teils von Kosegartens „Rhapsodien“ die hier übertragenen englischen Gedichte „nicht sowohl übersetzt als im Hauch herübergetragen“ (ebenda 20, 374). Briefliche Urteile Herders über Kosegarten, die als weiteres Material zur Beleuchtung seiner Stellung zu ihm und seinen Dichtungen willkommen wären, habe ich nicht aufgefunden.

Unter dem maßgebenden Einfluß Herders steht Kosegarten in dem Werke, das uns hier näher zu beschäftigen hat, in seinen Legenden, mit denen er wiederum anempfindend und nachahmend ein neues Gebiet betrat und zwar eins, das ihn als Dichter wie als Prediger in gleicher Weise anziehen mußte. Die sechste und letzte Sammlung seiner „Zerstreuten Blätter“ hatte Herder 1797 mit einer Abhandlung „Über die Legende“ (Sämtliche Werke 16, 387) und mit einer daran anschließenden Reihe von Legenden in poetischer Form

abgeschlossen, denen dann im dritten und sechsten Stück der „Adrastea“ 1801 und 2 noch ein Paar Nachzügler folgten (ebenda 28, 167; die Entstehungszeit und die Quellenfrage erörtert Redlich ebenda S. 559).[1] Die Abhandlung sucht die mittelalterliche Legende, die der Heldensage des heidnischen Altertums parallel gestellt wird, in Hinsicht auf ihre Wahrheit, ihre Moral und ihre Schreibart zu erläutern und vor Mißverständnissen zu sichern, nicht um den legendarischen Geschmack wieder emporzubringen, sondern um zu zeigen, daß auch in diesem Jahrhunderte alten literarischen Staube reine Goldkörner enthalten seien und daß Stil und Vorstellungsart dieser Geschichten alle Aufmerksamkeit verdiene. In den Nachdichtungen selbst, so sehr seine Gattin Karoline ihnen tiefe Wirkung auf empfängliche Herzen nachrühmt (Erinnerungen aus dem Leben Herders 2, 208), tritt doch meistens die lehrhafte Tendenz zu trocken und ernüchternd heraus, als daß man sich dichterisch befriedigt fühlen könnte, und der Dichter, der poetisch zu sein glaubt, streift oft allzu hart an das Gebiet der prosaischen, aufklärerischen Ermahnung (vgl. auch Haym, Herder 2, 583 und schon Frenzel unten S. 159). Über dem Ganzen, das, wie Haym mit Recht bemerkt, am deutlichsten in der die Vorrede beschließenden Rosenlegende, den Charakter einer oppositionellen Demonstration gegen die Ästhetik der weimarischen Dichter und ihren Schönheitsbegriff an sich trägt, liegt jene düster verdrießliche, ungemütlich schulmeisterliche Stimmung, wie sie dem Alten vom Topfberge in seinen letzten Jahren in künstlerischen Dingen nun einmal eigentümlich geworden war. Welcher Ansporn mußte es für Kosegarten sein, am Schluß von Herders Abhandlung die resignierten Worte zu lesen (Sämtliche Werke 16, 398): „Vielleicht wird man auch nachstehende Erzählungen, die ich dem lehrenden Idyll

[1] Einen wertvollen Nachtrag zu Redlichs Quellennachweisen gab Köhler in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1887 S. 105 (Kleinere Schriften 3, 107).

näher zu bringen suchte, nicht lesen mögen. Und so seien sie denn wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. *Quiescant in pace!*“ Herder darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, der parodistischen oder verständnislos verwerfenden Auffassung der Aufklärungszeit gegenüber die christliche Legende stofflich wieder entdeckt und zuerst kongenial mit historischer Einfühlung in ihr Wesen begriffen zu haben, eine Bemühung, die von den besten seiner Zeitgenossen verständnisvoll und dankbar anerkannt wurde: sie künstlerisch wieder zu erwecken war ihm nicht vergönnt, dazu bedurfte es eines echten Dichters.[1])

Kosegartens „Legenden“ erschienen in zwei Oktavbänden (XXIV und 322, VI und 475 Seiten) 1804 im Verlag der Vossischen Buchhandlung in Berlin; die Vorrede ist vom 10. Februar, die Widmung an das Kaiserpaar vom 16. März dieses Jahres unterzeichnet. In der Vorrede (unten S. 9) gedenkt er ausführlich des wenige Monate vorher verstorbenen Herder, den er als seinen Freund bezeichnet und der um seine Bearbeitung der Legenden gewußt habe (vermutlich durch Briefe Kosegartens, die nicht erhalten, jedenfalls bisher nicht bekannt geworden sind). In der Auffassung der Legende und ihrer Bedeutung für die neuere Zeit, wie er sie in der Vorrede darlegt, steht er durchaus auf Herders Standpunkt, nur daß er dessen Forderung, die alten Erzählungen der modernen Anschauung näher zu bringen, nicht anerkennt oder doch weniger scharf und deutlich hervortreten läßt.[2]) Eine geschmackvolle oder gar künstlerische Wiederbelebung der alten Dichtungen ist ihm noch weniger gelungen als Herder, weder in den ein-

[1]) Eine treffliche Würdigung der Legendendichtung Herders nebst Bemerkungen über seine Art der Quellenbenutzung und über die Aufnahme der Legenden in der zeitgenössischen Kritik giebt Merker, Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung S. 29.

[2]) Vgl. die Charakteristik in Merkers Studien S. 40. Atterbom nennt (S. 29) die Legenden im Ganzen vortrefflich.

tönig klappernden Trochäen und Iamben des ersten poetischen (auch Herder hatte sich dieser beiden Versmaße bei der Mehrzahl seiner Legenden bedient) noch in der trockenen und nüchternen Diktion der drei andern prosaischen Bücher.[1])

---

[1]) Das gesamte Werk enthält folgende Stücke: Erster Band: Erstes Buch: 1. Die Auffahrt der Jungfrau (Hexameter); 2. Das Avemaria (sapphische Strophen); 3. Die fünf Begrüßungen (Trochäen); 4. Das Unterpfand (ebenso); 5. Die Jungfrau und der Böse (Prosa); 6. Lieben und Leiden der heiligen Agnes (Hexameter); 7. Der heiligen Agnes Brautlied, ein alter Kirchengesang (Alexandriner, in achtzeilige Strophen gesetzt); 8. Die Trauung der heiligen Agnes (Trochäen); 9. Die heilige Margareta und der Drache (Iamben); 10. Der Garten des Liebsten (Trochäen); 11. Die Jungfrau von Antiochia (Hexameter); 12. Das Gebet der heiligen Scholastica (Iamben); 13 Die Milch der heiligen Brigitta (Trochäen); 14. Das Brod des heiligen Jodocus (Iamben); 15. Der Mantel des heiligen Martinus (ebenso); 16. Der Brunn des heiligen Gangolf (ebenso); 17. Das Amen der Steine (ebenso); 18. Der Sitz des heiligen Hilarius (ebenso); 19. Der Handschuh der heiligen Kunigunda (Trochäen); 20. Radegunde (Iamben); 21. Die Katze des Eremiten (ebenso); 22. Das Gesicht des Arsenius (ebenso); 23. Die Kreaturenliebe des heiligen Franciscus (Trochäen); 24. Die Brautnacht der heiligen Cäcilia (Iamben). Zweites Buch: 1. Anna, Mutter der Jungfrau Maria; 2. Marienlegenden; 3. Maria Magdalena, unsres Herrn Liebhaberin und Freundin; 4. Martha, unsres Herrn Gastfreundin und Wirtin; 5. Katharina, unsres Herrn verlobte Braut; 6. Margareta; 7. Agatha; 8. Lucia; 9. Dorothea; 10. Thekla; 11. Eugenia; 12. Cäcilia; 13. Thais die Buhlerin; 14. Hieronymus' Bericht von den Tugenden und der Lebensweise der heiligen Paula; 15. Euphrosyne; 16. Katharina von Siena; 17. Elisabeth, Landgräfin zu Hessen; 18. Walpurgis; 19. Birgitta; 20. Katharina, Birgittens Tochter. — Zweiter Band: Drittes Buch: 1. Der Berg Vaus; 2. Der Evangelist Johannes; 3. Christi Briefwechsel mit Abgarus; 4. Die Reisen des Apostels Thomas; 5. Der Bischof und die Jungfrau; 6. Clemens und seine Familie; 7. Die Passion des heiligen Ignatius; 8. Heroismus und Martertum des heiligen Sebastian; 9. Die thebaische Legion und der Feldhauptmann Mauritius; 10. Die Passion des heiligen Laurentius; 11. Adrianus und Natalia; 12. Martertum des heiligen Jacobus, genannt der Zerstückte; 13. Taten und Tod des Ritters Sankt George; 14. Der große Christoph; 15. Die sieben Schläfer; 16. Wunderbare Schicksale des heiligen Placidus und seiner Familie; 17. Die Gleichnisse des heiligen

In der Vorrede (unten S. 7) bemerkt Kosegarten, die metrischen Legenden des ersten Buches seien „ursprünglich für einen anderen, engeren Zweck geschrieben“ worden: damit verhält es sich folgendermaßen. Im gleichen Jahre wie die beiden Legendenbände, 1804 erschien, gleichfalls im Verlage der Vossischen Buchhandlung in Berlin, der Königin Friederike von Schweden gewidmet, ein zweites Werk Kosegartens: „Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes, eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen“ (vgl. darüber Franck S. 263). In dieser sehr handlungsarmen, wesentlich auf Beschreibung gestellten Idylle, die natürlich wieder auf Wittow und Hiddensee spielt, besitzt Isore ein altes lateinisches Buch, einen Auszug aus der „alten goldnen Legende“ (der *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine eine der Hauptquellen sowohl Herders als Kosegartens), der die Märtyrergeschichten der heiligen Frauen und Jungfrauen enthält, und Aloysius liest den vier Mädchen Agnes, Jutta, Isore und Adelaide die Geschichten der heiligen Agnes und Jutta, ihrer Namensgenossinnen vor, worauf dann Jutta, die auch Dorothea heißt, das Gedicht von der frommen Dorothea hersagt. Die hier eingeflochtenen Legenden von Agnes (S. 153) und Dorothea

Barlaam und die Bekehrung des heiligen Königs Josaphat; 18. Alexius. Viertes Buch: 1. Paulus, der Vater des Eremiten; 2. Anfechtungen, Geschichte und Sprüche des Eremiten Antonius; 3. Die Lebensordnung des Eremiten Hilarion; 4. Des Eremiten Macarius Kämpfe mit dem Fleisch und mit dem Teufel; 5. Sprüche und Taten des Abtes Pastor; 6. des Abtes Johannes; 7. des Abtes Moses; 8. des Abtes Arsenius; 9. des Abtes Agathon; 10. Die Barmherzigkeit des heiligen Johannes, genannt der Almosenier; 11. Leben, Tugenden und Tod des heiligen Bischofs Martinus; 12. Der Bund mit dem Bösen; 13. Des heiligen Basilius letztes Zeichen und Tod; 14. Der heilige Elternmörder Julianus; 15. Die bestrafte Lüge; 16. Das Gesicht des heiligen Forseus; 17. Die Niederfahrt des Ritters Nikolaus; 18. Hubertus; 19. Des Erzbischofs Turpinus Bericht von den Taten und dem Tode des heiligen Kaisers *Carolus Magnus* und seiner Starken; 20. Gregorius auf dem Steine; 21. Der Waldbruder Meinhard und seine Raben. Anhang: Die Irrfahrten des heiligen Brandanus, eine Mönchs-Odyssee.

(S. 189) sind nahezu wörtlich identisch mit den Nummern 6 und 10 unsres ersten Buches, während die Legende von Jutta (S. 181) unserm Legendenbuche fehlt. Ein Zusammenhang dieser Legenden mit der Handlung der Idylle selbst besteht nicht, wenn man nicht die Namensgleichheit als einen Ersatz dafür ansehen will, und die vierte Ekloge ist durch sie ebenso künstlich aufgeschwellt wie die zweite durch die lange Predigt des Pfarrers. Was Kosegarten also in jener Stelle der Vorrede von den ganzen metrischen Legenden sagt, bezieht sich in Wirklichkeit nur auf zwei davon, wenn man nicht annehmen will, daß ursprünglich noch weitere Stücke in die „Inselfahrt" aufgenommen werden sollten, was aber doch schwerlich von allen, nicht einmal von der Mehrzahl gelten dürfte.

Eine ausführliche Untersuchung der Quellen der Legenden Kosegartens liegt außerhalb des Rahmens dieser Einleitung: in jedem einzelnen Falle wirklich bis zu seiner unmittelbaren Vorlage vorzudringen würde zudem mit unverhältnismäßigen Schwierigkeiten verbunden, ja vielfach gänzlich unmöglich sein, da seine eigenen Angaben über die von ihm benutzten Werke (unten S. 6) reichlich unbestimmt sind und ein Katalog seiner hinterlassenen Bibliothek, wie mir von Greifswald auf meine Anfrage hin freundlich mitgeteilt wird, nicht gedruckt worden zu sein scheint. Was ich für die uns hier interessierenden Stücke habe ermitteln können, teile ich unten im dritten Kapitel dieser Einleitung mit: in allererster Linie kommt die *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine in Betracht, die er auch selber an der genannten Stelle namhaft macht, außerdem der *Dialogus miraculorum* des Caesarius von Heisterbach und Gregors des Großen Dialoge. Ich vermochte nicht überall ein reinliches und klares Resultat zu erzielen und das ist ja eine Erfahrung, die auf dem Gebiete der Legendenforschung fast jeder an sich erlebt: waren doch diese Wundererzählungen nach einem treffenden Worte Wilhelm Meyers noch weiches Wachs, das man formen durfte, wie es einem am hübschesten schien, und genaue Quellen-

treue der geringste Gesichtspunkt, unter dem die Bearbeiter an ihre Tätigkeit herantraten.

Die zeitgenössische Kritik hat von Kosegartens Werk wenig Notiz genommen. In den beiden großen Literaturzeitungen von Halle und Jena ist es unbesprochen geblieben: obwohl Goethe das Buch gekannt hat, wie wir zufällig feststellen können (in den Tagebüchern 3, 128 wird es unter dem 11. Mai 1806 genannt), ließ es die eben 1804 unter seiner geistigen Oberleitung zuerst erscheinende Jenaische Literaturzeitung beiseite liegen. Mir ist nur eine einzige Besprechung in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek (92, 18) bekannt, deren Verfasser nach seiner Chiffre Wr. der Dichter Schink, damals in Ratzeburg privatisierend, gewesen ist (Parthey, Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek S. 25. 71). Sie verurteilt die Ausgrabung dieser mittelalterlichen Wundergeschichten aus dem „Schoße einer glücklichen Vergessenheit“ vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus aufs schärfste und sieht darin nichts als „bare Unvernunft“, den „höchsten Triumph verkrüppelter Mönchsphantasie, des bodenlosesten Aberwitzes“, „ungeheure Ausschweifungen eines religiösen Wahnsinnes“ usw. An diesem herben und harten Verdammungsurteil hat sicherlich der nüchtern rationalistische Standpunkt des Rezensenten die meiste Schuld, den auch eine weit größere künstlerische Potenz, als sie der gute Kosegarten darstellt, wohl nicht zu erschüttern vermocht hätte: aber man kann es andrerseits auch wieder Schink nicht verübeln, wenn er von diesen Machwerken nicht gerührt und erschüttert wurde, deren Abstand von den Herderschen er ganz richtig empfand, wie seine Vergleichung beider beweist (S. 23): „Der Kontrast zwischen diesen und jenen ist so schneidend wie zwischen einem heiteren, hellen und einem schwülen, drückenden Sommertag. Die ersten sind schöne, liebliche, rein duftende, Geist und Herz erquickende Blüten; die letzten gleichen dem Unkraute, den Blumen der Daja in Lessings Nathan, von denen Recha sagt: ‚Ich fühle meinen Boden, wenn

sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet, so ausgezehrt durch diese Blumen, fühle in ihrem Dufte, sauersüßen Dufte mich so betäubt, so schwindelnd!“ [1]); er glaubt daher auch kaum, „daß, wie er (Kosegarten) sich überredet, die Sammlung, wie sie da liegt, dem verewigten Herder Freude gemacht haben würde“. Hatte sich Kosegarten, der protestantische Pfarrer, dem Schink mehrfach katholisierende Tendenzen ankreidet, ein Vorwurf, dem wenige quellentreue Legendendichter entgangen sind[2]), besondere Wirkungen auch in katholischen Kreisen versprochen, wie schon die Widmung an das Kaiserpaar durchblicken läßt, so wurde er darin und nur zu rasch bitter enttäuscht: „Schon im Mai des Jahres“, meldet die Neue allgemeine deutsche Bibliothek (91, 486; vgl. auch wieder am Schluß der Rezension 92, 28) ihren Lesern, „sind die von dem protestantischen Dichter Kosegarten in Verse gebrachten und neu herausgegebenen, zu Berlin gedruckten katholischen Legenden von der Zensur zu Wien als abergläubisch verboten worden.“ [3]) Eine neue Sonderauflage haben die Legenden Kosegartens nur 1810, dann nicht mehr erlebt: als der Dichter 1812—15 seine „Dichtungen“ in acht Bänden sammelte, nahm er in den dritten mit dem Untertitel „Sagen der kirchlichen Vorzeit“ die 24 Stücke des früheren ersten Buchs mit Weglassung der prosaischen Nr. 5 auf und fügte noch sechs neue Stücke hinzu.[4])

[1]) Nathan 3, 54.

[2]) Vgl. die charakteristischen Worte Fouqués in seinem „Alwin“ bei Merker, Studien S. 117.

[3]) Erst während der Korrektur ist mir durch den Hinweis im Euphorion 13, 397 die Existenz einer Notiz über dies Verbot der Legenden in der Österreichischen Rundschau 1, 54 bekannt geworden, über die ich im Nachtrag zu dieser Einleitung (unten S. LV) glücklicherweise noch berichten kann.

[4]) Der Band enthält: Einladung (Distichen, mit kleinen Änderungen der vierten Ekloge der „Inselfahrt“ S. 149 entnommen, vgl. unten S. XXXV); 1. = 1804 Nr. 1; 2. = Nr. 3; 3. Die sieben Freuden (Iamben); 4. = Nr. 2 (jetzt in Iamben);

2. Kellers „Sieben Legenden“.[1])

Gottfried Kellers Legenden sind eine Frucht seiner berliner Jahre, in denen sich seine dichterische und künstlerische Persönlichkeit am kräftigsten und innerlichsten zusammenschloß und der Strom seiner erfindenden Phantasie am reichsten sprudelte. Nicht nur sein autobiographischer Roman und die Mehrzahl seiner seldwyler Geschichten sind in der preußischen Hauptstadt entstanden und alsbald auch der Öffentlichkeit übergeben worden: auch Werke, die erst viel später abgeschlossen und nach langer, liebevoller Pflege aus dem heimlichen Gewahrsam des Pults entlassen worden sind, die Galathea-Novellen, welche dann den Titel „Das Sinngedicht“ erhielten, und eben unsre Legenden, erwuchsen den Stimmungen, Erlebnissen und Träumen der berliner Zeit und wurden damals zuerst niedergeschrieben, ohne daß sich etwas von diesen ältesten Fassungen erhalten hätte und den „Nachlaßtrüffelhunden“, auf die es der Spott des Altstaatsschreibers so oft abgesehen hat, Gelegenheit zu lehrreicher Vergleichung und entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung gäbe. Ursprünglich sollten die Legenden innerhalb des genannten Galathea-Zyklus ihren Platz finden (Ermatinger 2, 505). Sie dürften im wesentlichen im Jahre 1855 entstanden sein: für drei von ihnen ergiebt sich das nach den Beobachtungen Ermatingers mit großer Wahr-

5. = Nr. 4; 6. Die Tänzerin (Iamben; eine metrische Bearbeitung des Prosastücks unten S. 31, die Scherer unten S. 137 daneben heranzieht, die aber Keller nicht gekannt hat); 7. Johannes auf Pathmos (Distichen); 8.—25. = Nr. 6—23; 26. Des heiligen Franciscus Sonnengesang (Iamben); 27. = Nr. 24; 28. Die Jungfrau von Nikomedia (Trochäen; vorher gesondert erschienen Berlin 1808); 29. Die heiligen Jungfrauen, An Irene (gereimte vierzeilige iambische Strophen).

[1]) Kellers Legenden sind biographisch und literarhistorisch besprochen von Baechtold, Gottfried Kellers Leben 3, 23; Baldensperger, *Gottfried Keller* S. 229; Köster, Gottfried Keller[3] S. 106; Ermatinger, Gottfried Kellers Leben 1, 442. Die Spezialliteratur, darunter auch manches Unwichtige, verzeichnet Ermatinger 3, 561.

scheinlichkeit aus Beziehungen, wie sie zwischen einzelnen Motiven und Situationen der Legenden und Erlebnissen des Dichters aus der Zeit seiner Liebe zu Betty Tendering obzuwalten scheinen; die übrigen vier dürfen wir wegen des innigen, organischen Zusammenhangs des gesamten Zyklus auch zeitlich wohl nicht allzu weit von jenen entfernen.[1]) Das Manuskript wanderte dann mit dem Dichter nach der Heimat zurück. Aber schon zu Beginn der sechziger Jahre sollte der Zusammenhang der Legenden mit den Galathea-Novellen, über den wir nichts genaueres wissen, gelöst werden: als Strodtmann im Herbst 1862 von Keller einen Beitrag für seinen „Orion" erbat, bot ihm dieser die Legenden an, aber man wurde nicht handelseinig und das Werk blieb im Pulte (ebenda 1, 444). Hie und da las der Dichter daraus vor, so z. B. im Hause Wesendonck (ebenda 3, 33). Erst Ferdinand Weiberts Bitte, ein Werk Kellers für seinen Verlag (Goeschen) zu erhalten, hat dann im Herbst 1871 dazu geführt, daß das „wunderliche Werklein", das der Verfasser einmal scherzend als „ein kleines Zwischengericht, ein lächerliches Schälchen eingemachter Pflaumen" bezeichnet, endlich erschien (ebenda 3, 29. 32. 34. 39). Obwohl Keller damals versichert, daß das Werk „nur einer korrigierenden Abschrift"

[1]) Über die zyklische Komposition des Werkes handelt nach Anregungen Seufferts etwas wortreich Polheim im Euphorion 15, 753. Die unten im dritten Kapitel gegebenen Parallelen zu dem Bilder- und Gleichnisschatz des Buches wollen auch der Entstehungsgeschichte als kleine Bausteine dienen und sind aus chronologischen Erwägungen erwachsen. Wer immer die Bildersprache eines Schriftstellers untersucht, dem ein längeres Leben und eine gewisse Reichhaltigkeit der Produktion beschieden war, wird mit mir die Beobachtung gemacht haben, daß manche Gleichnisse ihre Perioden haben, in denen sie der schaffenden Phantasie naheliegen, nach deren Ablauf sie andern Lieblingsvorstellungen Platz machen. Ich habe daher aus einer vollständigen Sammlung, die ich für Kellers Werke besitze, was in den Rahmen der vorliegenden Untersuchung gehörte, nicht zurückgehalten und man wird daraus ersehen, wie eng der Bilderkreis der Legenden mehrfach zu dem andrer Schöpfungen der fünfziger Jahre stimmt.

bedürfe (ebenda 3, 33), hat er dann doch wohl tiefer, wenn nicht in den wesentlichen Gang der Handlung und in den Geist des Ganzen, an manchen Orten in den Stil und die Färbung eingegriffen, was uns nur an einigen wenigen Stellen nachzuweisen möglich ist, worauf ich im dritten Kapitel dieser Einleitung eingehe. Zu Ende des Jahres 1871 war die Handschrift druckfertig und Ostern 1872 erschienen die „Sieben Legenden“: noch während des Druckes wurde der jetzige Schluß des „Tanzlegendchens“ angefügt (ebenda 1, 445).

Titel und Vorwort des Buches haben dem Dichter einiges Kopfzerbrechen verursacht und an der endgültigen Lösung dieser Schwierigkeiten hat sein Freund Vischer wesentlichen Anteil. An diesen schreibt er am 1. Oktober 1871 (Ermatinger 3, 33): „Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anspielend, zu setzen: Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N. Hielten Sie diesen Titel für affektiert oder irreführend oder läppisch usw.? Ferner ist eine kleine Vermittlung nötig bei dem plötzlichen Gegenstand. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoristisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die *Acta sanctorum*, die Kirchenväter studiert; vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien; da er aber sich wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben usw. usw. Wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich und täte man besser, gar nichts zu sagen? Am meisten fürchte ich, die Kritik würde den Vorwurf des Heinisierens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor diesem Lucian da und wegen aller dieser kann sich der spätere Wurm doch regen.“ Vischers wohlgemeinter Rat bewahrte den Dichter sowohl vor dem stark pretiösen Titel wie vor einem zu demonstrativen Betonen ironischer Tendenzen in einem derbgehaltenen Vorwort: in seiner Antwort vom 18. Oktober erklärte er mit Recht den gewählten Titel für grammatisch un-

bequem, zudem wegen sich leicht anknüpfender ironischer Nebengedanken „zu subjektiv, zu erregt und erregend, auffordernd“ und riet von dem humoristischen Vorwort ab (ebenda 3, 34 Anm.). Ein kleines, allerdings weit zahmer gehaltenes und vor allem durchaus ernstes Vorwort gab Keller dann dem Buche doch bei, „um einer allzu großen Willkür in Beschreibung oder Erwähnung des Büchleins wenigstens das Loch zuzumachen“ (ebenda 3, 36). Den Kern seiner Meinung, wie das Werk aufzufassen sei, hat er auch in diesem Vorwort deutlich zu Worte kommen lassen: „Ich glaube“, schreibt er Vischer am 19. Mai 1872 (ebenda 3, 42), „die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, immerhin aber eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie zu begehen“ (vgl. auch ähnlich ebenda 3, 39 in dem Briefe an Kuh vom 3. April des Jahres). Einen religiösen Glaubensstandpunkt hatte er natürlich den Legendenstoffen gegenüber nicht: durch den überwältigenden Einfluß Feuerbachs während der heidelberger Zeit in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen völlig umgewandelt, war er als dezidierter Nichtchrist, um mit Goethe zu reden, nach Berlin gekommen und seine Stellung der Legendendichtung des Mittelalters gegenüber war natürlich ganz diejenige Feuerbachs. Es ist das Verdienst von Dünnebier, in seiner lehrreichen Schrift über Keller und Feuerbach (S. 103. 274) auf einen Aufsatz des Philosophen „Über den Marienkultus“ (Sämtliche Werke 1, 181) hingewiesen zu haben, der, 1842 verfaßt, 1846 erschienen, sich an eine 1841 herausgegebene Legendensammlung Daumers „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria“ kritisch anschließt und in dem er die rein menschlichen, in Feuerbachs Sinne humanistischen Züge und Motive der Legendendichtung ebenso unbarmherzig wie überzeugend bloßlegt. Es ist wohl sicher anzunehmen, daß Keller diesen Aufsatz gelesen hat und daß er von hier aus zu seinem menschlich-ironischen Standpunkt der Heiligendichtung gegenüber gelangte oder doch darin endgültig

bestärkt wurde, daß so der Boden zubereitet wurde, den dann die zufällige Lektüre der Legenden Kosegartens befruchtete. Durch Feuerbach wohl lernte er klarer erkennen, „wie unter der christlichen Decke die tiefsten Menschlichkeiten spielen“ (Dünnebier S. 103), und ohne jenen Aufsatz, in dem Maria als die Göttin der Schönheit, der Liebe, der Menschlichkeit, der Natur, der Freiheit von Dogmen erwiesen wird, würden wir vielleicht eins der größten Wunderwerke der deutschen Literatur überhaupt nicht besitzen.[1])

Daß Kosegartens Legendenbuch die Quelle Kellers für alles Stoffliche gewesen ist, sagt er selbst in einem Briefe an Freiligrath vom 22. April 1860 (Ermatinger 2, 505): „In diesen Novellen (dem Galathea-Zyklus) sind unter andern sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Kosegarten, in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich), in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück[2]) aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Kosegärtchens an und machte dann eine erotisch-

[1]) Zur Tendenz und inneren Grundanschauung der Legenden vgl. auch die feinen Ausführungen von Cornicelius in seinem Aufsatze über romanische Einflüsse auf Kellers Dichtung in der Festschrift für Tobler S. 128. wo zugleich ganz richtig betont wird, daß wohl von einer Verwandtschaft der Tendenz unsres Legendenbuches mit Boccaccios *Decamerone*, nicht aber von irgend welchem Einfluß des italienischen Dichters gesprochen werden könne.

[2]) Mit diesen Worten will Keller wohl nicht, wie Ermatinger (1, 446) erklärt, andeuten, daß er, wie wir es aus dem Jahre 1875 allerdings wissen (vgl. unten S. XXXI), noch eine achte Legende den sieben beifügen wolle: vielleicht dachte er vielmehr daran, daß für das „Tanzlegendchen“ zwei Stücke Kosegartens von ihm kombinierend benutzt worden waren, oder er hatte die beiden Bearbeitungen der Geschichte der Dorothea im Sinne; jedenfalls will er nichts weiter sagen, als daß der Quellenstücke zu seinen sieben Erzählungen mehr als sieben waren. Über die Symbolik der Siebenzahl bei Keller vgl. Köster[2] S. 79.

weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist. Wenn Gutzkow den Handel entdeckt, so wird er mich des Plagiats beschuldigen.“ Scherer war der erste, der öffentlich in seiner Rezension (unten S. 136) auf Kosegarten als auf Kellers Quelle für seine Legendenstoffe hingewiesen hat: er hatte, wie Baechtold (3, 29 Anm.) berichtet, durch Kellers Freund Exner, seinen Kollegen an der wiener Universität, von dem Sachverhalt gehört, irrte sich allerdings darin, daß er statt der prosaischen Legenden Kosegartens die metrischen aus dem dritten Bande der „Dichtungen“ (vgl. oben S. XXII) heranzog. Kellers Verhältnis zu seinen Quellen im einzelnen ist von Ermatinger am ausführlichsten und abschließend behandelt worden, der auch Kosegartens Texte größtenteils wörtlich seinen Erörterungen einverleibt hat.[1])

Noch an zwei Stellen in Kellers Werken finden sich weitere Legendenmotive, auf die in diesem Zusammenhange hinzuweisen ist. In der fünften Romanze der 1852—54 gedichteten, also fast gleichzeitig mit den Legenden entstandenen älteren Fassung des „Apothekers von Chamounix“ (Euphorion erstes Ergänzungsheft

[1]) Wissenschaftlich ganz wertlos ist der Aufsatz von Freund „Kosegarten und Keller, ein Beitrag zur Geschichte der modernen Legendendichtung“ in den Beiträgen zur Forschung (Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Rosenthal) 1, 127 und er verdiente es schwerlich, von Ermatinger (3, 561) mit der übrigen Literatur eigens zitiert zu werden. Die Heranziehung der 274. Fabel des Hyginus für die Eugenia ist völlig müßig, zumal Keller sicher diesen antiken Fabulisten, den Goethe und Schiller als Stoffmagazin schätzten, nicht gekannt hat. Für den Vitalis wird noch immer wie bei Baechtold (3, 29 Anm.), obwohl dessen Irrtum längst von Rosenberg (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 112, 366) richtig gestellt worden war, die Geschichte von Thais und Paphnutius (Kosegarten, Legenden 1, 212) als Quelle angeführt, was notwendigerweise zu dem ganz verkehrten Resultat führen mußte, daß der Vitalis „ganz und gar Meister Gottfrieds eigene Erfindung“ sei. Für die Dorothea wird Kosegartens metrisches Stück überhaupt nicht berücksichtigt. Nicht einmal den Namen Gebizo zitiert der Verfasser richtig (S. 136. 138).

S. 143; Brunner, Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik S. 367) atmet die groteske Geschichte von dem Gnom und der Dryade ganz den Geist unsres Legendenzyklus, nur daß dem Dichter der boshafte Schalk hier deutlicher im Nacken sitzt. Auf dem Kirchhof von Chamounix in einem Alpenrosenwäldchen ist die Szene:

„Und in einem Baumeskrönlein
hat ein Gnom sich angesiedelt,
zwischen purpurroten Blüten
ein Kapellchen sich gebaut.

Lässet dort zu Gottes Ehre
jeden Tag ein Glöcklein schallen,
daß es lieblich in dem Wäldchen
mit dem Jagdhorn harmonieret,

Hält das Hochamt, peitscht den Rücken
mit dem langgeflochtnen Bärtchen,
welches er beim Bibellesen
in das Buch als Zeichen legt.

Wenn er merket, daß ihn schläfert,
alsdann schläft er vor der Bibel,
denn er legt sich nie zu Bette;
aber aus dem Baume schlüpfet

Nächtlich leise eine Dryas,
nestelt auf sein langes Bärtchen,
kämmt und salbt und flicht es neu,
zierend es mit rotem Bändchen,

Kraut ihn sachte hinterm Ohre,
daß er gar behaglich träumet,
knurrt und schnurrt gleich einem Kätzchen,
bis das Nymphchen lachend weghuscht.

Und am Morgen schreibt er zierlich
auf das feinste Pergamentchen
ein Legendchen mit gemalten
goldenen Initialen:

Wie die Königin des Himmels
ihm allnächtlich sei erschienen
und sein Bärtchen hab' geflochten
und mit frischem Band geschmücket.

Und er hängt die bunten Blätter
auf zum Trocknen an die Zweige
rings um seine luft'ge Zelle,
daß sie in der Sonne flimmern,

Und er weiht sein Gotteshäuschen
nach dem zarten Wunder fromm
unsrer lieben Frau vom Bärtlein.
In dem Bäumchen lacht die Dryas,

Daß das Stämmchen samt der Krone
wild sich schüttelt und die Kelche
ihren hochgefüllten Tau dem
Mönchlein auf die Glatze gießen."

Von ähnlich grotesker Komik ist die schwankartige Legende, die in der jüngeren Fassung des „Grünen Heinrich" 3, 14 der Gottesmacher bei dem grofsen Festgelage in Rosaliens Villa auf dem Lande erzählt[1]) (Gesammelte Werke 2, 232): „ . . . besonders aber der Gottesmacher eine Menge anmutiger Schwänke von der Mutter Gottes zu erzählen wußte, wie sie einmal einen Kongreß ihrer Vertreterinnen an den berühmtesten Wallfahrtsorten der Welt veranstaltet habe und wie es da zugegangen und ein großer Streit entstanden sei, wie nicht anders möglich, wo so viele Frauenzimmer zusammenkämen, was sie alles auf der Hin- und Rückreise erlebt und verrichtet hätten, wie die eine als große Fürstin mit verschwenderischer Pracht, die andre aber wie ein schäbiger Filz gereist sei und in den Herbergen, wo sie übernachtet, ihre Engel in den Hühnerstall gesperrt und am Morgen auch wie Hühner abgezählt habe, ob keiner fehle. So seien auch zwei andre große Frauen, die zum Kongreß reisten, die Mutter Gottes von Czenstochau in Polen und die Maria zu den Einsiedeln, mit ihrem Gefolge bei einem Wirtshause zusammengetroffen und hätten im Garten das Mittagessen eingenommen. Als nun eine Schüssel mit leipziger Lerchen, worauf eine gebratene Schnepfe gelegen, aufgetragen worden, habe die Polackin die Schüssel sofort an sich genommen und gesprochen, soviel sie wisse, sei sie die vornehmste Person am Tische und gebühre ihr hiermit das Störchlein, das da obenauf liege. Denn wegen des langen Schnabels

[1]) Schon Köster[3] S. 112 hat in diesem Zusammenhang auf sie aufmerksam gemacht.

habe sie die Schnepfe für einen jungen Storch gehalten, dieselbe auch mit der Gabel angestochen und auf ihren Teller getan. Die Schweizerin hingegen, über solche Anmaßung entrüstet, habe nur swips! gemacht und die gebratene Schnepfe sei lebendig und gefiedert vom Teller auf und davon geflogen. Inzwischen habe die Maria von Einsiedeln die Schüssel an sich genommen und sämtliche Lerchen auf ihren und der Ihrigen Teller gestreift, die Frau von Czenstochau aber tirili! gepfiffen und die Lerchen seien ebenso wie vorhin die Schnepfe aufgeflattert und singend in der Höhe verschwunden und somit hätten sich die Herrschaften gegenseitig aus Eifersucht das Mittagessen verdorben und sich nachher mit einer dicken Milch begnügen müssen, wozu die schwarzbraunen Gesichter beider Damen sich possierlich verzogen haben." Keller schreibt am 28. Dezember 1875 an seinen Verleger Weibert (Ermatinger 3, 158): „Auch für die Legenden hätte ich gelegentlich ein gutes Stück hinzuzufügen, wobei aber der Titel „Sieben Legenden" verloren ginge und nur „Legenden" bliebe. Was meinen Sie hiezu?" Ermatinger meint, mit dieser achten Legende (vgl. schon oben S. XXVII Anm. 2) sei die Mönchs-Odyssee vom heiligen Brandanus gemeint, die Kosegartens zweiten Band schließt: er folgt darin Baechtold (3, 222 Anm. 1), der aber keine Begründung für diese seine Ansicht giebt. Wenn die Notiz auf einer Angabe des Dichters beruhte, hätte er doch wohl nicht unterlassen, das ausdrücklich zu bemerken. Wie, wenn der Marienkongreß diese achte Legende gewesen wäre und Keller die komische Erzählung, durch die er die künstlerische Harmonie seiner Siebenzahl barbarisch zu zerstören nie ernstlich hätte ins Auge fassen können, um sie nicht untergehen zu lassen, in seinen Roman hinübergerettet hätte? Daß seine Phantasie sich auch sonst auf diesem grotesken Boden nach dem Erscheinen des Buches gern erging, zeigt eine scherzhafte Stelle aus einem Briefe an Marie Exner vom 22. März 1874 (Ermatinger 3, 89): „Ich müßte ja . . . eine Legende schreiben vom guten Marienkinde, das an unterdrückter

Dankbarkeit gestorben ist und den lieben Gott gezwungen hat, eine neue Klasse von Engeln zu stiften mit silbernen Röcken und roten Absätzen an den Schuhen der Seltenheit wegen."

Wie freundlich das Werk vom Publikum aufgenommen wurde, beweist die Tatsache, daß zur größten Überraschung des Verfassers schon nach wenigen Monaten an eine zweite Auflage gedacht werden mußte (Ermatinger 3, 42): „Der etwelche Erfolg", schrieb Keller dem Verleger (ebenda 3, 43), „dürfte doch hauptsächlich in dem unversehenen Abspringen des Büchleins auf einen weltbekannten und doch so zur Seite liegenden Stoff liegen." Die wichtigen und in ihrer charakteristischen Verschiedenheit so lehrreichen Rezensionen von Auerbach, Scherer, Stiefel, Kuh, Frenzel und Kürnberger habe ich im Anhang dieses Buches zusammengestellt (vgl. noch Baechtold, Gottfried Kellerbibliographie S. 26 und Vischer, Altes und Neues 2, 193). Über die „recht krasse Lobpreisung" Kürnbergers, wie er sie dem Verleger gegenüber (Ermatinger 3, 188) nennt, hat sich der Dichter in einem Briefe an den Verfasser vom 3. Januar 1877 selbst ausführlich geäußert (ebenda 3, 190): „Immerhin erkenne ich soviel von Ihrem Lobe dankbar an, daß Sie nicht wie andre und zwar tüchtige Leute mit der schulmeisterlichen Stoff- und Quellenfrage an das ganz freie Spiel herangetreten sind[1]), sondern mit ganz dem Sinne, in welchem es entstanden ist. Sie haben mich damit in dem damals empfundenen Vorsatze bestärkt, sich durch keine Ausschlußtheorien und zeitgemäße Wegverbote von irgend einem Stoffe wegscheuchen zu lassen, der mir eine

[1]) Keller, was ihm als Künstler in keiner Weise verübelt werden soll und darf, spottet zwar gern über unsre philologische und literarhistorische Methode, das „Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen", das Herausgraben eines alten begrabenen Mopses, das Graswachsenhören, das Mehrwissenwollen, als man selbst weiß (Ermatinger 3, 223. 324. 347. 404. 408), und was ihm der Unmut der Stunde sonst noch für schöne Wendungen voll Ironie und

frische Ader weckt. Wo wird denn das sogenannte Zeitgemäße meistens bleiben, wenn die Zeit oder das Zeitlein vorüber ist? Jene Ausschlußtheorien, die jetzt so manche Produzierende für ihr persönliches Bedürfnis zuschneiden und ihren Produkten voransenden, gleichen zudem allzu sehr den Trommeln, welche die Inhaber von Sehenswürdigkeiten auf den Jahrmärkten zu rühren pflegen." Was gegen Kürnbergers mehrfach irrtümliche und mißverständliche Auffassung der Kellerschen Legendendichtung zu sagen ist, hat Ermatinger (1, 479) gut auseinandergesetzt. Von katholischer Seite ist denn auch, wie sich nicht anders erwarten ließ, schroffer Widerspruch laut geworden (vgl. Dünnebier, Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach S. 275). Von sonstigen Urteilen sei nur noch dasjenige Mörikes erwähnt, das der Verleger Weibert in einem Briefe vom 7. Juni 1872 Keller mitteilte (Ermatinger 3, 59 Anm.): er sagte, einen größeren Genuß als die Lektüre der Legenden hätte er seit lange nicht gehabt und eine vollendetere Darstellung wüßte er an keinem neueren Buche zu rühmen. Um so mehr ist es schade, daß Stil und Ausdruck im einzelnen und kleinen trotz der mannigfachen Besserungen, wie sie der Dichter bald als notwendig erkannte („Revisionsbogen der zweiten Auflage sind mir allerdings erwünscht, denn schon habe ich in der ersten Auflage ein Dutzend Stilkorrekturen angemerkt und zwar keine überflüssigen" schreibt er dem Verleger am 31. Mai 1872, ebenda 3, 45) und wie sie sich aus den Fußnoten des unten gegebenen Abdrucks bequem übersehen lassen, doch nicht ganz von allen Schlacken, wie sie der vergängliche Moment der ersten Niederschrift

witzigem Hohn eingegeben haben mag, mußte aber doch bei Gelegenheit Erich Schmidts dessen Freunde Storm bekennen (ebenda 3, 408): „Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als garnichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist."

mit sich brachte, gereinigt worden sind.[1]) In ein schönes Bild faßt Vischer den Gesamteindruck des wunderbar herrlichen Buches (Altes und Neues 2, 208): „Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher, durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln. Die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnisvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig."

3. Einzelnes.

3, 3] Gemeint sind Kaiser Franz II. und seine zweite, seit 1790 mit ihm vermählte Gattin Maria Therese von Sizilien, die Mutter des späteren Kaisers Ferdinand I. von Österreich, die am 13. April 1807 starb.

---

[1]) Ich stelle hier briefliche Äußerungen Kellers über diesen Mangel seines Prosastils zusammen, die beweisen, daß er selbst sich dessen am deutlichsten bewußt war. An Rodenberg, 28. Mai 1876 (Ermatinger 3, 169): „Ich sehe die kleinen Unebenheiten des Geschriebenen erst, wenn es gedruckt vor mir liegt, und pflege erst dann noch das Heer der überflüssigen und schändlichen Adjektive auszurotten"; an Petersen, 18. Juli 1877 (ebenda 3, 218): „Wenn die künftig wieder solche Beobachtungen machen wie die mit dem sich zutragen, so bezeichnen Sie mir gütigst auch gleich die Stelle mit Seitenzahl. Bei aller Sorgfalt bleiben dergleichen Dinge immer wieder stehen, ohne daß mans weiß" (Petersen hatte sich über die Stellung des Reflexivpronomens tadelnd geäußert); an Storm, 16. August 1881 (ebenda 3, 362): „Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit. Mit der Korrektur des Sinngedichts beschäftigt und den Text nun zum dritten und vierten Mal mit der Feder in der Hand durchgehend, stoße ich immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilben -ung, -heit und -keit, die ich bisher übersehen, so daß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann. Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte."

4, 3] Mit diesem Absatz vergleiche man das Widmungsgedicht des in der vierten Ekloge der „Inselfahrt“ (vgl. oben S. XIX) erwähnten Legendenbuchs (S. 149):

„Blühn Violen allein am blaubeblümten Ilissus?
Beut Arkadia nur Rosen zum festlichen Kranz?
Schwellen Hymettus' Blumen allein von dem güldenen Heilsaft,
welcher das Auge verklärt, welcher die Herzen erfrischt?
Sind es die Iphigenien nur, die Ismenen und Daphnen,
welchen dein Kranz, o Zucht, Schönheit, dein Apfel gebührt?
Glaubet mir, edele Frauen, am Jordan auch und am Nilstrom
wehet dichtrische Luft, springt der Begeisterung Quell.
Blumen blühn in den Schauern der Thebaide. Dem Klausner
selbst in dem nitrischen Sand hebt die Empfindung die Brust.
Auch die Cäcilien sind, die Dorotheen und Agnes,
auch Scholastica ist unsrer Bewunderung wert.
Folget mir, edele Frau'n, in die frommen Tage der Vorzeit,
wo noch Glaube die Brust, Liebe noch schwellte das Herz.
Trauet mir, hier auch grünt romantischer Boden: auch hier noch
wehet dichtrische Luft, springt der Begeisterung Quell.“

Dies Gedicht eröffnet dann unter dem Titel „Einladung“ die spätere Sammlung der metrischen Legenden (Dichtungen 3, 7) mit der einzigen Abweichung, daß für „Ismenen“ „Elektren“ und für „Dorotheen“ „Euphrosynen“ eingetreten sind.

5, 3] In der Ausgabe von 1812 führen die Legenden den Untertitel „Sagen der kirchlichen Vorzeit“.

6, 39] Nach dieser Stelle sieht es so aus, als wenn Kosegarten das Heiligenleben Sebastian Brants, das er kurz vorher erwähnt, in der niederdeutschen Bearbeitung (Basel 1517) benutzt hätte (vgl. Goedekes Grundriß ^{2}1, 390. 473).

7, 13] Über diesen „engeren Zweck“ vgl. oben S. XIX.

7, 16] Vgl. das oben zu 4, 3 abgedruckte Gedicht Vers 7—10.

7, 20] „Die Auffahrt der Jungfrau“ Legenden 1, 3 (= Dichtungen 3, 11).

7, 38] Markus 8, 34. Viele dieser Bibelzitate Kosegartens sind höchst ungenau.

8, 2] Matthäus 10, 37.

8, 3] Ebenda 10, 33.

8, 5] Lukas 9, 24.

8, 7] Matthäus 19, 21.
8, 9] Ebenda 19, 24.
8, 10] Lukas 14, 11.
8, 11] Vielleicht nach Lukas 16, 25.
8, 12] Matthäus 26, 41.
8, 14] Galater 5, 24.
8, 16] Jakobus 1, 27.
8, 19] Johannes 1, 2, 15. 17.
8, 22] Tobias 12, 9.
8, 25] Jesus Sirach 3, 33.
8, 26] Vgl. Korinther 1, 7, 27—40.
8, 30] Offenbarung Johannis 14, 3.

11, 1] Kosegartens unmittelbare Quelle für die Eugenia habe ich nicht ermittelt: die ausführliche, dreißig Kapitel umfassende *„Vita sanctae Eugeniae, virginis ac martyris“* in den *Vitae patrum* (Migne, *Patrologia latina* 73, 605), eine kunstvolle, fesselnde Novelle, wie sie Usener (Vorträge und Aufsätze S. 209) mit Recht genannt hat, hat den vier- bis fünffachen Umfang und auch die kürzeren Darstellungen bei Laurentius Surius und Petrus de Natalibus, von denen jene von Wallerstein in seinem Aufsatz in Nord und Süd 76, 72, diese in einem Aufsatze der Beilage Nr. 208 der Allgemeinen Zeitung vom 26. Juli 1872 (hinter der Chiffre —ss— verbirgt sich, wie mir der Cottasche Verlag auf meine Anfrage mitgeteilt hat, Wolf Graf Baudissin) mit Keller konfrontiert wird, sind noch immer viel umfänglicher als Kosegartens Vorlage; diese hat zudem Eigentümlichkeiten gehabt, die in keiner der drei genannten Fassungen wiederkehren (der Name Melania gegen Melanthia der übrigen, die chronologische Fixierung auf 256 unter Valerian, während sonst die Regierung des Commodus oder Septimius Severus angegeben wird, usw.).

12, 2] Psalm 96, 5.

16, 1] Die Quelle ist die *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine 119, 3 (S. 513 Grässe): *„Miles quidam potens valde et dives, dum omnia bona sua indiscreta liberalitate dispergeret, ad tantam devenit inopiam, ut, qui consueverat magna tribuere, jam inciperet minimis indigere.*

Habebat autem quandam uxorem pudicissimam et beatae Mariae valde devotam. Appropinquante autem quadam sollemnitate, in qua praedictus miles multa donaria consueverat elargiri, cum jam, quod tribueret, non haberet, nimia confusione et verecundia ductus, quousque praedicta transiisset sollemnitas, desertum locum moeroris amicum expetiit, ut fortunae suae incommoda plangeret et verecundiam evitaret. Et ecce subito quidam equus valde terribilis, terribiliorem habens sessorem, ad eum accessit, cuius sessor eum alloquitur et causam tantae tristitiae sciscitatur. Cui cum omnia, quae sibi contigerant, per ordinem enarrasset, ille ait: Si mihi in modico obtemperare volueris, magis quam antea gloria et divitiis abundabis. Spondet ille principi tenebrarum se, quidquid jusserit, libenter facturum, dummodo ipse sibi impleat, quae promittit. Et ille: Ecce pergens in domum tuam tali loco requiras et ibidem tot auri et argenti pondera, tot lapides pretiosos invenies; mihi autem hoc facias, ut tali die huc uxorem tuam ad me adducas. Sub tali promissione miles ad domum revertitur et in loco, de quo sibi dixerat, quaerens omnia reperit, quae praedixit. Quae inveniens mox emit palatia, largitur dona, redimit fundos, comparat servos, appropinquante vero die statuta uxorem suam vocavit et dixit: Equum conscendite, quia aliquo longius mecum pergere vos oportet. Ac illa, tremens ac pavens et viri imperio contradicere non praesumens, beatae Mariae devote se commendavit et post virum abire coepit. Cum autem longius processissent et in via quandam ecclesiam invenissent, illa de equo descendens ecclesiam intravit, viro exterius expectante. Dum vero beatae Mariae se devote commendaret, illa subito obdormivit et virgo gloriosa, praedictae matronae in habitu et qualitate per omnia similis, de altari processit et foras exiens equum conscendit, matrona illa in ecclesia dormiente et remanente, vir autem suam uxorem esse arbitrans profectus est. Cum autem ad locum statutum venissent, ecce princeps tenebrarum cum impetu nimio veniebat et ad locum festinabat et, cum appropinquasset, statim ille in-

fremuit et tremens ac pavens accedere non praesumpsit dixitque militi: Infidelissime hominum, cur me taliter illusisti et pro tantis beneficiis mihi talia contulisti? Ego enim tibi dixeram, ut ad me tuam adduceres conjugem, et tu adduxisti domini genitricem: volebam uxorem tuam et tu adduxisti mihi Mariam. Nam cum uxor tua mihi multos inferat injurias, de ea volebam expetere ultionem et tu ad me istam adduxisti, ut me torqueat et ad infernum mittat. Audiens hoc vir vehementer stupebat et prae timore et admiratione nimia loqui non poterat, beata autem Maria dixit: Qua temeritate, nequam spiritus, devotae meae nocere praesumpsisti? Non hoc tibi impune cedet et nunc te hac plector sententia, ut in infernum descendas et alicui cum devotione me invocanti nocere de cetero non praesumas. Ille autem cum multo ejulatu recessit et vir de equo exiliens se ad ejus pedes prostravit, quem virgo increpans ad suam uxorem, quae adhuc in ecclesia dormivit, jubet redire et omnes divitias daemonis abjicere. Rediens igitur cum adhuc uxorem suam dormientem inveniret, eam excitavit et, sibi quae acciderant, narravit. Cum autem domum rediissent et omnes daemonis divitias abjecissent, et in laude virginis devotissime permanserunt et multas postmodum divitias ipsa largiente virgine receperunt.“

19, 1] Kosegartens Vorlage habe ich nicht ermittelt. Sehr nahe steht, schon des Ritternamens wegen (vgl. auch von der Hagen, Gesamtabenteuer 3, CXXIII), Caesarius von Heisterbach, *Dialogus miraculorum* 7, 38 (2, 49 Strange): *„Igitur Waltherus de Birbech . . . dominam nostram sanctam dei genitricem semperque virginem Mariam ab ipsa pueritia coepit invocare et ex intimo cordis affectu diligere atque jejuniis, eleemosynis et missarum celebrationibus honorare. Licet enim corpore deditus esset, ut dictum est, tornamentis, corde tamen totus erat in obsequio beatae virginis. Tempore quodam cum properaret ad quoddam tornamentum, multos milites habens in comitatu, venissetque ad ecclesiam quandam, illos, ut missam audire vellent,*

hortabatur. Quod cum recusarent, moram tantam sibi periculosam esse praetendentes, illis recedentibus ipse mansit, missam de sancta Maria sibi cantare fecit et obtulit sicque socios insecutus est. Cui cum aliqui de tornamento occurrerent et hoc ex responsione illorum cognovisset, subjunxit: Estne adhuc inceptum? Dicentibus illis: Etiam, respondit: Quis fortius ibi facit? Dominus Walterus, inquiunt, de Birbech; ipse in ore omnium est, omnibus praefertur et ab omnibus laudatur. Aliis vero occurrentibus et similia dicentibus, stupens admirabatur, quidnam hoc portenderet. Actum est ineffabili pietate beatae virginis, ut militem devotum, in obsequio suo tardantem, interim in tornamento honoraret ejusque absentiam mirabili quadam virtute suppleret. Veniens tamen ad locum, armavit se et intravit, sed nihil magni illic egit. Ludo vero expleto quidam ex militibus hospitium ejus intraverunt et, ut secum mitius agere dignaretur, deprecabantur. Quibus cum diceret: Quae est causa petitionis vestrae? responderunt: Hodie cepistis nos et rogamus, ut bene nos tractetis. Waltero negante ac dicente: Ego vos non cepi, responderunt: In rei veritate nos hodie dextras vobis dedimus, nos signa vestra militaria ibi vidimus, nos vocem vestram ibi audivimus. Et cognovit statim hoc actum fuisse gratia beatae virginis, quam honoraverat in missa.“

20, 1] Die Quelle ist Caesarius von Heisterbach, *Dialogus miraculorum* 7, 34 (2, 42 Strange): *„In monasterio quodam sanctimonialium, cujus nomen ignoro, ante non multos annos virgo quaedam degebat nomine Beatrix. Erat enim corpore speciosa, mente devota et in obsequio dei genitricis ferventissima. Quotiens illi speciales orationes sive venias secretius offerre potuit, pro maximis deliciis reputavit. Facta vero custos, hoc egit tanto devotius, quanto liberius. Quam clericus quidam videns et concupiscens procari coepit. Illa verba luxuriae spernente istoque tanto importunius instante, serpens antiquus tam vehementer pectus ejus succendit, ut flammam amoris ferre non posset. Accedens vero ad altare beatae virginis patronae oratorii, sic ait: Domina,*

quanto devotius potui, servivi tibi; ecce claves tuas tibi resigno, tentationes carnis diutius sustinere non valeo. Positisque super altare clavibus clam secuta est clericum. Quam cum miser ille corrupisset, post dies paucos abjecit. Illa cum non haberet, unde viveret, et ad claustrum redire erubesceret, facta est meretrix. In quo vitio cum publice quindecim annos transegisset, die quadam in habitu saeculari ad portam venit monasterii. Quae cum dixisset portario: Nosti Beatricem quandoque hujus oratorii custodem? respondit: Optime novi; est enim domina proba ac sancta et sine querela ab infantia usque ad hanc diem in hoc monasterio conversata. Illa, verba hominis notans, sed non intelligens, dum abire vellet, mater misericordiae in effigie nota ei apparens ait: Ego per quindecim annos absentiae tuae officium tuum supplevi; revertere nunc in locum tuum et paenitentiam age, quia nullus hominum novit excessum tuum. In forma siquidem et habitu illius dei genitrix vices egerat custodiae. Quae mox ingressa, quamdiu vixit, gratias egit, per confessionem circa se gesta manifestans.“ Über diese Legende von Caesarius von Heisterbach bis auf Maeterlinck haben wir die musterhafte Untersuchung von Watenphul, Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix der Küsterin (Göttinger Dissertation, Neuwied 1904), in der S. 68 auch Kosegarten seine Stelle gefunden hat. Ich kann aber dem Verfasser nicht Recht geben, wenn er Caesarius als Quelle ablehnt, weil bei Kosegarten der verführende Kleriker fehle, das Motiv der Reue der Beatrix eingeführt und aus dem Pförtner eine Pförtnerin geworden sei. Die beiden letzten Abweichungen sind verhältnismäßig unbedeutend und den verführenden Priester dürfte Kosegarten aus eigener Machtvollkommenheit gestrichen haben, weil er ihm für sein Publikum zu anstößig erschien und er den weltlichen Beruf der Beatrix auch nur verschleiert glaubte andeuten zu sollen; aus dem gleichen Grunde hat er ja auch aus den *„tentationes carnis“* ein „Leiden in meinem Herzen“ gemacht.

21, 1] Die Quelle ist die *Legenda aurea* 27, 3 (S. 128 Grässe): „*Monachus quidam Vitalis nomine, volens sanctum Johannem tentare, si posset sibi verbis persuaderi et ad scandalum facile inclinari, ingrediens ergo civitatem omnes publicas meretrices conscripsit. Intrabat ergo ad illas per ordinem dicens cuilibet: Dona mihi noctem istam et noli fornicari. Ipse autem, domum ejus intrans, in angulo flexis genibus tota nocte in oratione stabat et pro illa orabat et postea mane exibat, praecipiens cuilibet, ne alicui revelaret. Una autem vitam ejus manifestavit, quae statim orante sene a daemone vexari coepit. Cui omnes dicebant: Reddidit tibi deus, quod merebaris, quoniam mentita es; ut fornicetur enim, ingreditur pessimus iste et non propter aliud. Vespere autem facto dicebat praedictus Vitalis cunctis audientibus: Volo ire, quia talis domina expectat me. Multis vero illum criminantibus respondebat: Numquid ego non habeo corpus ut omnes aut monachis solum iratus est deus? Vere et ipsi sunt homines ut ceteri. Dicebant autem quidam: Accipe tibi mulierem unam, abba, et muta habitum, ut non scandalises alios. Ille autem fingens se iratum dicebat: Vere non audiam vos, ite a me. Qui vult scandalisari, scandalisetur et collidat frontem in parietem. Numquid judices constituti estis super me a deo? Ite et vobis curam habete, vos pro me non reddetis rationem. Haec autem cum clamore dicebat cumque ad beatum Johannem quaerimonia deferretur, cor ejus deus induravit, ne his fidem adhiberet. Deprecabatur autem deum, ut post mortem suam opus suum alicui revelaret, ut non imputaretur in peccatum his, qui de eo scandalisabantur. Multas igitur de praedictis mulieribus ad conversionem perduxit et in monasterio plurimas collocavit. Quodam mane dum ab una illarum egrederetur, obviavit ei quidam ingrediens ad fornicandum cum ea dansque ei alapam dixit: Usque quo, pessime, non emendas te ab his tuis immunditiis? Et ille: Crede mihi, accipies a me talem alapam, ut tota Alexandria congregetur. Et ecce postmodum diabolus in specie Mauri sibi alapam dedit, dicens: Haec est alapa, quam*

mittit tibi abbas Vitalis, et statim vexatur a daemone ita, quod ad voces ejus omnes currebant, sed tamen poenitens per ejus orationem liberatus est. Vir autem dei, morti appropinquans, hanc scripturam reliquit: Nolite ante tempus judicare. Mulieribus autem confitentibus, quae faciebat, omnes glorificabant deum et praecipue beatus Johannes, dicens: Quoniam alapam, quam ille accepit, accepissem et ego!" Über den Motivkreis „Vitalis und seine Genossen" plaudert in seiner geistreichen Art Meyer, Gestalten und Probleme S. 246.

23, 1] Dies Gedicht ist aus der Inselfahrt S. 189 übernommen (*a*) und in den Dichtungen 3, 105 wiederholt (*b*). Diese Fassungen zeigen folgende Abweichungen: 1 „zart" für „schön" *ab*; 7 „Zwar die lieben Freund' und Anverwandten, die ihr folgten auf dem letzten Gange" *a*; 11 „ihr" für „und" *b*; 12 „ringet ihr die" *b*; 13 „händeklatscht, ihr Guten" für „klatschet in die ihrigen" *b*; „ihren" *a*; 14 „gefallen" *b*; 26 „in seid'nem" *ab*; 43 „gestickt" *ab*; „güld'nen" *a*, „güldenen" *b*; 66 „Dorotheen" *ab*; 76 „viel' der" *a*, „viel der" *b*; 77 „kränzet'" *ab*; „Märtrerkrone" *ab*.

25, 13] Kosegartens Quelle habe ich nicht ermittelt; sehr nahe steht die *Legenda aurea* 210 (S. 910 Grässe): *„Gloriosa virgo et martyr Dorothea ex patre Doro et matre Thea fuit progenita ex nobili sanguine senatorum. Illis temporibus viguit persecutio christianorum in terra Romanorum. Unde ipse Dorus, spernens idola, romana derelinquens praedia cum possessionibus, agris, vineis, castris ac domibus, transfretavit cum uxore sua et duabus filiabus Christen et Callisten, perrexit in regnum Cappadociae venitque in civitatem Caesaream ibique habitans genuit filiam, de cujus vita nunc intendimus loqui. Et ipsa genita secundum morem christianorum occulte baptizata est a quodam episcopo sancto, qui nomen ei imposuit ex patre et matre compositum. Dorothea autem ipsa puella repleta est spiritu sancto, virtutibus et omni pacis disciplina imbuta, formosa valde super omnes puellas regionis illius. Quod invidus serpens, inimicus castitatis diabolus, non sustinens, Fabricium*

terrae praefectum in amorem virginis Dorotheae stimulans, ut ipsam carnali concupiscentia appeterct. Qui mittens pro ea, spondens thesaurum et res absque compoti determinatione pro dote prodere ipsam legitimo toro producendam. Audiens hoc dulcis Dorothea, quasi lutum terrae despiciens terrenas divitias et intrepida se Christo desponsatam fatebatur. Quod audiens Fabricius, furore succensus, mox eam in dolium plenum ferventis olei mitti jussit ipsaque adjutorio Christi illaesa manens, ac si balsamo ungeretur. Multi autem paganorum, videntes hoc miraculum, intra se ad Christum convertuntur, Fabricius vero, credens hoc magicis artibus fieri, ipsam in carcerem reclusit novem diebus absque ciborum alimentis. Quae nutrita a sanctis angelis dum producitur ad tribunal, pulchrior, quam nunquam visa fuerit, apparuit cunctique mirabantur, quod tot diebus absque cibo tam formosa videretur. Fabricius vero dixit: Nisi deos in praesente adores, equulei poenas non evades. Dorothea respondit: Deum adoro, non daemonem; dii enim tui daemones sunt. Et prostrata in terram elevatisque in coelum oculis oravit ad dominum, ut ostenderet omnipotentiam suam et, quod ipse sit solus deus et non alius praeter eum. Erexerat namque Fabricius columnam et desuper idolum. Et ecce multitudo angelorum, cum impetu veniens, conterit idolum, quod nec particula columnae inveniretur. Et audita est vox daemonum per aera clamantium: Dorothea, cur nos sic devastas? Et multa milia paganorum ad Christum manifeste convertebantur, qui etiam martyrii palmam ingressi sunt. Ipsa autem Dorothea equuleo est suspensa pedibus elevatis, uncis laceratur corpus ejus, virgis castigatur, flagellis flagellatur, deinde ad mammillas virginis faculae ardentes applicatae sunt et ipsa semimortua usque ad crastinum reclusa est. De mane producta nec ulla macula nec ulla laesio apparuit. De quo etiam cum ipse praeses miraretur, dixit ei: Adhuc revertaris, amoena puella, satis namque castigata es. Et misit eam ad duas sorores suas, Christen et Callisten, quae metu mortis a Christo recesserant, ut ipsae Dorotheam

sororem suam a Christo avellerent. Dorothea autem, leniter alloquens praedictas sorores, auferens ab iis caecitatem cordis, et eas ad Christum convertit. Quod audiens Fabricius ambas sorores dorso ad dorsum ligari fecit et in ignem projici et cremari. Et dixit Dorotheae: Quousque, malefica, nos protrahis? Aut sacrifica et vives aut sententia capitali plecteris. Illa laeto vultu respondit: Quicquid vis, passura sum pro Christo domino et sponso meo, in cujus horto deliciae et rosas cum pomis colligam et laetabor cum ipso in aeternum. Hoc audiens tyrannus in se ipsum infremuit praecepitque, ut pulchritudo ejus et facies ejus baculis et fustibus caederetur et ut tortores fatigarentur et quod nec vestigia faciei in ipsa apparerent, et in carcere servata in crastinum. De mane vero producitur illaesa, a salvatore nostro curata, sententia capitali judicatur, et dum extra muros ducitur, videns eam Theophilus, protonotarius regni, quasi illusorie rosas de viridario sponsi sui petens sibi mitti, quod illa promisit. Cum autem venit ad locum decollationis, rogavit dominum pro omnibus, qui ad honorem sui nominis suae memoriam passionis peragerent, ut in omnibus salvarentur tribulationibus et praecipue a verecundia, paupertate et a falso crimine liberarentur et in fine vitae contritionem et remissionem omnium peccatorum obtinerent, mulieres vero parientes, nomen ejus invocantes, celerem sentiant in doloribus profectum. Et ecce vox de coelo audita est: Veni, electa mea; omnia, quae petiisti, impetrasti. Dorothea vero inclinata ad ictum spiculatoris, apparuit puer purpura indutus, discalceatus, crispo capite, in cujus veste stellae fuerunt, ferens in manu orarium, id est sportulam cum tribus rosis et tot malis. Cui Dorothea: Obsecro te, domine, mihi feras eas Theophilo scribae. Et decollata et ad Christum suum sponsum feliciter collocata est. Passa est autem gloriosa virgo et martyr Dorothea anno domini CCLXXXVII idus februarias Fabricio praeside sub Diocletiano et Maximiano imperatoribus Romanorum. Theophilus autem stans in palatio praesidis et ecce puer apparuit circa eum et sustulit eum in partem,

dicens: Has rosas cum pomis mittit tibi soror mea Dorothea de paradiso sponsi sui. Puer vero disparuit. Tunc Theophilus prorupit in voces laudando et glorificando Christum deum Dorotheae, qui mense februario, dum magna frigora terram cogebant nec aliquod virgultum frondibus vestitur, rosas et poma, quibus vult, mittere potens est, cujus nomen sit benedictum. Et illius affirmatione et praedicatione fere tota terra convertitur. Videns hoc tyrannus pluribus generibus tormentorum quam Dorotheam cruciavit, ultimum vero in particulas minimas succidi jussit et [canibus] ad manducandum projicitur. Theophilus vero sacro baptismate mystico corpore et sanguine Christi communicatus est, perrexit ad Christum, qui glorificat sanctos suos, et glorificatur ipse in his, qui patri sanctoque spiritui consubstantialis et coaeternus vivit et regnat deus in saecula saeculorum.“

29, 1] Eine Quelle für diese Legende habe ich nirgends auffinden können: selbst Mussafias reiche Listen mittelalterlicher Marienlegenden enthalten keine auch nur annähernd parallele Erzählung.

29, 27] Vgl. 118, 2.

29, 28] In den Psalmen finden sich solche Stellen nicht.

30, 1] Eine solche Bibelstelle gibt es nicht, da Korinther 2, 9, 8 schwerlich gemeint sein kann.

31, 1] Die Quelle ist Gregorius, *Dialogi* 4, 17 (Migne, *Patrologia latina* 77, 348): *„Sed neque hoc sileo, quod praedictus Probus dei famulus de sorore sua nomine Musa, puella parva, narrare consuevit, dicens, quod quadam nocte ei per visionem sancta dei genitrix semper virgo Maria apparuit atque coaevas ei in albis vestibus puellas ostendit. Quibus illa cum admisceri appeteret, sed se eis jungere non auderet, beatae Mariae virginis voce requisita est, an velit cum eis esse atque in ejus obsequio vivere. Cui cum puella eadem diceret: Volo, ab ea protinus mandatum accepit, ut nihil ultra leve et puellare ageret et a risu et jocis abstineret, sciens per omnia, quod inter easdem virgines, quas viderat, ad*

ejus obsequium die trigesimo veniret. Quibus visis in cunctis suis moribus puella mutata est omnemque a se levitatem puellaris vitae magnae gravitatis detersit manu. Cumque eam parentes ejus mutatam esse mirarentur, requisita rem retulit, quid sibi dei genitrix jusserit, vel qua die itura esset ad obsequium ejus indicavit. Tunc post vigesimum quintum diem febre correpta est. Die autem trigesimo cum hora ejus exitus propinquasset, eamdem beatam genitricem dei cum puellis, quas per visionem viderat, ad se venire conspexit. Cui se etiam vocanti respondere coepit et depressis reverenter oculis aperta voce clamare: Ecce, domina, venio; ecce, domina, venio! in qua etiam voce spiritum reddidit et ex virgineo corpore, habitatura cum sanctis virginibus, exivit.“ Die Geschichte ist mit und ohne Namensnennung des Gregorius in viele Sammlungen von Marienlegenden aufgenommen worden (vgl. Mussafia in den Sitzungsberichten der wiener Akademie der Wissenschaften 113, 951. 993. 115, 40. 47). In die Dichtungen 3, 61 hat Kosegarten eine metrische Behandlung der Erzählung unter dem Titel „Die Tänzerin“ aufgenommen, wo die bei Gregorius ganz fehlende Tanzwut des Mädchens noch stärker herausgearbeitet ist.

37, 1] Vgl. Wallerstein, Die Legende von der heiligen Eugenia im Urbild und in der Umgestaltung durch Gottfried Keller, Nord und Süd 76, 72.

40, 17] „Es (Vrenchen) glühte im Gesicht wie eine rote Nelke“ Romeo und Julia auf dem Dorfe (Gesammelte Werke 4, 140).

42, 8] Psalm 42, 2.

42, 26] Den Ausdruck „geistlicher Habit“ hat Keller hier aus der Quelle (12, 28) beibehalten, während er ihn an der zweiten Stelle (21, 27) durch „kirchliches Gewand“ (87, 34) ersetzt, weil er ihn unmittelbar vorher (87, 25) schon gebraucht hatte. Auch „Mönchshabit“ (51, 26. 106, 1) findet sich bei Kosegarten (Legenden 2, 180).

42, 38] „Nettchen, weiß wie ein Marmor“ Kleider machen Leute (Gesammelte Werke 5, 44); „Gesicht, Hals, Hände, Arme, alles von genau derselben weißen

Hautfarbe, wie wenn ein parischer Marmor bekleidet worden wäre“ Landvogt von Greifensee (ebenda 6, 189).

43, 3] „Sie (Anna) erwiderte ... mit dem Tone eines Glöckchens, welches nicht recht weiß, ob es anfangen soll Mittag oder Vesper zu läuten“ Grüner Heinrich 2, 6 (1, 390 Ermatinger; in den Gesammelten Werken 1, 299 gleichlautend); „Die Schöne ... dankte ihm mit einer himmlischen Glockenstimme“ Spiegel das Kätzchen (ebenda 4, 308); das Gedicht „Doppelgleichnis“ (ebenda 10, 19; erster Druck 1853) malt das Bild in Verbindung mit einem zweiten weiter aus.

43, 14] Ähnlich im Martin Salander 19 (ebenda 8, 336): „Zu dessen Gunsten sie einander bei guter Gelegenheit allerlei Hasen in die Küche gejagt.“ [1])

45, 24] Die Schreibung „Spuck“ (auch 102, 10) findet sich noch im alten Grünen Heinrich 1, 127. 402 Ermatinger; daß sie Kürze des Vokals in oberdeutscher Aussprache andeuten soll, ist mir trotz der Bemerkung im Deutschen Wörterbuch 10, 2, 211 wahrscheinlich wegen der oberdeutschen Nebenform „Spuch“. In einem Gedicht (Gesammelte Werke 9, 250) reimt „spuken : mucken“.

47, 10] „Jener sprang wie ein Tiger den Bach entlang“ Romeo und Julia auf dem Dorfe (ebenda 4, 101).

47, 37] Die gleiche Wendung finde ich noch im Grünen Heinrich 4, 7 (2, 377 Ermatinger; ebenso in den Gesammelten Werken 3, 114) und in der Armen Baronin (ebenda 7, 136).

48, 1] „Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande“ Alles oder nichts (ebenda 9, 116; erster Druck 1845). Beiden Stellen liegt natürlich die bekannte Stelle der Bergpredigt (Matthäus 7, 15) zugrunde.

---

[1]) Bei Gelegenheit des Hasen nebenbei eine andre hübsche Parallele: „Sein Herz hüpfte wie ein Häschen im Weißkohl“ Drei gerechte Kammacher (Gesammelte Werke 4, 259); „Wie der Has im Kohle springt ihm das Herz und singt und klingt“ Waldfrevel (ebenda 10, 87; erster Druck 1851).

51, 15] „Blaß wie ein Röschen blühend“ Lebendig begraben 12 (Gesammelte Werke 9, 144).

54, 6] Dieser Satz ist einer der sicheren Zusätze, die bei der endgültigen Druckredaktion des alten Manuskripts eingefügt wurden: von der dritten Auflage an wurde die 1872 aktuelle Anspielung auf den deutsch-französischen Krieg wieder aus dem Texte entfernt, was vom Standpunkte der Stilreinheit aus sicherlich zu billigen ist. Nur vorübergehend konnte Keller auf den Bahnen von Musäus wandeln.

55, 6] Keller besaß als Geschenk Varnhagens Rahels Handexemplar [1]) von Angelus Silesius' Cherubinischem Wandersmann, die münchener Ausgabe von 1827 (Ermatinger 1, 231).

61, 30] Belege für das altertümelnde relative „so“ (auch 85, 7) bei Keller: Gesammelte Werke 1, 19. 135. 217. 2, 72. 3, 114. 4, 36. 45. 144. 146. 169. 254. 5, 67. 107. 159. 173. 6, 91. 7, 46. 9, 69. 121. 10, 210; Grüner Heinrich 1, 361. 2, 351. 407. 415 Ermatinger; Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 41. 47. 270; Baechtold 1, 426. 458; Ermatinger 2, 523.

65, 36] Das Adverbium „handlich“ finde ich im Fähnlein der sieben Aufrechten (Gesammelte Werke 6, 308) und im Apotheker von Chamounix 12 (Euphorion erstes Ergänzungsheft S. 156).

70, 11] Diesem und den folgenden Abschnitten würde gewiß niemand den hineingeheimnissten Sinn abmerken können, wenn uns der Dichter selbst nicht Aufklärung gegeben hätte, nachdem Vischer die Stelle ästhetisch beanstandet hatte (vgl. übrigens auch Stiefel unten S. 146). Keller antwortet ihm am 29. Juni 1875 (Ermatinger 3, 137): „Nämlich die Nasenzöpfe in einer der Legenden: mit diesen verhält es sich so. Ich wollte unter dem Eindruck des Krieges nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl der Geschwinde (Guhl ale-

[1]) „Die Sprüche von Angelus Silesius waren ihr fast immer zur Hand“ berichtet Varnhagen (Rahel 1, 38; vgl. noch 3, 28. 30. 42. 157. 226. 391. 403).

mannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus der Zahllose den Panslavismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke *successive* besiegt. Das äußere Wesen des Slavischen sollte unter anderm durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen und es fiel mir nicht im Traume ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes wie Nasenschleim und dergleichen ins Spiel komme." Diese Abschnitte sind damit also als jüngere Zusätze aus der Zeit der letzten Druckredaktion erwiesen. „Guhl" braucht Hebel im Statthalter von Schopfheim Vers 4. Den Slaven zeigt sich Keller auch sonst nicht hold: wie er am 29. Dezember 1882 an Exner schreibt (Ermatinger 3, 416), möchte er „gar zu gern noch den Heerzug der Germanen gegen die Slaven sehen, wo diese anachronistischen Bestien ihr Morgenbrot wegkriegen werden". Für den, der die mittelalterlichen Quellen aus der Zeit des höfischen Lebens kennt und sich des mannigfachen Schellenschmucks der Kleider und Rüstungen und der geflochtenen, mit Golddraht durchzogenen Bärte der Greise erinnert, sind Kellers Phantasien nichts als groteske Weiterbildungen und Übertreibungen wirklicher alter Trachten, nur daß er sie ironisierend den verhaßten Ausländern beilegt.

73, 11] „Es wandert eine schöne Sage wie Veilchenduft auf Erden um" Frühlingsglaube (Gesammelte Werke 9, 46; erster Druck 1845).

77, 1] Die Legende von Beatrix erwähnt auch Feuerbach in der oben S. XXVI erwähnten Abhandlung (Sämtliche Werke 1, 188).

84, 15] Auch die Schreibung „buck" (vgl. oben zu 45, 24) bezeichnet Kürze des Vokals: in einem Gedicht (Baechtold 3, 634) reimt es auf „zuruck".

86, 1] Vgl. Rosenberg, Der schlimm-heilige Vitalis von Gottfried Keller und Thais von Anatole France, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 112, 366.

89, 33] „bis anhin“ findet sich bei Keller noch Gesammelte Werke 2, 145. 7, 83 und Ermatinger 2, 281. 414.

90, 24] Die Schreibung „stäcke“ findet sich noch Gesammelte Werke 1, 300, „stack“ ebenda 4, 14.

93, 14] „Das feine spröde Eis über den Herzen war nun vollends gebrochen“ Landvogt von Greifensee (ebenda 6, 235).

101, 37] „Wo silbergrau die Morgendämmrung lag“ Ein Tagewerk 1 (Brunner, Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik S. 320; erster Druck 1846).

102, 15] „Bis der Oheim das Wort ergriff, um das festgefahrene Schifflein wieder flott zu machen“ Grüner Heinrich 3, 9 (Gesammelte Werke 2, 99); „Es gelüstete ihn plötzlich ... das Schifflein im reizenden Versuche der Freiheit da und dorthin zu steuern, wo liebliche Dinge lockten“ Sinngedicht 1 (ebenda 7, 12); „Damit war sie aber auf ein Meer gefahren, auf welchem sie das Steuer ihres Schiffleins aus der Hand verlor“ ebenda 7 (ebenda 7, 51); „Ruhig fuhr nun das Schifflein Martin Salanders zwischen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturmes wie des Friedens gewärtig usw.“ Salander 21 (ebenda 8, 353).

103, 12] Die im folgenden geschilderten drei Gemmen, die man wohl kaum für rein erfunden halten kann, sehen aus, als wenn Keller bestimmte Kunstwerke im Original oder in Abbildungen dabei vor Augen gehabt hätte: doch habe ich entsprechende Motive, die zu seinen Angaben stimmen, in einer größeren Zahl von Gemmenwerken vergeblich gesucht. Vielleicht ist ein andrer damit glücklicher. Den Vermittler dürfte dann wohl Dilthey abgegeben haben (vgl. unten zu 116, 14).

109, 2] Dieses Motto ist, wie Baechtold 2, 80 Anm. 1 zuerst gesehen hat, Schefflers Vorrede zum Cherubinischen Wandersmann entnommen und lautet vollständig (S. 10 Ellinger): „Insonderheit beim Ludovico Blosio, da er im zwölften Kapitel seiner Geistlichen Unterrichtungen sehr schön also redet: In der geheimen Vereinigung verfleußt die liebhabende Seele und ver-

gehet von ihr selbst und verfället, als wäre sie zunichte worden, in den Abgrund der ewigen Liebe, allda sie ihr tot ist und Gott lebet, nichts wißende, nichts fühlende als die Liebe, welche sie schmecket; denn sie verlieret sich in der übergroßen Wüste und Finsternis der Gottheit. Aber sich so verlieren ist mehr sich finden."

111, 15] „Diese Meinung ging gleich einer strahlenden heißen Sonne in mir auf und in deren Licht sah ich nun jede Bewegung und jede kleinste Handlung, jedes Wort des schönen Geschöpfes" Pankraz der Schmoller (Gesammelte Werke 4, 49).

114, 30] Hier dürfte, wie Ermatinger (1, 475) mit Recht annimmt, eine Reminiszenz an Kosegartens Legende „Lieben und Leiden der heiligen Agnes" vorliegen, in der es heißt (Legenden 1, 50): „Doch der Tyrann befahl zu wecken das schlummernde Mägdlein, feurige Kohlen zu breiten, die Glut zu schüren, die Jungfrau gar zu begraben im rötlichen Brande der feurigen Kohlen: aber auf Rosen, auf Kohlen nicht, lag ruhend die Jungfrau" (vgl. auch ebenda 2, 96: „Nach einer Weile sprach der Märtyrer: Diese Kohlen gemahnen mich wie soviel Rosen").

116, 14] Wir haben hier ein hübsches Beispiel dafür, wie sich Keller seine gelehrten akademischen Freunde in Zürich für seine Dichtung zunutze machte. Zu seinem engeren Bekanntenkreise gehörte während seiner züricher Zeit (in dem 1870 beginnenden Dezennium) der Philologe Karl Dilthey (vgl. Ermatinger 1, 429. 431). Aus seiner Abhandlung *„De Callimachi Cydippa"* stammt die Notiz, die ihm der Verfasser natürlich auch mündlich mitgeteilt haben kann. Nachdem dort der Apfel, die der Venus geheiligte Frucht, als *„symbolum eroticum"* im allgemeinen besprochen ist, heißt es weiter (S. 114): *„Haec mihi nativa videtur symboli forma fuisse, ut eodem pomo vir feminaque vescerentur . . . a quo proximum est, quod mala adesa mittebantur vel jaciebantur pro desiderii confessione"*; dazu werden als Belege angeführt Lukian, *Ἑταιρικοὶ λόγοι* 12, 1 und *Τόξαρις ἢ*

φιλία 13[1]), Alkiphrons Briefe 3, 62, 2 und Aristainetos' Briefe 1, 25. Da das Buch Diltheys erst zu Otto Jahns silbernem Doktorjubiläum Leipzig 1863 erschienen ist und Dilthey erst 1870 nach Zürich kam, so kann dieser Satz in der ursprünglichen Fassung der Legenden noch nicht enthalten gewesen sein, sondern gehört vielmehr zu den für die Herausgabe eingefügten Zusätzen.

116, 33] Cornicelius (Festschrift für Tobler S. 130; vgl. aber schon Scherer und Frenzel unten S. 137. 162) hat gesehen, daß dieses wunderherrliche Gleichnis wohl durch ein Dantesches angeregt, aber auch, was man energischer betonen muß, eben nicht mehr als angeregt worden ist (*Inferno* 5, 82): *„Quali colombe, dal disio chiamate, con l'ali aperte e ferme al dolce nido vengon per aere da voler portate.“*

118, 1] Für das Tanzlegendchen besitzen wir ein paar die Wandlungen der Erzählung beleuchtende Nachrichten. Baechtold berichtet (3, 27 Anm.): „In der ersten Fassung lautete der Schluß des Tanzlegendchens anders als jetzt. Bei jenem Gesang der Musen im Himmel, da alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wird und das ganze Paradies mit den Ältesten und Propheten, überhaupt alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen war, außer Fassung gerät, ist es die allerhöchste Trinität selber, die mit einem lang hinrollenden Donnerschlage die Sängerinnen zum Schweigen bringt. Ursprünglich war es jedoch der Stadttambour des himmlischen Jerusalems gewesen, der geholt wurde, um Ruhe zu stiften. — Gottfried Keller schenkte seiner Zeit das alte Legendenmanuskript der wiener Concordia zu einer Verlosung oder etwa ähnlichem. Wohin ist dasselbe gekommen?“ Bei Ermatinger fehlt sowohl diese ganze Notiz als auch die wünschenswerte Antwort auf diese Frage. Dagegen berichtet er von einer Änderung des Schlusses, die der Dichter noch nach Ab-

[1]) Wieland macht hier in seiner Übersetzung die Anmerkung (4, 17 Anm. 12): „Eine uns auffallende Galanterie bei den Griechen, die ihrer großen Reinlichkeit Ehre macht.“

sendung des Manuskripts an den Verleger in der Korrektur vornahm (1, 445): „Am 1. Februar 1872 besucht Keller in Gesellschaft Professor Geisers im St. Peter ein Orgelkonzert von Theodor Kirchner. Wie sie die Kirche verlassen, sehen sie ein wundervolles Nordlicht am Himmel. Auf einmal bemerkt Keller, es sei ihm während des Konzertes eingefallen, daß er an dem Legendenmanuskript noch etwas ändern müsse; er wolle Weibert telegraphisch Bericht schicken. Darauf geht er nach Hause und schreibt den neuen Schluß hinzu.“ Kirchners Orgelmeisterschaft ist also die Beseitigung des grotesken Stadttambours des himmlischen Jerusalem zu danken, an dem Storm sicher wie an so mancher andern „Lalenbürgerei“ seines Freundes Anstoß genommen hätte. Erwähnt sei noch, daß Ernst Frank, Bülows Nachfolger als Hofkapellmeister in Hannover, aus dem Tanzlegendchen eine Kantate zu machen die Absicht hatte, was nach der Ansicht des Dichters „nicht gerade klug“ war, da es „ja natürlich nur im rechtgläubig katholischen Stile mit Abstreifung aller Ironie, also mit Verkehrung ins Gegenteil möglich wäre“ (ebenda 3, 476): ob dieser Plan wirklich ausgeführt worden ist, weiß ich nicht.

120, 12] „Ansonst“ findet sich bei Keller noch Gesammelte Werke 4, 243. 5, 131. 7, 188; Brunner, Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik 8. 414; Ermatinger 3, 35. 394.

121, 25] „Die Angelegenheiten der Volks- wie der höheren Schule werden nicht aufhören, der Augapfel des zürcherischen Volkes zu bleiben“ Bettagsmandat von 1862 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 237).

122, 29] Diese Berufung auf die beiden großen Kappadozier ist natürlich Spaß.

123, 5] Auch dieser drollige Zug zur Charakteristik der Martha wurde erst für die Druckgestalt eingefügt (Ermatinger 1, 444).

127, 1] Der Verfasser dieser Kritik ist Berthold Auerbach.

128, 16] Vgl. Schillers Briefe 2, 252.

130, 21] Dies ist ein Irrtum.

130, 28] Eine solche kommt in Homers Ilias nicht vor.

133, 37] Brahms hat von Keller nur drei Gedichte komponiert: „Salome“ (Gesammelte Werke 10, 79) Op. 69, 8; „Abendregen“ (ebenda 9, 38) Op. 70, 4; „Therese“ (ebenda 10, 77) Op. 86, 1.

137, 13] Vgl. oben zu 116, 33.

140, 30] Heyse, Novellen 10, 240.

142, 13] Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 1, 280.

144, 1] Der Verfasser dieser Kritik ist Julius Stiefel. An Vischer schreibt Keller am 19. Mai 1872 (Ermatinger 3, 42): „Nun lese ich heute, wie ein junger Landsmann, der Dr. Stiefel, der viel zu mir ins Haus kam und mich genau kennen kann, in der wiener Freien Presse eine Art schwächlicher Denunziation *à la* Wolfgang Menzel gegen mich schmiedet! Es scheint überhaupt zuweilen, als ob die jungen Ästhetiker jetzt dozieren und schreiben, ehe sie lesen können, oder aber ein angehendes hinterlistiges Pfaffentum bildeten, welches das Wetter machen will.“

146, 20] Nach Schiller, Des Mädchens Klage Vers 14.

149, 1] Der Verfasser dieser Kritik ist Emil Kuh; sie ist neuerdings wieder abgedruckt in Schaers Ausgabe seiner Kritischen und literarhistorischen Aufsätze S. 352.

150, 38] Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke 1, 441. 2, 472 Goetze.

150, 39] Montanus, Wegkürzer 6.

151, 8] Spee, Trutznachtigall 43.

151, 13] Ebenda 44.

151, 19] Vgl. oben S. XVI.

151, 20] Goethe, Werke 16, 115.

151, 25] Heine, Sämtliche Werke 1, 146 Elster.

152, 11] Dieses Zitat aus Gervinus kann ich nicht nachweisen.

154, 13] Stuttgart 1846; Wien 1863.

155, 1] Der Verfasser dieser Kritik ist Karl Frenzel.

156, 5] Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen 2, 90.

157, 39] Regensburg und Landshut 1836—42.

164, 1] Über diesen Aufsatz spricht sich Keller in einem Briefe vom 3. Januar 1877 dem Verfasser gegenüber aus (Ermatinger 3, 190), aus dem die wichtigsten Sätze oben S. XXXII ausgehoben sind.

164, 5] Hippel, Sämtliche Werke 3, 57. Vgl. auch Martin Salander 16 (Gesammelte Werke 8, 273): „Und wenn sie dann auf den Kanzeln von dem lieben Gott reden, der keine Beine habe und uns persönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewissen Gotteskindschaft dicktun sollen, so lasse ich es dabei bewandt sein und bete dafür das Vaterunser desto andächtiger mit."

165, 1] Nach Schiller, Die Worte des Glaubens Vers 11.

Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, den freundlichen Helfern meiner Arbeit zu danken: die Verwaltung des Gottfried Kellerschen Nachlasses, an ihrer Spitze Herr Dr. Hermann Escher in Zürich, sowie Kellers Verleger, die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, haben meiner Bitte um die Erlaubnis zum Abdruck des Textes der „Sieben Legenden" bereitwillig entsprochen. Möchte das Heft auch an seinem Teile dazu beitragen, das tiefere Verständnis eines der edelsten Werke unsrer Literatur in immer weitere Kreise zu tragen!

Jena, 2. Oktober 1918.

Albert Leitzmann.

Nachtrag.

Kosegarten hatte seine Legenden dem Kaiserpaar gewidmet, ohne vorher die Erlaubnis dazu beim wiener Hofe einzuholen. Auf ein vernichtendes Gutachten der beiden theologischen Zensoren Böhm und Dannemeier („Böhm erklärte, daß Kosegartens Legenden bei vernünftigen Christen Anstoß und Ärgernis erregen, den Schwachsinnigen aber verleiten

könnten, sich dem Aberglauben zu ergeben, Träumereien nachzuhängen und in gefährliche Schwärmerei zu verfallen; die Zueignung sei daher ein zweideutiger Beweis von Ehrenbezeugung. Dannemeier tadelte, daß der Dichter Visionen und die außerordentlichsten Wunder vortrage, die er aus sehr trüben Quellen geschöpft habe") lehnte der Kaiser die Widmung des Werkes energisch ab und führte für seine Länder das Zensurverbot herbei. In einem Briefe an den Hofsekretär und Bücherzensor Retzer vom 26. Oktober 1804 spricht sich Kosegarten folgendermaßen darüber aus, ohne doch durch seine Selbstverteidigung, mit der er sich gleichzeitig auch an den Hofkanzler Ugarte gewandt hatte, einen Widerruf des Verbots erreichen zu können: „Endlich kann weder ich noch mein Buch verschulden, daß die wiener Theologen letzteres als ein abergläubisches Buch verurteilt haben, daß sie zugleich mit diesem Urteil auch die Quellen verurteilt haben, aus denen ich schöpfte und die gleichwohl laut des Bekenntnisses ihrer Kirche eben ihnen heilig sein müssen, nämlich die lautersten und würdigsten Kirchenväter, namentlich Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus und Johannes Damascenus, ferner die *vitae patrum* und das *calendarium romanum,* ferner die Legendarien, die noch heutzutage in der ganzen katholischen Christenheit öffentlich benutzt werden, namentlich die goldene Legende und die *vitas de los santos* des P. Ribadeneyra, von welchen ich die neueste 1790 zu Barcelona unter Empfehlung der hl. Inquisition erschienene Ausgabe in drei Foliobänden, hauptsächlich für die späteren Legenden, benutzt habe. In Wahrheit, ich besorge sehr, daß die Verurteiler meines Werkes sich nicht die Zeit genommen haben, in den Geist des Ganzen hineinzudringen, so auch nicht einmal die Vorrede zu beherzigen, widrigenfalls sie unmöglich für Ironie gehalten haben würden, was sehr ernstlich von mir gemeint war. Ohne eben alle Dogmen der römischen Kirche zu unterschreiben, hege ich gleichwohl die höchste Ehrerbietung für die wahre Katholizität und könnte wünschen, daß manche ihrer Grundsätze, z. B. Pietät für das Altertum, die religiöse Verehrung der Heroen des Urchristentums, die Würdigung strenger aszetischer Tugenden u. a., auch in unsre Kirche übergegangen wären. Diese Gesinnungen habe ich in der Vorrede des Buches sowohl als in der Zuschrift freimütig bekannt und hätte mir unmöglich können träumen lassen, daß ich eben ihrethalben von den dortigen Gottesgelehrten verurteilt werden würde. Wie soll zumalen eine Annäherung der verschiedenen Konfessionen bewirkt werden, wenn man von dort aus dieselben Schritte zurückmacht, die von unsrer Seite ihnen entgegen geschehen."

Aus

Ludwig Theoboul Kosegartens

Legenden

(Berlin 1804).

Zuſchrift.

[1, III—VIII.]

Unſerm gottſeligen Kaiſer und Seiner gleichgeſtimmten Throngenoſſinn glaube ich vorzugsweiſe ein Werk widmen zu dürfen, deſſen Abſicht iſt, das Andenken einer Zeit wieder aufzufriſchen, wo der junge Glaube noch die Bruſt erhob, und die erſte Liebe noch das Herz entflammte.

Die heilige katholiſche Kirche zählet auch die Ueberlieferung zu den Quellen ihrer Erkenntniß. Sie hat die kindliche Vorliebe für das Alterthum am treueſten in ihrem Schooß bewahrt. Sie empfiehlt, den Heroen des Urchriſtenthums eine Art von religiöſer Verehrung zu zollen. Sie ehrt die herbe Tugend der Väter, und verbeut, ſie zu verhöhnen, weil man ſie nicht begreift. Sie glaubt, daß es noch höhere Bedürfniſſe gebe, als jene, die uns an die Geſellſchaft feſſeln, und ſcheuet ſich, ein Streben, das aus ſolchem Bedürfniß entſpringt, ſofort unter die Kategorie der Verſtandesverwirrungen einzutragen. ... Dieſe und ähnliche Betrachtungen laſſen den Verfaſſer dieſes Buches erwarten, daß die Bemühungen, deren Früchte er, allzu ſorglos vielleicht, und allzu zutraulich, dem Publikum hiemit preisgiebt, innerhalb jener Kirche eine ſchonendere Aufnahme und treffendere Würdigung finden möchten, als innerhalb derjenigen, welcher er ſelbſt angehört, und welcher er durch die Wahl angehören würde, wenn auch die Vorſehung ihn nicht in deren Schooße hätte laſſen geboren werden.

Das ächte Schöne ist nicht allein von jedem Zeitalter und jedem Himmelsstrich, es ist auch von jeder Kirche und jeder Confession. Auch dem Eremiten in der thebaischen Einöde schlug ein menschliches Herz in der behaarten Brust. Der Dichtung kristallner Quell sprang in dem heißen Sande der nitrischen Wildniß so gut, wie in Sikeliens und Thessaliens wollüstigen Fluren. Die Lehrsprüche der christlichen Altväter dürften leichtlich bedeutender und gehaltvoller seyn, als die Distichen der griechischen Gnomoniker. Ist aber vollends von jener Schönheit der Gesinnung die Rede, welche die Erde dem Himmel aufopfert, und dem Unbedingten das Bedingte, so dürfte z. B. die Gattinn des Pätus wohl sehr in Schatten gesetzt werden durch die Gattin des heil. Adrian; und Euphrosinens rührende und lebenswierige Selbstvernichtung möchte verdienstlicher erscheinen, als der Opfertod der Iphigenien und Alcesten.

Möge die germanische Kaiserburg noch lange das Asyl jeder häuslichen und höhern Tugend seyn! Mögen die himmlischen Genien Liebe und Religion dem erhöhtesten Paare des Erdkreises die Gegenwart verklären zur Zukunft, und die Zukunft erheitern zur Gegenwart.

Lebenslang beharre ich

Ihrer Apostolischen Majestäten

Geschrieben zu Altenkirchen auf der Insel Rügen am sechszehnten März 1804.

unterthänigster

der Verfasser.

Vorrede.

[I, IX—XVIII.]

Legenden sind Volkssagen, erschollen aus der kirchlichen Vorzeit, und aufgezeichnet für die öffentliche und häusliche Erbauung der spätern Geschlechter.

Eine verständige Legendensammlung gehört zu den Bedürfnissen unsers, und im Grunde jedes Zeitalters. Dem Freunde der bildenden Kunst darf eine Kenntniß nicht fehlen, ohne welche die unvergänglichen Werke der großen Meister des funf- und sechszehnten Jahrhunderts, als welche ihren Stoff beinahe ausschließend aus dieser Quelle schöpften, ihm größtentheils unverständlich bleiben möchten. Dem Beobachter menschlicher Vorstellungs- und Empfindungsweisen kann nicht gleichgültig seyn, welche Farbe die Religiosität der christlichen Welt während eines Zeitraums von anderthalb tausend Jahren getragen habe. Aber auch, wer höhere Bedürfnisse in sich trägt, wird von dieser alten Welt sich angezogen fühlen. Wer sich abgestoßen fühlt von einer herz- und phantasielosen Gegenwart, wird gern in eine kindliche Vergangenheit flüchten, wo der Glaube noch Berge versetzte, und die Liebe bis in den Tod noch an der Tagesordnung war. Es wird ein zartes sinniges Gemüthe aus diesen Gewächsen einer fremden Zeit und größtentheils auch eines fremden Himmelsstrichs einen Honig zu saugen wissen, welcher das Auge wacker macht und das Herz erfrischt.

Was zur Erreichung dieser verschiedenartigen Zwecke mir am diensamsten schien, habe ich aus den Quellen mit

Fleiß gesammelt, und in den vier folgenden Büchern neben einander gestellt; bin jedoch weit entfernt, die von mir getroffene Auswahl für die möglichst strengste und beste ausgeben zu wollen. Der Vorrath war unübersehlich; die Zeit, die ich dieser Arbeit widmen durfte, war beschränkt; unter solchen Umständen konnt's nicht fehlen, daß nicht manches gehaltvollere Stück übergangen, manches minder bedeutende dagegen hätte mitgenommen werden sollen. Auch muß in Betracht gezogen werden, daß mir oblag, innerhalb ziemlich enge abgesteckter Gränzen, Proben aus allen Perioden der Legende zu liefern, von jener früheſten an, wo sie wenig mehr war, als ein lallendes Kindermährchen, bis zu jener späten, wo sie sich nicht scheute, mit dem kunstvollsten Romanzo der sogenannten „fröhlichen Wissenschaft" zu wetteifern.

Anlangend meine Hülfsmittel, habe ich für die ältere Legende benutzt: die Apokrypha und Pseudepigrapha der ersten christlichen Jahrhunderte, ferner die Schriften der Kirchenväter, hauptsächlich des Hieronymus, des Ambrosius und Johannes Damascenus; ferner die sogenannten Vitae Patrum. Für die spätere Legende habe ich die hauptsächlichsten Lectionarien und Passionale des Mittelalters durchgemustert, unter welchen ich dann der Lombardischen oder sogenannten goldnen Legende des Jacobus a Voragine, welche zu Anfang des vierzehnten, und dem Passional des berühmten Sebastian Brandt, welches zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts compilirt wurde, das meiste zu verdanken bekenne.

Da die Absicht war, Sagen aus der Vorzeit zu geben, nicht aber solche, die in die Vorzeit hinein gesagt sind, so konnte mir nicht einfallen, diese alten Erzählungen nach heutigem Geschmack bearbeiten, das ist, für den ekeln Gaumen einer verwöhnten Lesewelt zurichten zu wollen. Ich mußte sie lassen, wie ich sie fand, mich begnügend, hie und da etwas mehr Ordnung und Klarheit in den Vortrag zu bringen, bisweilen auch den allzuflachen und breiten Strom einer fast unerschöpflichen Redseligkeit in etwas engere Ufer einzudämmen. Das kirchliche Latein des Mittelalters, und das Niederdeutsch des sechszehnten

Jahrhunderts sind eigentlich das wahre Element der Legende, und dasjenige Idiom, das ihrem Geist und Gehalt am nächsten zusagt. Aus diesem können sie in kein anderes übertragen werden, ohne mehr oder minder an ihrer Treuherzigkeit und Einfalt einzubüßen. Die gespitzten, oft pretiösen Stylübungen mancher Kirchenväter vertragen die Verdollmetschung weit eher; selbst die brennenden Blumenstücke der Morgenländer lassen sich verpflanzen, ohne an ihrem Duft und Farbenspiel allzuviel zu verlieren. Da übrigens jeder einzelnen Sage ihre Eigenthümlichkeit gelassen werden mußte, so darf die Vieltönigkeit der hier erschallenden Stimmen niemanden befremden.

Die metrischen Darstellungen des ersten Buchs wurden ursprünglich für einen andern, engern Zweck geschrieben. Sie wurden ausgearbeitet, um zu belegen,

Daß auch am Jordan und Nil, in den Schauern der Thebaide,
Selbst in dem Nitrischen Sand sprudle der dichtrische Quell.

Auch hier gehört jedoch weit weniger der gewählten Form, als dem gegebenen Stoff. Manche dieser Ueberlieferungen, die ganze Auffahrt der Jungfrau z. B., durfte gewissermaßen nur versificirt werden, und der Farbengebung that noth, eher, daß sie geschwächt, als daß sie verstärkt wurde. Wenn übrigens auch in den prosaischen Erzählungen der Ton mitunter sich hebt, und gelegentlich selbst bis zu lyrischen Schwüngen sich steigert, so darf dies keineswegs auf Rechnung des Herausgebers gesetzt werden. Im Angesichte des Unendlichen wachsen auch der Legende die Flügel, und die Heroen des Urchristenthums glühten von einer Begeisterung, welche sehr natürlich auch der Seele und der Sprache ihrer glaubensvollen Biographen sich bisweilen mittheilt.

Sollte jemand an dem herben und strengen Charakter der in diesen Sagen empfohlnen Frömmigkeit einen Anstoß nehmen, dem gebe ich zu bedenken, daß diese Frömmigkeit gleichwohl auf den Buchstaben der Schrift sich stütze. Entsagung, Aufopferung, Selbstverläugnung sind der Angelpunkt, um welchen die christliche Askese sich drehet. Christus hat gesprochen: „Wer mein Jünger seyn will,

der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." — „Wer nicht verläßt Vater und Mutter um meinetwillen, der ist mein nicht werth." — „Wer mich nicht bekennet vor den Menschen, den will ich auch nicht bekennen dereinst vor meinem himmlischen Vater." — „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, wer es aber verliert, der wird es gewinnen." — „Eins fehlet zur Vollkommenheit, gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gieb's den Armen." — „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher selig werde." — „Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden." — „Wer hienieden gepeinigt wird, soll dort getröstet werden." — „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet" u. s. w. Paulus schreibet: „Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden." — Jacobus sagt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Waisen und Wittwen in ihrem Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten." — Johannes schreibet: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist, denn die Welt vergeht mit ihrer Lust." — Der Engel Raphael im Büchlein Tobias spricht: „Gebet mit Fasten und Allmosen ist besser, denn viel Goldes zum Schatze sammeln; denn die Allmosen erlösen vom Tode, tilgen die Sünde, erhalten bei dem Leben." — Sirach schreibt: „Wie das Wasser ein brennendes Feuer löscht, also tilget Allmosen die Sünde." — Der besonnene verständige Paulus empfiehlt gleichwohl das ehelose Leben und den jungfräulichen Stand als denjenigen, welcher der Heiligung am zuträglichsten ist, und der Verfasser der Offenbarung hält nur diejenigen fähig und würdig, „das neue Lied vor dem Stuhl Gottes und des Lammes zu lernen, welche sind Jungfrauen und nicht befleckt mit Weibern." Diese und unzählige gleichgeltende Stellen lasen und hörten die Alten. Unsre heurige Kritik war ihnen fremd. Von einer accommodirenden Exegese ließen sie sich nicht träumen. Den Geboten dieser Art eine bloß lokale und temporelle Gültigkeit beizulegen, konnte ihnen nicht einfallen, hätte ihnen eher gottlos gedaucht. Was blieb ihnen übrig? Nichts, als an den schlichten Buchstab

sich zu halten. Wem es Ernst war um seine Seligkeit, ging hin, und that, was dieser ihn hieß. Der Reiche dieser Welt verkaufte, was er hatte, und gab's den Armen. Der Oberrichter, Feldhauptmann oder Landpfleger legte alle seine Ehren und Würden nieder, und ward ein dienender Bruder etwa in einem Krankenhause oder Gasthof. Der liebende Jüngling riß in der Brautnacht sich aus den Armen seiner Braut, und ging in die Wüste, damit er nicht die Welt zu lieb gewinnen, und zugleich mit der Welt verdammt werden möchte. Die Jungfrau entfloh dem elterlichen Hause, und wanderte lieber in das Elend, als daß sie, ihren Eltern oder einem irdischen Bräutigam zu Lieb, die Jesu Christo gelobte Treue hätte brechen sollen. Des Wachens und Betens, des Fastens und der Kasteiungen war kein Ende. Allmosen wurden gegeben, bis man selbst dahin kam, der Allmosen zu bedürfen. Kirchen, Klöster und Hospitäler erhuben sich überall, und wurden auf das Verschwenderischeste ausgestattet. Man warf das Sichtbare weg, um nur des Unsichtbaren nicht verlustig zu gehn; man opferte den Leib, um nur die Seele zu retten; einfältig that man, wie man glaubte, und fand auf diesem Wege, was man suchte, den Frieden des Gemüthes, und die ruhige Erwartung einer hundertfach ersetzenden Zukunft.

Diese Frömmigkeit ist unsern Zeiten fremde. Wir haben gelernt, um einen wohlfeilern Preis selig zu werden. Lassen wir daran uns genügen, und hüten uns, der frommen Einfalt zu spotten, womit eine gläubigere Vorwelt das Theuerste hingab, um das Edelste zu gewinnen!

Die Pietät verbeut mir, diese wenigen vorredenden Worte zu endigen, ohne dem Manne, welchem, wie so manches andre vergessene Gute und Schöne, auch die Legende ihre Wiedererweckung verdankt, ein frommes Fahrewohl nachzurufen. Der Verewigte war mein Freund, wie ich der seinige war; sein Schüler in des Wortes edlerem Sinne, und sein herzlicher Verehrer. Er wußte um diese Sammlung, und ich habe Ursache zu glauben, daß er ihrer Erscheinung sich würde gefreuet haben. Er ist nicht mehr. Adrastea hat ihn abgerufen, ehe und bevor

er der Pyramide, die er Ihr zu errichten begonnen, die Spitze geben konnte. — Ob diejenigen, die schon, während er noch lebte, mit Steinen und Klößen auch nach ihm zu werfen anfingen, seine wehrlose Asche werden ruhen lassen? — Jedoch, sie wird ruhen! Mögen auch muthwillige Knaben auf seinem stillen Hügel sich tummeln, und freche Buben sein unvergängliches Monument zur Zielscheibe ihrer hölzernen Armbrüste wählen! — Die eben werdende Generation wird nicht müde, uns große Dinge zu versprechen; nichts Geringeres läßt sie erwarten, als die Palingenesie aller Kunst und alles Wissens, mithin des gesammten geistigen Universum. Wir wollen wünschen, daß sie leisten möge, was sie verspricht; einstweilen aber gern zufrieden seyn, wenn sich nur vorläufig aus ihr ein Geist entwickelt, welcher tauget, unsern verlornen Herder uns zu ersetzen!

Geschrieben zu Altenkirchen auf Rügen, am zehnten Februar 1804.

K.

Die Legende von der heiligen Eugenia.

[1, 190—198.]

Eugenia war die Tochter des Philippus, eines edlen Römers, welcher, da ihm vom Senat die Statthalterschaft von Egypten übertragen wurde, mit seiner Gattinn Claudia, mit seinen beiden Söhnen, Sergius und Avitus, und mit jener seiner einigen Tochter nach Alexandrien zog. Hier besuchte Eugenia die Schulen der Weisen, in welchen sie der Philosophie, der Dialektik und Rhetorik mit solchem Eifer oblag, daß endlich ihre Lehrer selbst nicht mehr im Stande waren, ihre Wißbegierde zu befriedigen. Zween Jünglinge, Söhne von Freigelassenen, die in ihres Vaters Hause geboren und erzogen waren, und Prothus und Hyazinthus hießen, theilten alle ihre Studien, und machten ebenfalls in den Wissenschaften gute Fortschritte. Als Eugenia funfzehn Jahr alt war, gewann Aquilinus, der Sohn des Konsuls, sie lieb, und bewarb sich um ihre Hand. Eugenia aber sagte zu ihm: Zu einer zufriednen Ehe bedarf es weniger der Gleichheit des Standes, als der Gleichheit der Gesinnung. Um diese Zeit fielen ihr die Schriften des Apostels Paulus in die Hände; diese las sie mit großem Fleiße, und wurde durch sie für das Christenthum gewonnen.

Nun war den Christen erlaubt worden, in der Nähe der Hauptstadt auf dem Lande ihres Gottesdienstes zu pflegen. Als Eugenia eines Sonntags Vergnügens halber mit ihren beiden Jugendgefährten auf ein benachbartes Landhaus fuhr, und der Weg sie eine Kirche der Christen

vorüberführte, hörte sie die Worte des Psalms singen: Der Heiden Götter sind Götzen; der Herr aber hat den Himmel gemacht. Hört ihr auch, sprach sie zu ihren Gefährten, was diese singen? Ist die Wahrheit auf ihrer Seite, so haben unsre Redner, Dichter und Weisen, so haben Aristoteles und Platon uns irregeführt, und wir befinden uns auf dem Wege zum Verderben. Meine Freunde, fuhr sie fort, durch die Geburt bin ich eure Gebieterinn geworden, durch die Weisheit aber eure Schwester. Lasset uns vollends Brüder, lasset uns Christen werden. Die Jünglinge waren es wohl zufrieden. Sogleich vertauschte Eugenia ihren weiblichen Anzug mit männlicher Kleidung, und begab sich sammt den Jünglingen zu einem nahen Mönchskloster der Helenus-Vorstadt. Helenus war ein Mann Gottes. Als er einstens mit einem Ketzer disputirte, und durch Gründe seiner nicht mächtig werden konnte, ließ er ein großes Feuer anzünden, und ging, Gott anrufend, mitten hindurch, ohne einigen Schaden zu nehmen. Das durfte der Ketzer nicht wagen, und bestand darüber mit Schanden. Diesem Helenus stellte Eugenia sich und ihre Begleiter als drei junge Männer vor, welche, der Welt mißtrauend, für ihre Seele sorgen wollten. Es war jedoch dem Manne Gottes das Geschlecht der Eugenia durch den Geist geoffenbaret worden. Obgleich er nun sonst kein Weibsbild in seiner Nähe zu dulden pflegte; so sprach er doch zu dieser: Wiewohl kein Mann, ist gleichwohl deine Handlungsweise eines Mannes würdig. Hierauf ließ er sie den geistlichen Habit anziehn, und nahm sie auf in dem Kloster. Eugenia galt hier allgemein für einen Mann, und hieß nicht anders, als Bruder Eugenius.

Als indessen ihr Wagen leer zu Hause gekommen war, geriethen ihre Eltern in die äußerste Unruhe, und ließen sie aufs sorgfältigste suchen. Als sie nirgend zu finden war, befragte ihr Vater die Wahrsager, welche ihm anzeigten, daß seine Tochter von den Göttern entrückt, und unter die Sterne versetzt sey. Hierauf ließ Philippus ihre Statüe in den Tempeln aufstellen, und befahl, ihr göttliche Ehre zu erzeigen. Mitlerweile führte Eugenia sammt ihren Gefährten ein heiliges Leben, und, als der Vorsteher des

Klosters starb, wurde der Bruder Eugenius von der Congregation zu dessen Nachfolger ernannt.

Damalen lebte zu Alexandrien eine Matrone von gutem Stande und vielem Reichthum, Namens Melania. Diese erkrankte am viertägigen Fieber, und ward durch das Gebet und die Bemühungen des Bruders Eugenius wieder hergestellt. Dafür war sie sehr dankbar, schickte ihm häufige Geschenke, die er nie annahm, besuchte ihn auch zuweilen in seinem Kloster. Zugleich aber machte die Schönheit seiner Person und die Anmuth seines Umgangs einen solchen Eindruck auf sie, daß sie endlich Tag und Nacht keine Ruhe hatte, sondern nur immer darauf sann, wie sie seiner Liebe und seines Besitzes theilhaftig werden möchte. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, stellte sie sich, als sey sie aufs neue krank geworden, und ließ den Bruder Eugenius bitten, sie zu besuchen. Kaum aber hatte er sich an ihrem Bette eingefunden, als sie ihm in den feurigsten Ausdrücken ihre Liebe entdeckte, zugleich auch ihm um den Hals fiel, ihn mit großer Inbrunst küßte, und auf die schaamloseste Weise zur Sünde reizte. Eugenius aber riß sich mit Abscheu von ihr los, und sprach verweisend: Nicht mit Unrecht, wahrlich, wirst du Melania*) genannt, die du eitest von geheimer Bosheit, ein Kind der Finsterniß bist, und eine Erbinn der hölliſchen Flammen. Melania, von ihm verschmäht sich sehend, und besorgend, daß er ihre Schande offenbaren möge, glaubte, ihm zuvorkommen zu müssen, erhub ein Zetergeschrei, und erzählte den herzueilenden Mägden, daß der Mönch ihr habe Gewalt anthun wollen. Hiemit nicht zufrieden, ging sie zu dem Statthalter Philippus, und redete also: Eugenius, ein christlicher Klosterbruder, kam zu mir, als ich krank war, und erbot sich, mir Arzenei zu geben. Als er sich aber allein mit mir fand, muthete er mir Schnödes zu, fiel über mich her, und würde seinen schändlichen Willen mit mir vollbracht haben, wenn nicht meiner Mägde eine, die auf mein Geschrei herbeieilte, mich von seinen Händen erlöset hätte. Der Statthalter gerieth in einen heftigen Zorn, und schwur,

*) d. i. Schwarzinn.

daß dieser Bösewicht den wilden Thieren solle vorgeworfen werden. Zugleich sandte er die Häscher aus, und befahl ihnen, die sämmtlichen Brüder jenes Klosters vor ihn zu führen. Ihr Verruchten, sprach er zu ihnen, hat euer Meister euch gelehrt, unter der Larve der Heiligkeit ein unreines Herz zu verbergen, und schaamlos die Zucht unsrer Frauen zu verhöhnen? Eugenia, die Augen niedersenkend, damit der Vater sie nicht kennen möge, antwortete mit bescheidner Zuversicht: Unser Meister hat die Reinigkeit gepredigt, und denen, die sich von der Welt unbefleckt erhielten, das ewige Leben verheißen. Daß diese Melania eine falsche Zeuginn sey, können wir beweisen. Lasse man doch jene Magd erscheinen, auf die sie sich beruft, ob diese auch das Herz haben möchte, uns ins Angesicht auf ihrer Lüge zu beharren. Die Magd ward vorgefordert, bezeugte aber, als die von Melanien erkauft und abgerichtet worden, daß ihre Gebieterinn die lautere Wahrheit gesprochen habe; dasselbige bezeugte auch das sämmtliche Hausgesinde. Jetzt hielt Eugenia sich nicht länger. Die Zeit des Schweigens, sprach sie, ist vorüber, und die Zeit des Redens ist erschienen. Gott will nicht, daß seine Heiligen der Gottlosigkeit geziehen werden, und daß die Bosheit siege; so will ich dann die Wahrheit darthun, nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern Gott zu Ehren. Als sie dieß gesprochen, faßte sie ihr Gewand, zerriß es von der Brust bis zum Gürtel herab, und stand als Jungfrau da. Erkenne deine Tochter, sprach sie zu dem Statthalter. Erkennet eure Schwester, sprach sie zu ihren daneben stehenden Brüdern. Ich bin Eugenia, die ihr so schmerzlich richtet. Hier diese sind Prothus und Hyazinthus. Als der Statthalter seine Tochter erkannte, fiel er ihr um den Hals mit lautem Weinen. Dasselbige thaten auch die Mutter und die Brüder. Hierauf ward Eugenia mit güldnen Kleidern angethan, und auf den Schultern des Volks nach Hause getragen. Melania aber und ihre Mitschuldigen wurden durch Feuer vom Himmel zu Asche verbrannt.

Darnach, als Eugenia ihre Eltern, ihre Brüder, und ihr ganzes Haus zum Christenthum bekehrt hatte, entsagte

Philippus der Statthalterschaft, und ward von den Christen zum Bischof erwählt. Nicht lange hernach ward er, im Gebet beharrend, von den Heiden erschlagen. Claudia kehrte mit ihren Kindern, wie auch mit Prothus und Hyazinthus, nach Rom zurück, woselbst viele Menschen durch sie bekehrt wurden. Als nun Valerianus, der der Christen Feind war, an das Reich gelangte, befahl er, Eugenien mit einem an den Hals gebundenen Stein in die Tiber zu versenken; allein der gelöfete Stein versank, und Eugenia wandelte unbeschädigt auf den Wellen. Hierauf ward sie in einen glühenden Ofen geworfen, welcher gleich einer kühlenden Laube ihr gemahnte. Darnach ward sie in einen düsteren Kerker eingeschlossen, welcher alsbald von überirdischer Klarheit erglänzte. Nachdem sie darinnen eilf Tage ohne einige Speise zugebracht hatte, erschien unser Herr Christus ihr, reichte ihr das allerweißeste Brod, und sprach: Nimm diese Speise von meiner Hand. Ich bin derjenige, den du bis in den Tod geliebet hast. Harre noch eine kleine Weile. Am Tage, da ich in die Welt gekommen, will ich dich von der Welt erlösen. Am heiligen Weihnachtstage trat der Nachrichter ins Gefängniß, und schlug Eugenien das Haupt ab. In derselbigen Nacht erschien sie ihrer Mutter, und verhieß ihr, daß sie am nächsten Sonntag ihr folgen solle. Der nächste Donnerstag erschien, und Claudia gab betend ihren Geist auf. Prothus und Hyazinthus wurden in den Tempel geschleppt, um den Göttern zu opfern. Durch die Kraft des Gebets zermalmten sie die Götzenbilder, und gewannen hierauf die Märtyrerkrone. Als man schrieb nach Unsers Herrn Geburt: Zweihundert sechs und funfzig.

Die Jungfrau und der Böse.

[1, 34—38.]

Ein gewisser sehr reicher und sehr mächtiger Ritter, welcher durch unzeitige Freigebigkeit sein Gut beträchtlich geschwächet, gerieth am Ende in solche Dürftigkeit, daß er, welcher sonst das Größte auszuspenden pflegte, jetzt des Kleinsten bedurfte. Es hatte aber derselbige eine überaus züchtige und fromme Ehegenossin, welche der heiligen Jungfrau all ihre Lebetage mit sonderlicher Andacht zu gedenken pflegte. Als nun eine gewisse Festlichkeit sich nah'te, bei welcher besagter Ritter große Vergabungen auszutheilen gewohnt war, er aber nicht hatte, wovon er diesmal geben könne, gerieth er in große Herzensangst und Bekümmerniß, beschloß endlich, so lange jene Festlichkeit dauerte, über Land zu reisen, und vertiefte sich in eine wüste, seiner Traurigkeit angemessene, Gegend, um dort seiner Bekümmerniß nachzuhängen, der Beschämung aber zu entrinnen. Siehe, da sprengte mit einemmahle ein gewisses sehr gräßliches Roß auf ihn an, welches einen noch viel gräßlicheren Reuter auf seinem Rücken trug, welcher ihn sofort anredete, und nach der Ursach seines Kummers forschte. Als er ihm nun alles, was sich begeben hatte, nach der Ordnung auseinander gesetzet, sagte jener: Wenn du mir zu Willen seyn willst in einer einzigen ganz geringen Sache, so will ich dir zu größerem Ansehen und Reichthum verhelfen, als du vorhin jemalen besessen. Sogleich gelobte jener sich dem Fürsten der Finsterniß zu getreuen Diensten, und verhieß alles zu thun, was er ihm beföhle; nur solle er

sein Versprechen erfüllen. Hierauf sagte der Böse: Gehe nach Hause, und suche nach an dem und dem Orte; so wirst du so und so viel Pfund Goldes, so und so viel Zentner Silbers, und einen großen Haufen köstlicher Edelsteine finden. Dagegen begehre ich weiter nichts von dir, als daß du an dem und dem Tage deine Ehegenossin zu mir herführen mögest auf diesen selbigen Ort. Nachdem der Ritter solches versprochen, kehrte er nach Hause zurück, suchete nach am bestimmten Platze, und fand alles, was ihm war verheißen worden. Sogleich hub er an, Paläste zu bauen, Vergabungen zu spenden, die verpfändeten Grundstücke wieder einzulösen, Knappen und Knechte sich zuzulegen, wie vormalen. Als aber der anberahmte Tag sich nahte, rief er seiner Gemahlinn, und sprach zu ihr: Liebe Frau, setze dich eiligst zu Pferde, denn du hast einen weiten Weg mit mir zu machen. Die fromme Frau erschrak von Herzen, hub an zu zittern und zu beben, wagte gleichwohl nicht, dem Ehegemahl zu widersprechen, sondern befahl sich in die Hut der heiligen Jungfrau, und folgte ihrem Manne. Als sie nun eine ziemliche Strecke fortgeritten, und unterweges eine Kirche gefunden, stieg die fromme Frau vom Pferde, und trat in die Kirche, während der Mann haussen harrete. Als sie nun hier der heiligen Jungfrau sich auf das allerandächtigste befohlen, ist sie plötzlich in einen tiefen und süßen Schlummer gefallen, und ist dagegen die glorwürdige Jungfrau vom Altar herunter getreten, hat alle Gestalt und Kleidung besagter Frauen angenommen, ist hinausgegangen, und hat sich zu Pferde gesetzt, während jene schlafend in der Kirche zurückblieb. Es wußte aber der Ritter nicht anders, als daß es seine Hausfrau wäre, welche ihm folgte. Als sie nun an den bewußten Ort gelangten, stürmte der Fürst der Finsterniß daher gewaltiglich, und sprengte gegen sie an mit großem Ungestüm. Sobald er aber näher gekommen, hub er an zu zittern und zagen dermaßen, daß auch seine Kniee schwankten, und seine Schenkel unter ihm zu brechen schienen. Und sprach zu dem Ritter: O du allerungetreuester der Menschen, wie hast du mich so böslich betrogen! wie vergiltst du mir

solches für alle meine Gutthaten! Deine Ehegenossin solltest du mir bringen, und du bringst mir die Mutter Gottes selber. Deine Gattinn wollte ich haben, und du bringst mir die allerseligste Maria. Dein Weib, das mir von jeher viel gebranntes Herzeleid zugefügt, wollte ich peinigen an diesem Ort, und du bringst mir meine allergrimmigste Feindinn, die mein Reich gewaltiglich und unversöhnlich verstöret. Als solches der Rittersmann hörte, entsetzte er sich über die Maßen sehr, und vermochte vor Furcht und Verwunderung auch kein Wörtlein zu reden. Die heilige Jungfrau aber sprach zu dem Bösen: O du Arger, wie hast du dich vermessen mögen, meiner Dienerinn, die mir gewidmet ist, zu schaden. Solche Frechheit soll dir nicht ungestraft ausgehen. Fahre hinunter augenblicklich an deinen Ort, und nimmer wieder versuche einer solchen zu schaden, welche mich mit Andacht anruft. Also sagte die Jungfrau, und von Stund an schied der Böse von hinnen mit großem Geheul und Wehklage. Der Ritter aber stieg vom Pferde, und warf sich der heiligen Jungfrau zu Füßen. Diese, nachdem sie die Sünde ihm auf das schärfste verwiesen, befahl ihm zu der Kirche zurückzukehren, wo er seine Hausfrau noch schlafend finden würde, sofort aber alle Schätze des Bösen von sich zu werfen. Der Ritter that wie ihm befohlen, und kehrte zurück zu seiner schlafenden Gattinn, welche er weckte, und alles was begegnet war, ihr getreulich hinterbrachte. Als sie nun zu Hause gekommen, und alle Schätze des Böswichts von sich geworfen hatten, sind sie all ihr Lebetage beharret im Lobe und Dienste der allerseligsten Jungfrau. Und hat die heilige Jungfrau ihnen in den folgenden Tagen größere Ehre und Reichthümer zugewandt, als sie vorhin jemalen besaßen.

Legende von der Jungfrau Maria.

[1, 124.]

Es war einmal ein Ritter, der hieß Walter von Birberg. Derſelbige hatte Unſre Liebe Frau ſehr lieb, und ritt einſtens in einen Turnier. Als er nun unterwegs an eine Kirche kam, bat er ſeine Geſellen, zuvor mit ihm eine Meſſe zu hören. Dieſe wollten nicht, und ritten fürbaß. Alſo blieb Ritter Walter alleine dort, ließ Unſrer Lieben Frauen zu Ehren eine Meſſe ſingen und opferte mit großer Andacht. Dann ritt er in den Turnier. Unterwegs begegneten ihm viele Menſchen, welche ſagten, daß der Turnier bereits vorüber wäre. Er fragte, wer am beſten geſtochen habe? Die ſagten, das hat Herr Walter von Birberg gethan, den rühmet man vor allen andern. Das nahm den Ritter Wunder; doch ritt er fürbaß, und kam noch frühe genug, um den Turnier ſammt andern Rittern mit großem Lobe zu enden. Nach geendigtem Turnier kamen viele Ritter zu ihm, und befahlen ſich ſeiner Gnade, als ſolche, welche im Stechen von ihm wären überwunden worden. Da erkannte er wohl, daß ſolche Ehre ihm von Unſrer Lieben Frauen Gnade wiederfahren wäre, und dankte ihr mit großer Andacht, und diente ihr, derweil er lebte.

Legende von der Jungfrau Maria.

[1, 117—118.]

In einem Kloſter war eine ſchöne Nonne, die hieß Beatrix, und war Küſterinn. Dieſelbe ward von ſündlichen Gedanken gar heftig angefochten. Als ſie es nun nicht länger zu ertragen vermochte, trat ſie eines Nachts vor den Altar Unſrer Lieben Frau und ſprach zu ihr: O, du allerliebſte Frau Maria, ich habe dir bisher gedient auf das beſte, als ich nur vermochte. Aber jetzt nimm du die Schlüſſel zu dir; ich kann das Leiden in meinem Herzen nicht länger ertragen. Als ſie das geſprochen, legte ſie die Schlüſſel auf den Altar, ging zum Kloſter hinaus, und ergab ſich dem gemeinen Leben volle funfzehn Jahr. Als die funfzehn Jahre um waren, empfand ſie große Reue in ihrem Herzen, ging zu der Pforte des Kloſters, und ſprach zu der Pförtnerinn: Kennſt du eine Frau hier inne, welche Beatrix heißt, und iſt Küſterinn? Die Pförtnerinn ſprach: Recht gut kenne ich ſie. Sie iſt eine fromme Frau, und aus der Maßen demüthig, und hat ſich allzeit wohlgehalten. Als das Beatrix hörte, wollte ſie wiederum gehn. Da trat Unſre Liebe Frau zu ihr, und ſprach: Komm nur wieder herein, und beſſere dich; ich bin die ganze Zeit über Küſterinn geweſen an deiner Statt. Da ging Beatrix wieder in das Kloſter und that Buße, und erzählte allen Frauen, wie große Gnade ihr von Unſrer Lieben Frauen wiederfahren ſey.

Aus: Die Barmherzigkeit des heiligen Johannes, genannt der Almoſenier.

[2, 283—286.]

Dieſelbe liebreiche Schonung bewies der fromme Erzbiſchof einem Mönche, Vitalis genannt, welcher eine ganz eigne Weiſe erſonnen hatte, die öffentlichen Buhlerinnen der Hauptſtadt zu bekehren. Er zeichnete ſie ſämmtlich auf, beſuchte denn die eine nach der andern, und ſprach zu jeder: Gewähre mir die und die Nacht, und verſage dich an keinen andern. Sobald er nun um die beſtimmte Stunde in das Haus und in die Kammer trat, fiel er in einer Ecke des Gemachs auf die Knie, und betete für die Beſitzerinn des Hauſes die ganze Nacht. Früh morgens verließ er ſie, und verbot ihr aufs ſchärfſte zu ſagen, was er bei ihr gemacht hätte. Dies trieb Vitalis eine geraume Zeit, und richtete dadurch ſeinen guten Namen völlig zu Grunde. Befand er ſich bei einbrechender Nacht etwa in einer Geſellſchaft, ſo pflegte er zu ſprechen: Was mache ich doch? Hätte ich doch bald vergeſſen, daß die und die Freundin mich erwartet. Ich muß hin, auf daß ſie nicht über mich zürne. Ward er von andern wegen ſolchen anſtößigen Wandels geſtraft, ſo ſprach er: Was denkt ihr doch? Meint ihr daß ich von Stahl und Eiſen ſey? Bildet ihr euch ein, daß Gott den Mönchen nicht auch ein bischen Freude gönne? Die Mönche ſind Menſchen, ſo gut wie die andern. Manche ſagten zu ihm: Vater, nehmt euch lieber eine eigne Frau, und legt den geiſtlichen

Habit ab, damit die andern sich nicht an euch ärgern. Hierauf pflegte er zu antworten: Wer sich ärgern will, der ärgere sich, und renne meinethalb mit dem Kopf gegen die Mauer. Seyd aber ihr über mich zu Richtern bestellt? Bekümmert euch um euch selbst, für mich sollt ihr Gott keine Rechenschaft ablegen. Solches sagte er mit großem Lärmen und Geschrei. Als nun die Sache vor den Erzbischof gebracht wurde, wegerte er sich, dem sonst frommen Mönche etwas so Frevelhaftes zuzutrauen; ihm ahnete, daß irgend eine löbliche Absicht unter ejnem so frechen Aeußern verborgen bliebe, und er vertrauete, daß Gott solche zu seiner Zeit schon an das Licht bringen werde. Wirklich gelang es dem Mönche, manche dieser Metzen zu bekehren, und in Klöstern unterzubringen. Als er eines Morgens aus dem Hause eines solchen Weibsbildes heraustrat, begegnete ihm einer ihrer Buhler, gab ihm eine Maulschelle und sprach: Willst du noch nicht ablassen, Bösewicht, von diesen ruchlosen Gängen? Vitalis antwortete: Für diese Maulschelle wirst Du eine andre empfahen, welche über ganz Alexandrien erschallt. Gleich darauf erschien der Teufel dem Wüstling in Gestalt eines Mohren, versetzte ihm eine erschreckliche Maulschelle, und sprach: Die schickt dir der Abt Vitalis. Von Stund an fuhr der Teufel in ihn, und plagte ihn erbärmlich; bis Vitalis ihn durch sein Gebet befreyte. Vitalis beharrte in dieser Bekehrungsweise so lange er lebte. Als er gestorben war, fand man an den Wänden seiner Zelle diese Worte geschrieben: Richtet nicht vor der Zeit! Die gewesene Buhlerinnen, welche durch Vitalis Tod ihres ihm geleisteten Versprechens entbunden wurden, bekannten nun, in welcher Absicht er sie besucht, und was er bei ihnen gemacht habe. Als das Johannes vernahm, preisete er Gott, der solches offenbart hatte. Auch sprach er: O wie gern hätte ich die Maulschelle hingenommen, die Vitalis empfing!

Der Garten des Liebſten.

[1, 62—65.]

Dorothea, jung und ſchön und edel,
Ging den herben Gang, den Gang zum Tode.
Willig ging ihn die erhabne Jungfrau,
Pries ſich glücklich, für den Vielgeliebten,
Welcher einſt für ſie am Kreuz geblutet,
Auszubluten ihr jungfräulich Leben.
Zwar die Freunde, zahlreich ſie geleitend,
Weinten, ſchluchzten, rangen wund die Hände.
Dorothea aber ſprach verweiſend:
Weint ihr, meine Trauten? Seht, ich lache!
Schluchzt und heult ihr? Dorothea frohlockt!
Ringt ihr eure Hände? Dorothea
Klaſchet in die ihrigen. Denn der Vorhang
Iſt geſunken, wohlgeſpielt die Rolle.
Und es war im Herzen jetzt des Eismonds.
Als ein Schloßenſchwall nun aus den Wolken
Niederbrauſte, ſprach die fromme Jungfrau:
Ach wie rauh iſt dieſe Luft! Wie ſchneidend
Weht der Oſtwind! Wie ſo nackt und öde
Steht der winterliche Boden ... Wohl mir!
Noch ein Stündchen, und ſpatzieren werd' ich
Mit dem Liebſten in des Liebſten Garten.
Schöne Roſen wird mein Freund mir pflücken,
Süße Aepfel mir vom Baume brechen.
Ruhen werd' ich in des Liebſten Armen
Am kryſtallnen Bach im weichen Graſe.

Alſo ſprach die Jungfrau kindlich ſpielend.
Und Theophilus, des Landvoigts Schreiber,
Dorotheens frommes Wort vernehmend,
Sprach zu ihr verhöhnend: Ey ſo ſchicke
Doch auch mir von dieſen ſchönen Roſen,
Doch auch mir von dieſen ſüßen Aepfeln,
Die da wachſen in des Liebſten Garten.
Dorothea ſah ihn an bedeutend.
Was du bitteſt, Jüngling, ſoll geſchehen,
Sprach ſie lächelnd und ging ruhig weiter.
Als ſie nun erreicht die Opferſtätte,
Als ſie nun die ſchöne Welt geſegnet,
Als ſie nun Valet geſagt den Freunden,
Als ſie nun im Kreiſe hingekniet,
Stand vor ihr ein wunderſchöner Knabe,
Angethan mit einem blauen Mantel,
Hie und da beſtreut mit goldnen Sternen;
Kraus und goldfarb waren ſeine Locken,
Und ſmaragdgrün die geſenkten Schwingen.
Und es trug der ſchöne Knab' in Händen
Ein aus Silberdrath geflochtnes Körbchen,
Drinn drey Roſen und drey Aepfel lagen.
Liebe Schweſter, ſprach der ſchöne Knabe,
Dieſe Roſen, dieſe rothen Aepfel
Schickt der Liebſte dir aus ſeinem Garten.
Lieber Bruder, ſprach die fromme Jungfrau,
Dieſe Roſen, dieſe rothen Aepfel
Trag behende zu des Landvoigts Schreiber,
Zu Theophilus, und ſprich, ihm ſende
Dorothea ſie zum Angedenken.
Alſo ſprach ſie, winkte dann dem Henker,
Und ihr ſchönes Haupt entſank dem Nacken.
Eilend aber ging der ſchöne Knabe
Zu Theophilus, des Landvoigts Schreiber,
Fand gedankenvoll ihn ſtehn am Fenſter
In des Landvoigts Pallaſt, reichte freundlich
Ihm das Körbchen hin, und ſprach bedeutend:
Dieſe Roſen, dieſe Aepfel ſendet
Dorothea dir zum Angedenken.

Als der Jüngling Dorothea hörte,
Als er ſah die rothen Sommerkinder,
Aufgeſchloſſen in des Eismonds Strenge,
Schlug er an die Bruſt ſich, ſprach hochſeufzend:
Weh mir! Gott hab' ich geläſtert, habe
Chriſtus keuſche Braut verhöhnet, weh mir!
Heil'ge Jungfrau, bitte für den Sünder!
Und Theophilus, des Landvoigts Schreiber,
Ward bekehrt von Stund' an, glaubt' an Chriſtus,
Predigte gewaltig, warb dem Heiland
Viele Jünger, und nach wohlbeſtandnem
Kampfe krönet' ihn die Märtrerkrone.

Die Legende von der heiligen Dorothea.

[1, 182—188.]

Dorus, der Römiſchen Senatoren einer, war ſehr reich an Aeckern und Heerden, an Palläſten, Landhäuſern und Weinbergen. Als aber eine herbe Verfolgung über die Bekenner Chriſti ausbrach, verließ er alles um Chriſti willen, und flohe mit ſeiner Gattinn Thea, und mit zwei Töchtern, Chriſte und Calliſte genannt, über das Meer in das Land Cappadocia, in deſſen Hauptſtadt Cäſarea er ſeinen Wohnſitz nahm. Hier wurde ihm eine Tochter geboren, welche der Biſchof des Ortes heimlich taufte, und zugleich ihr einen Namen gab, der aus denen des Vaters und der Mutter zuſammengeſetzt war. Dorothea ward ſchon als ein zartes Mägdlein mit dem heiligen Geiſt erfüllt. Als ſie aber heranwuchs, übertraf ſie alle Jungfrauen der Hauptſtadt, wie an leiblicher Schönheit, ſo auch an Zucht, Weisheit und Frömmigkeit. Das verdroß den Erbfeind alles Guten, und er beſchloß, nicht zu ruhen, er

habe denn die fromme Jungfrau entweder leiblich oder geiſtig verderbet. Zu ſolchem Ende entzündete er das Herz des Landpflegers Fabricius gegen die Jungfrau, und gab ihm ein, mit Darbietung aller ſeiner Schätze um ſie zu werben. Doch der heiligen Dorothea dauchten alle Schätze der Erde verächtlicher, als taube Spreu, und auf das beſtimmteſte erklärte ſie, wie ſie keines andern Bräutigams begehre, als deſſen, der mit ſeinem Blute ſie zu ſeinem Eigenthum erworben habe.

Dazumalen hatten Diocletian und Maximian die allerletzte und allergrauſamſte Verfolgung über die Kirche verhängt. Froh des Vorwands, ſetzte Fabricius ſich auf ſeinen Richterſtuhl, und hieß die Jungfrau von ihrem Glauben Red' und Antwort geben. Da nun Dorothea ſich nicht nur öffentlich zum Chriſtenthum bekannte, ſondern auch die Thorheit und Sündlichkeit des Götzendienſtes mit eindringender Beredſamkeit darthat, befahl Fabricius, ſie in ein Gefäß voll ſiedendes Oeles zu ſetzen. Das ſchadete der heiligen Jungfrau ſo wenig, daß ſie vielmehr mit einem köſtlichen Balſam geſalbet, und nur noch ſchöner und ſchimmernder geworden zu ſeyn ſchien. Durch dieſes Wunder wurden viel Heiden bekehret. Fabricius aber ſchrieb es zauberiſchen Künſten zu, und befahl, Dorotheen in den Kerker zu legen, worinn ſie neun Tage verblieb, ohne daß ihr das geringſte an Speiſe und Trank gereichet ward; deſſen ſie denn auch nicht bedurfte, als die von ihrem himmliſchen Bräutigam ſattſam und überflüſſig geſpeiſet wurde.

Am zehnten Tage ließ Fabricius eine hohe Säule errichten, und auf deren Spitze den Abgott Apollo ſetzen. Dann hieß er Dorotheen holen, und befahl ihr, den Götzen anzubeten. Sie ſprach: Ich bete Gott an, und keinen Dämon. Zugleich fiel ſie nieder, hub Hände und Augen gen Himmel, und bat den Allmächtigen, daß er doch ein Zeichen bewähren möge, daß er allein Gott ſey, und außer ihm kein andrer. Plötzlich traf ein Donnerſtrahl die Säule, und zermalmte ſie dergeſtalt, daß auch kein Stäubchen weder von ihr, noch von dem Götzenbilde zu finden war. Die fliehenden Dämonen aber ſchrien in der Luft: Dorothea,

Dorothea, was verfolgst du uns! Da wurden viel tausend Heiden gläubig, bekannten sich laut zu Christo, und drängten sich zum Martertode. Dorothea ward an den Füßen aufgehenkt, mit Ruthen gehauen, mit Skorpionen gegeißelt, mit eisernen Kämmen zerrissen, mit brennenden Fackeln gesengt. Halb todt ward sie in den Kerker zurückgeführt. Am Morgen war alle Spur einiger Verletzung verschwunden.

Darüber verwunderte sich der Landpfleger selber. Dorothea, sprach er, anmuthiges Mägdlein, du bist genug gezüchtigt worden. Möchtest du wenigstens jetzt noch eines Bessern dich besinnen! Und er befahl, sie zu ihren Schwestern, Christe und Calliste, zu bringen, welche aus Furcht des Todes vom Glauben abgefallen waren, hoffend, daß ihr Beispiel auch die Schwester zum Abfall bewegen würde. Statt dessen aber redete Dorothea ihren Schwestern zu mit so erweichender Freundlichkeit, pries die Süßigkeiten der göttlichen Liebe ihnen mit solcher Begeisterung, schilderte die Freuden des ewigen Lebens ihnen in so glühenden Farben, daß sie, ihren Abfall schmerzlich bereuend, sich aufs neue zu Jesu Christo wandten. Als das der Landpfleger erfuhr, befahl er, beide, Rücken gegen Rücken gebunden, ins Feuer zu werfen. Also errangen diese die Märtyrerkrone.

Zu Dorotheen aber sprach er: Wie lange, du Zauberinn, willst du unser spotten? Entweder opfre, daß du lebest, oder wisse, daß ich das Todesurtheil über dich sprechen werde. Sie sprach: So sprich es denn fein balde. Schon längst verlangt mich, zu meinem Liebsten zu gelangen, in dessen Garten ich Rosen und Aepfel pflücken, und mich ewig mit ihm laben werde. Der Tyrann ergrimmte, und befahl, ihr anmuthiges Angesicht dermaßen zu zerfetzen, daß auch keine Spur ihrer Schönheit übrig bliebe. Das thaten die Henker, und zerarbeiteten sich dermaßen über dem grausamen Geschäfte, daß ihre Arme endlich ermüdet niedersanken. In der Nacht aber heilte Christus seine liebe Braut, und gab ihr die verlorne Schönheit gänzlich wieder.

Am folgenden Tage sprach der Landpfleger das Todesurtheil über Dorothea. Als sie nun zum Thor der Stadt hinausgeführt wurde, und viel Volks ihr folgte, gedachte

Theophilus, der Geheimschreiber, an die Worte, welche sie zum Landpfleger gesprochen hatte, und bat verhöhnend, ihm doch auch von den schönen Rosen und Aepfeln zu schicken, die sie im Garten ihres Liebsten pflücken würde. Das versprach die Jungfrau, und Theophilus lachte des eitlen Versprechens. Als aber Dorothea betend niederkniete auf dem Richtplatz, um den Schwertstreich zu empfahen, siehe, da stand ein Knabe vor ihr, angethan mit einem purpurnen Mantel voll goldner Sterne; sein Haar war kraus, die Füße bloß, sein Angesicht sehr schön und holdselig. In Händen trug er ein Körbchen, worinn drei Rosen und drei Aepfel lagen, die reichte er Dorotheen. Dorothea aber sprach zu ihm: Thue mir den Gefallen, lieber Bruder, und bringe diese Aepfel und Rosen dem Geheimschreiber Theophilus. Hierauf befahl sie sich Gott, empfing den Schwertstreich, und gelangte selig zum Anschaun des himmlischen Geliebten. Das geschah an den Idus des Februar, im Jahr Christi Zweihundert acht und achtzig.

Theophilus stand im Pallast des Landpflegers am Fenster. Plötzlich stand der Knabe vor ihm, zog ihn bei Seite, und sprach zu ihm: Diese Rosen und Aepfel schickt meine Schwester Dorothea dir aus dem Garten ihres Liebsten. Als er solches gesprochen, verschwand er. Augenblicklich brach Theophilus aus in laute Lobpreisungen Jesu Christi und der heiligen Dorothea. Auch wurde durch die Gewalt seiner Predigt, und durch die Anmuth des Zeichens fast die ganze Provinz zu Christo bekehrt. Als das der Landpfleger erfuhr, befahl er, Theophilus noch grausamer zu martern, als Dorotheen geschehen war, hierauf aber ihn in kleine Stücke zu zerhauen, und die Stücke den Hunden vorzuwerfen. Also ward Theophilus getauft mit Wasser und mit Blut, und Dorothea empfing ihn freundlich im Garten des Geliebten.

Legenden von der Jungfrau Maria.

[1, 118—120.]

Es war ein Fräulein von ritterbürtigem Geschlecht, das tanzte gar gerne. Eines Tages kam ein Prediger in ihres Vaters Haus; der fragte, was des Fräuleins liebster Zeitvertreib und größtes Vergnügen sey? Man sagte ihm: Das Tanzen. Da sprach er zu ihr: Liebes Fräulein, möchtet ihr wohl Einen Tag lang euch aller Fröhlichkeit enthalten, um darnach ein ganzes Jahr lang nach eures Herzens Lust in Freuden zu leben? Und möchtet ihr wohl ein ganzes Jahr lang des Tanzens müßig gehn, dafern ihr hernach all euer Lebelang so oft und so viel tanzen dürftet, als ihr nur immer begehrtet? Das Fräulein sprach: Das möchte ich ganz gerne. Weiter sprach der Mönch: Wolltet ihr nicht ablassen von der Liebe der Welt, und das vergängliche eitle Tanzen verschmähn, damit ihr dermaleinst mit Gott der ewigen Freude genösset, und tanzen und springen möchtet mit seiner lieben Mutter Maria und mit allen himmlischen Heerscharen? Da schwieg das Fräulein stille eine lange Weile, und seufzte schwerlich. Endlich sprach sie: Um einiges vergänglichen Gutes willen möchte ich das Tanzen nicht verschwören, wohl aber um mit Gott und seinen Heiligen des ewigen Tanzes zu genießen. Könnt ihr mir nun beweisen, daß man auch im Himmel tanzet und springet, so will ich allem irrdischen Tanz absagen, und will thun was ihr mich heißet. Da bewies ihr der Mönch aus dem ein und dreißigsten Capitel des Jeremias, imgleichen aus den Psalmen Davids, und aus vielen andern Stellen der Schrift, daß auch im Himmel

getanzt werde. Auch sagte er: Es stehet geschrieben, daß die Seligen im Himmel sollen die volle Genüge haben in allem was sie begehren. Gesetzt nun, sie überkämen eine Begierde zu tanzen, und es wäre im Himmel kein Tanz, so hätten sie nicht die volle Genüge, sondern es gebräche ihnen ein Ding, dessen sie begehrten, das wäre gegen das klare Wort Gottes. Als das das Fräulein hörte, gelobte sie dem Mönch, daß sie das Tanzen lassen wolle, Gotte und seiner lieben Mutter zu Lieb. Deß wurden ihr Vater und ihre Mutter sehr froh, und ließen ihr ein geistlich Kleid machen, wie sie es wünschte; darinnen diente sie Gotte in ihrer Eltern Hause mit großer Innigkeit. Als vier Jahre um waren, ward sie heftig krank, und verziehe sich des Lebens. Die Freunde und Verwandten riethen ihr, daß sie sich möchte berichten lassen. Sie sprach: Ich will warten damit bis mein geistlicher Vater kömmt; ich bin gewiß, ich werde nicht sterben so lange er nicht da ist, ich habe meinen Bräutigam, Jesum Christum, darum gebeten, und er hat es mir gewähret. Da kam der Prediger, durch Gottes Schickung, aus fernen Landen, und wußte nicht daß das Fräulein krank sey. Zu dem sprach das Fräulein: Lieber Vater, ich werde nun von hinnen scheiden mit eurem Urlaub. Da versorgete der Prediger sie mit unsers Herrn Frohnleichnam und mit dem heiligen Oele. Sie aber wandte die Augen gen Himmel und sahe den Prediger fröhlich an und sprach: Lieber Vater, als du mich bekehrtest, gelobtest du mir, daß auch im Himmel getanzt und gesprungen werden solle; des Gelübdes entlass' ich dich; denn eben jetzt zur Stunde habe ich unsern lieben Herrn mit seiner lieben Mutter und den heiligen Jungfrauen im Himmel in einem schönen Tanze gesehn; derselbige Tanz ist auch mir bereit in Ewigkeit. Als sie solches gesprochen, verschied sie in großen Freuden.

[1, 126—127.]

Sanct Gregorius gedenkt einer Jungfrau, Namens Musa, die tanzte außer der Maßen gerne; und vor und nach dem Tanze diente sie Unsrer Lieben Frau mit großem Ernste. Als diese einstens im Gebet begriffen war, kam Unsre Liebe Frau zu ihr mit vielen schönen Jungfrauen, die tanzten mit einander einen gar anmuthigen Tanz. Maria fragte die Jungfrau, ob sie wohl auf diese Weise ewiglich mit den Jungfrauen tanzen und spielen möchte? Sie sprach: Recht gerne. Da sprach Maria: So laß dein Tanzen mir zur Lieb' von heut an bis in den dreißigsten Tag; und am dreißigsten Tage will ich wieder zu dir kommen, und will dich zu dem ewigen Freudenreigen führen. Damit verschwand Unsre Liebe Frau. Die Jungfrau aber beichtete und that Buße, und hütete sich von Stund' an vor dem Tanze und vor andern Sünden. Und am dreißigsten Tage kam Unsre Liebe Frau, wie sie gelobet hatte, und holte die Jungfrau zur ewigen Freude.

Sieben Legenden.

Von

Gottfried Keller.

[1])

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.[2])

1872.[3])

[1]) Zweite Auflage B, Dritte Auflage C, Vierte Auflage D.
[2]) Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) D.
[3]) 1872 B, 1884 C, 1888 D.

[1])

K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart[2])

[1]) Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten. C. D.

[2]) Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. D.

Vorwort.

Beim Lesen einer Anzahl Legenden wollte es dem Urheber vorliegenden Büchleins scheinen, als ob in der überlieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Fabulirkunst sich geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehmaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien, wenn man aufmerksam hinblicke.

Wie nun der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radirte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.

Der ungeheure Vorrath des Stoffes ließe ein Ausspinnen der Sache in breitestem Betriebe zu; allein nur bei einer mäßigen Ausdehnung des harmlosen Spieles dürfte demselben der bescheidene Raum gerne gegönnt werden, den es in Anspruch nimmt.

Inhalt.

	Seite
Eugenia	37
Die Jungfrau und der Teufel	55
Die Jungfrau als Ritter	64
Die Jungfrau und die Nonne	77
Der schlimm-heilige Vitalis	86
Dorothea's Blumenkörbchen	109
Das Tanzlegendchen	118

Eugenia.

Ein Weib ſoll nicht Mannsgeräthe tragen, und ein Mann ſoll nicht Weiberkleider anthun; denn wer ſolches thut, iſt dem Herrn, deinem Gott, ein Gräuel.

5. Moſ. 22. 5.

Wenn die Frauen den Ehrgeiz der Schönheit, Anmuth und Weiblichkeit hintanſetzen, um ſich in andern Dingen hervor zu thun, ſo endet die Sache oftmals damit, daß ſie ſich in Männerkleider werfen und ſo dahintrollen.

Die Sucht, den Mann zu ſpielen, kommt ſogar ſchon in der frommen Legendenwelt der erſten Chriſtenzeit zum Vorſchein [1]) und mehr als eine Heilige jener Tage war von dem Verlangen getrieben, ſich vom Herkommen des Hauſes und der Geſellſchaft zu befreien.

Ein ſolches Beiſpiel gab auch das feine Römermädchen Eugenia, freilich mit dem nicht ungewöhnlichen Endreſultat, daß ſie, in große Verlegenheit gerathen durch ihre männlichen Liebhabereien, ſchließlich doch die Hilfsquellen [2]) ihres natürlichen Geſchlechtes anrufen mußte, um ſich zu retten.

Sie war die Tochter eines angeſehenen Römers, der mit ſeiner Familie in Alexandria lebte, wo es von Philoſophen und Gelehrten aller Art wimmelte. Demgemäß wurde Eugenia ſehr ſorgfältig erzogen und unterrichtet, und dies ſchlug ihr ſo wohl an, daß ſie, ſobald ſie nur ein wenig in die Höhe ſchoß, alle Schulen der Philoſophen,

[1]) Komma CD. [2]) Hülfsquellen CD.

Scholiasten und Rhetoren besuchte, wie ein Student, wobei sie stets eine Leibwache von zwei niedlichen Knaben ihres Alters bei sich hatte. Dies waren die Söhne von zwei Freigelassenen ihres Vaters, welche zur Gesellschaft mit ihr erzogen waren und an all ihren Studien theilnehmen mußten.

Mittlerweile ward [1]) sie das schönste Mädchen, das zu finden war, und ihre Jugendgenossen, welche seltsamer Weise beide Hyazinthus hießen, wuchsen desgleichen zu zwei zierlichen Jünglingsblumen, und wo die liebliche Rose Eugenia zu sehen war, da sah man allezeit ihr zur Linken und zur Rechten auch die beiden Hyazinthen säuseln oder anmuthig hinter ihr hergehen, indessen die Herrin rückwärts mit ihnen disputirte.

Und es gab nie zwei wohlgezogenere Genossen eines Blaustrümpfchens; denn nie waren sie anderer Meinung als Eugenia, und stets [2]) blieben sie in ihrem Wissen um einen Zoll hinter ihr zurück, so daß sie stets Recht behielt und nie befürchten mußte, etwas Ungeschickteres zu sagen, als ihre Gespielen.

Alle Bücherwürmer von Alexandrien machten Elegien und Sinngedichte auf die musenhafte Erscheinung, und die guten Hyazinthen mußten diese Verse sorgfältig in goldene Schreibtafeln schreiben und hinter ihr her tragen.

Mit jedem halben Jahre wurde sie nun schöner und gelehrter, und bereits lustwandelte sie in den geheimnißvollen Irrgärten der neuplatonischen Lehren, als der junge Prokonsul Aquilinus sich in Eugenia verliebte und sie von ihrem Vater zum Weibe begehrte. Dieser empfand aber einen solchen Respekt vor seiner Tochter, daß er trotz des römischen Vaterrechtes nicht wagte, ihr den mindesten Vorschlag zu machen, [3]) und den Freier an ihren eigenen Willen verwies, obgleich kein Eidam ihm willkommener war, als Aquilinus.

Aber auch Eugenia hatte seit manchen schönen Tagen heimlich das Auge auf ihn geworfen, da er der stattlichste,

[1]) wurde BCD. [2]) immer CD.
[3]) Komma fehlt A

angesehenste und ritterlichste Mann in Alexandrien war, der überdies für einen Mann von Geist und Herz galt.

Doch empfing sie den verliebten Konsul in voller Ruhe und Würde, umgeben von Pergamentrollen und ihre Hyazinthen hinter dem Sessel. Der eine trug ein azurblaues Gewand, der andere ein rosenfarbiges und sie selbst ein blendend weißes, und ein Fremdling wäre ungewiß gewesen, ob er drei schöne zarte Knaben oder drei frischblühende Jungfrauen vor sich sehe.

Vor dieses Tribunal trat nun der männliche Aquilinus in einfacher würdiger Toga und hätte am liebsten in traulicher und zärtlicher Weise seiner Leidenschaft Worte gegeben; da er aber sah, daß Eugenia die Jünglinge nicht fortschickte, so ließ er sich ihr gegenüber auf einen Stuhl nieder und that ihr seine Bewerbung in wenigen festen Worten kund, wobei er sich selbst bezwingen mußte, weil er seine Augen unverwandt auf sie gerichtet hielt und ihren großen Liebreiz sah.

Eugenia lächelte unmerklich und erröthete nicht einmal, so sehr hatte ihre Wissenschaft und Geistesbildung alle feinern Regungen des gewöhnlichen Lebens in ihr gebunden. Dafür nahm sie ein ernstes, tiefsinniges Aussehen an und erwiederte ihm:

„Dein Wunsch, o Aquilinus, mich zur Gattin zu nehmen, ehrt mich in hohem Grade, kann mich aber nicht zu einer Unweisheit hinreißen; und eine solche wäre es zu nennen, wenn wir, ohne uns zu prüfen, dem ersten rohen Antriebe folgen würden. Die erste Bedingung, welche ich von einem etwaigen Gemahl fordern müßte, ist, daß er mein Geistesleben und Streben versteht und ehrt und an demselben theilnimmt! So bist du mir denn willkommen, wenn du öfter um mich sein und im Wetteifer mit diesen meinen Jugendgenossen dich üben magst, mit mir nach den höchsten Dingen zu forschen. Dabei werden wir dann nicht ermangeln, zu lernen, ob wir für einander bestimmt sind, oder nicht, und wir werden uns nach einer Zeit gemeinsamer geistiger Thätigkeit so erkennen, wie es gottgeschaffenen Wesen geziemt, die nicht im Dunkel, sondern im Lichte wandeln sollen!“ [1])

[1]) Punkt BCD.

Auf diese hochgetragene[1]) Zumuthung erwiederte Aquilinus, nicht ohne eine geheime Aufwallung, doch mit stolzer Ruhe: „Wenn ich dich nicht kennte, Eugenia, so würde ich dich nicht zum Weibe begehren, und mich kennt das große Rom sowohl wie diese Provinz! Wenn daher dein Wissen nicht ausreicht, schon jetzt zu erkennen, was und wie ich beschaffen bin,[2]) so wird es, fürchte ich, nie ausreichen. Auch bin ich nicht gekommen, nochmals in die Schule zu gehen, sondern eine Ehegenossin zu holen; und was diese beiden Kinder betrifft, so wäre es, wenn du mir deine Hand vergönntest, mein erster Wunsch, daß du sie endlich entlassen und ihren Eltern zurückgeben möchtest, damit sie denselben beistehen und nützlich sein könnten. Nun bitte ich dich, mir Bescheid zu geben, nicht als ein Gelehrter, sondern als ein Weib von Fleisch und Blut!“

Jetzt war die schöne Philosophin doch roth geworden, und zwar wie eine Purpurnelke, und sie sagte, während ihr das Herz klopfte: „Mein Bescheid ist bald gegeben, da ich aus deinen Worten entnehme, daß du mich nicht liebst, o Aquilinus! Dieses könnte mir gleichgiltig[3]) sein, wenn es nicht beleidigend wäre für die Tochter eines edlen Römers, angelogen zu werden!“

„Ich lüge nie!“ sagte Aquilinus kalt; „lebe wohl!“

Eugenia wandte sich ab, ohne seinen Abschied zu erwiedern, und Aquilinus schritt langsam aus dem Hause nach seiner Wohnung. Jene wollte, als ob nichts geschehen wäre, ihre Bücher vornehmen; allein die Schrift verwirrte sich vor ihren Augen und die Hyazinthen mußten ihr vorlesen, indessen sie voll heißen Aergers mit ihren Gedanken anderwärts schweifte.

Denn wenn sie bis auf diesen Tag den Consul als denjenigen betrachtet hatte, den sie allein unter allen Freiern zum Gemahl haben möchte, wenn es ihr allenfalls gefiele, so war er ihr jetzt ein Stein des Anstoßes geworden, über den sie nicht hinweg kommen konnte.

[1]) hochtragende CD.
[2]) was ich bin CD.
[3]) gleichgültig BCD.

Aquilinus seinerseits verwaltete ruhig seine Geschäfte und seufzte heimlich über seine eigene Thorheit, welche ihn die pedantische Schöne nicht vergessen ließ.

Es vergiengen beinahe zwei Jahre, während welcher Eugenia womöglich immer merkwürdiger und eine wahrhaft imposante[1]) Person wurde, indessen die Hyazinthen allbereits[2]) zwei starke Bengel vorstellten, denen der Bart wuchs. Obgleich man jetzt von allen Seiten anfing, sich über dies seltsame Verhältniß aufzuhalten, und anstatt der bewundernden Epigramme satyrische[3]) Proben dieser Art aufzutauchen begannen, so konnte sie sich doch nicht entschließen, ihre Leibgarde zu verabschieden; denn noch war ja Aquilinus da, der ihr dieselbe hatte verbieten wollen. Er ging ruhig seinen Gang[4]) fort und schien sich um sie nicht weiter zu bekümmern; aber er sah auch kein anderes Weib an, und man hörte von keiner Bewerbung mehr, so daß auch er getadelt wurde, als ein so hoher Beamter unbeweibt fortzuleben.

Um so mehr hütete sich die eigensinnige Eugenia, ihm durch Entfernung der anstößigen Gesellen scheinbar ein Zeichen der Annäherung zu geben. Ueberdies reizte es sie, der allgemeinen Sitte und der öffentlichen Meinung zum Trotz nur sich allein Rechenschaft zu geben und unter Umständen, welche für alle andern Frauen gefährlich und unthunlich gewesen wären, das Bewußtsein eines reinen Lebens zu bewahren.

Denn alle solche[5]) Wunderlichkeiten lagen dazumal[6]) in der Luft.

Mittlerweile befand sich Eugenia doch nicht wohl und zufrieden; ihre geschulten Diener mußten Himmel, Erde und Hölle durchphilosophiren, um plötzlich unterbrochen zu werden und stundenweit mit ihr im Feld herumzulaufen, ohne eines Wortes gewürdigt zu sein. Eines Morgens verlangte sie auf ein Landgut hinauszufahren; sie lenkte selbst den Wagen und war lieblicher

[1]) glänzende CD.
[2]) allbereit CD.
[3]) satirische CD.
[4]) Weg BCD.
[5]) Solche CD.
[6]) dazumal eben CD.

Laune; denn es war ein klarer Frühlingstag und die Luft mit Balsamdüften erfüllt. Die Hyazinthen freuten sich der Fröhlichkeit, und so fuhren sie durch eine ländliche Vorstadt, wo es den Christen erlaubt war, ihren Gottesdienst zu halten. Sie feierten eben den Sonntag; aus der Kirche eines Mönchsklosters ertönte ein frommer Gesang, Eugenia hielt die Pferde an, um zu hören, und vernahm die Worte des Psalmes: „Wie eine Hindin nach den Wasserquellen, so lechzet meine Seele, o Gott! nach dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!"

Bei dem Klange dieser Worte, aus frommen demüthigen Kehlen gesungen, vereinfachte sich endlich ihr künstliches Wesen, ihr Herz ward getroffen und schien zu wissen, was es wolle, und langsam, ohne zu sprechen, fuhr sie weiter nach dem Landgute. Dort zog sie ins geheim männliche Kleider an, winkte die Hyazinthen zu sich und verließ das Haus mit ihnen, ohne von dem Gesinde gesehen zu werden. Und sie kehrte nach dem Kloster zurück, klopfte an der Pforte und stellte sich und ihre Begleiter dem Abt als drei junge Männer vor, welche begehrten, als Mönche in das Kloster aufgenommen zu werden, um von der Welt abzuscheiden und dem Ewigen zu leben. Sie wußte, da sie wohl unterrichtet war, auf die prüfenden Fragen des Abtes so trefflich zu antworten, daß er alle drei, die er für feine und vornehme Leute halten mußte, in das Kloster aufnahm und den geistlichen Habit anziehen ließ.

Eugenia war ein schöner, fast engelgleicher Mönch und hieß der Bruder Eugenius, und die Hyazinthen sahen sich wohl oder übel desgleichen in Mönche verwandelt, da sie gar nicht gefragt worden waren und sich längst daran gewöhnt hatten, nicht anders zu leben, als durch den Willen ihres weiblichen Vorbildes. Doch bekam ihnen das Mönchsleben nicht übel, indem sie ungleich ruhigere Tage genossen, nicht mehr zu studiren brauchten und sich gänzlich einem leidenden Gehorsam hingeben konnten.

Der Bruder Eugenius hingegen rastete nicht, sondern wurde ein berühmter Mönch, weiß wie Marmor im Gesicht, aber mit glühenden Augen und dem Anstand eines Erz-

engels. Er bekehrte viele Heiden, pflegte die Kranken und Elenden, vertiefte sich in die Schrift, predigte mit goldener Glockenstimme und ward sogar, als der Abt starb, zu dessen Nachfolger erwählt, also daß nun die feine Eugenia ein Abt war über siebenzig gute Mönche, kleine und große.

Während der Zeit, als sie so plötzlich[1]) verschwunden war[2]) mit ihren Gefährten und nirgends mehr aufzufinden, hatte ihr Vater ein Orakel befragen lassen, was aus seiner Tochter geworden sei, und dieses verkündete, Eugenia sei von den Göttern entrückt und unter die Sterne versetzt worden. Denn die Priester benützten das Ereigniß, um den Christen gegenüber ein Mirakel aufzuweisen, während diese den Hasen längst in der Küche hatten. Man bezeichnete sogar einen Stern am Firmament mit zwei kleineren Nebenschnüppchen als das neue Sternbild, und die Alexandriner standen auf den Straßen und den Zinnen ihrer Häuser und schauten hinauf, und Mancher, der sie einst hatte herumgehen sehen und sich ihrer Schönheit erinnerte, verliebte sich nachträglich in sie und guckte mit feuchten Augen in den Stern, der ruhig im dunkeln Blau schwamm.

Auch Aquilinus sah hinauf; aber er schüttelte den Kopf und die Sache wollte ihm nicht einleuchten. Desto fester[3]) glaubte der Vater der Verschwundenen daran, fühlte sich nicht wenig erhoben und wußte es mit Hilfe[4]) der Priester durchzusetzen, daß Eugenien eine Bildsäule errichtet und göttliche Ehren erwiesen wurden. Aquilinus, der die obrigkeitliche Bewilligung ertheilen mußte, that es unter der Bedingung, daß das Bild der Entrückten ähnlich gemacht würde; das war leicht zu bewerkstelligen, da es eine ganze Menge Büsten und Bildchen von ihr gab, und so wurde ihre Marmorstatue in der Vorhalle des Minervatempels aufgestellt und durfte sich sehen lassen vor den Göttern und Menschen, da es unbeschadet der sprechenden

[1]) unerklärlich CD.
[2]) blieb CD.
[3]) besser B.
[4]) Hülfe CD.

Aehnlichkeit ein Idealwerk war in Kopf, Haltung und Gewändern.

Die siebenzig Mönche des Klosters, als diese Neuigkeit dort verhandelt wurde, ärgerten sich höchlich über den Trumpf, der von heidnischer Seite ausgespielt worden, über die Errichtung eines neuen Götzenbildes und die freche Anbetung eines sterblichen Weibes. Am heftigsten schalten sie über das Weib selber als über eine Landläuferin und betrügerische Gauklerin, und sie machten während des Mittagsmahles einen ganz ungewöhnlichen Lärm. Die Hyazinthen, welche zwei gutmüthige Pfäfflein geworden und das Geheimniß des Abtes in der Brust begraben hielten, sahen diesen bedeutungsvoll an; aber er winkte ihnen zu schweigen und ließ das Schelten und Toben über sich ergehen als Strafe für seinen[1]) heidnischen Sündengeist.

In der Nacht aber, als Mitternacht[2]) vorüber war[3]), erhob sich Eugenia von ihrem Lager, nahm einen starken Hammer und ging leise aus dem Kloster, um das Bild aufzusuchen und zu zerschlagen. Leicht fand sie den marmorglänzenden Stadttheil, wo die Tempel und öffentlichen Gebäude lagen und wo[4]) sie ihre Jugendzeit zugebracht hatte. Keine Seele rührte sich in der stillen Steinwelt; als der weibliche Mönch die Stufen zum Tempel hinaufging, erhob sich eben der Mond über die Schatten der Stadt und warf sein taghelles Licht zwischen die Säulen der Vorhalle hinein. Da sah Eugenia ihr Bild, weiß wie der gefallene Schnee, in wunderbarer Anmuth und Schönheit dastehen, die feinfaltigen Gewänder sittig um die Schultern gezogen, mit begeistertem Blick und leis lächelndem Munde vor sich hinsehend.

Neugierig schritt die Christin darauf zu, den erhobenen Hammer in der Hand; aber ein süßer Schauder durchfuhr ihr Herz, als sie das Bild in seiner Deutlichkeit sah,[5]) der Hammer sank nieder und lautlos weidete sie sich am

[1]) seinen früheren BCD. [2]) die Hälfte derselben CD.
[3]) war fehlt CD. [4]) wo fehlt CD.
[5]) Semikolon BCD.

Anblicke ihres eigenen früheren Wesens. Eine bittere Wehmuth umfing sie, das Gefühl, als ob sie aus einer schöneren Welt ausgestoßen wäre und jetzt als ein glückloser Schatten in der Oede herum irre; denn wenn das Bild auch zu einem Ideal erhoben war, so stellte es gerade dadurch das ursprüngliche innere Wesen Eugenias dar, das durch ihre Schulfuchserei nur verhüllt wurde, und es war ein edleres Gefühl, als Eitelkeit, durch welches sie ihr besseres Selbst in dem magischen Mondglanz nun erkannte. Das machte ihr eben zu Muthe, wie wenn sie die unrechte Karte ausgespielt hätte, um modern zu reden, da es damals freilich keine Karten gab.

Plötzlich ließ sich ein rascher Männertritt hören; Eugenia verbarg sich unwillkürlich im Schatten einer Säule und sah die hohe Gestalt des Aquilinus heranschreiten. Sie sah, wie er sich vor die Statue stellte, dieselbe lange betrachtete und endlich den Arm um ihren Hals legte, um einen leisen Kuß auf die marmornen Lippen zu drücken. Dann hüllte er sich in seinen Mantel und ging langsam hinweg, sich mehr als einmal nach dem glänzenden Bilde umschauend. Eugenia zitterte so stark, daß sie es selbst bemerkte; zornig und gewaltsam nahm sie sich zusammen und trat wieder vor die Bildsäule mit dem erhobenen Hammer, um dem sündhaften Spuck [1]) ein Ende zu machen; aber statt das schöne Haupt zu zerschlagen, drückte sie, in Thränen ausbrechend, ebenfalls einen Kuß auf seine Lippen und eilte von dannen, da sich die Schritte der Nachtwache hören ließen. Mit wogendem Busen schlich sie in ihre Zelle und schlief selbige Nacht nicht, bis die Sonne aufging, und während sie das Frühgebet versäumte, träumte sie in rasch folgendem Wechsel von Dingen, die dasselbe nichts angingen.

Die Mönche ehrten den Schlaf des Abtes als eine Folge geistlicher Nachtwachen. Allein zuletzt sahen sie sich genöthigt, Eugenias Schlummer zu unterbrechen, da es für sie etwas besonderes zu thun gab. Eine vornehme Wittwe, welche krank und christlicher Hilfe [2]) bedürftig

[1]) Spuk CD. [2]) Hülfe CD.

darnieder zu liegen vorgab, hatte nach ihr gesandt, den geistlichen Zuspruch und den Rath des Abtes Eugenius verlangend, dessen Wirken und Person sie seit geraumer Zeit verehrte. Die Mönche wollten daher diese Eroberung nicht fahren lassen, welche ihrer Kirche zu Ansehen verhalf, und sie weckten Eugenia. Halb verwirrt und mit hold gerötheten Wangen, wie man sie lange nicht gesehen, machte sie sich auf den Weg, mit ihren Gedanken mehr in den Träumen des Morgenschlummers und unter den nächtlichen Tempelsäulen verweilend, als bei dem, was vor ihr lag. Sie betrat das Haus der Heidin und wurde in deren Gemach geführt und mit ihr allein gelassen. Ein schönes Weib von noch nicht dreißig Jahren lag auf einem Ruhebette ausgestreckt, allein nicht wie eine Kranke und Zerknirschte, sondern glühend von Stolz und Lebenslust. Kaum vermochte sie sich leidlich ruhig und bescheiden anzustellen, bis der vermeintliche Mönch auf ihre Anordnung dicht an ihrer Seite Platz genommen; dann ergriff sie seine beiden weißen Hände, drückte ihre Stirn darauf und bedeckte sie mit Küssen. Eugenia, welche,[1]) von ihren anderweitigen Gedanken eingenommen, nicht auf das unheilige Aussehen des Weibes geachtet hatte und ihr Gebahren für Demuth und geistliche Hingebung hielt, ließ sie gewähren, und dadurch aufgemuntert, schlang die Heidin ihre Arme um Eugenias Hals, den schönsten jungen Mönch zu umarmen wähnend. Kurz, ehe der sich's versah, fand er sich von der leidenschafterfüllten Person umklammert und fühlte seinen Mund von einem Regen der heftigsten Küsse getroffen. Ganz betäubt erwachte endlich Eugenia aus ihrer Zerstreuung; doch dauerte es Minuten[2]) bis sie sich aus der wilden Umhalsung losmachen und aufrichten konnte.

Sogleich aber begann die Zunge des heidnischen Satans sich zu rühren; in einem Sturm von Worten that die Teufelin dem entsetzten Abt ihre Liebe und Sehnsucht kund und suchte ihm auf jegliche Art zu beweisen, daß es die Pflicht seiner Schönheit und Jugend sei, diese Sehnsucht zu stillen, und daß er zu nichts anderem da sei. Dabei

[1]) Komma fehlt ABCD. [2]) Komma CD.

ließ sie es an neuen Angriffen und zärtlichen Verlockungen nicht fehlen, so daß Eugenia sich kaum zu erwehren wußte, endlich aber sich entrüstet zusammenraffte und mit blitzenden Augen der Unholdin so derb den Text las und mit so kräftigen Verwünschungen, wie sie nur einem Mönch zu Gebote stehen, antwortete, daß jene das Mißlingen ihres übeln Vorhabens erkannte, mit Einem Schlag sich verwandelte und den Ausweg einschlug, den schon das Weib des Potiphar eingeschlagen und der seither hundert und tausend Mal begangen wurde. Sie sprang wie ein Tiger auf Eugenia zu, umschlang sie nochmals wie mit eisernen Armen, riß sie zu sich auf das Bett nieder und erhob gleichzeitig ein solches Zetergeschrei, daß ihre Mägde von allen Seiten in das Gemach stürzten.

„Helft mir! Helft mir!“ schrie sie, „dieser Mann will mir Gewalt anthun!“ und zugleich ließ sie Eugenien los, die sich athemlos, verwirrt und erschrocken auf die Füße stellte.

Die herbeigelaufenen Weiber schrieen alsobald noch ärger als ihre Herrin, liefen dahin und dorthin und riefen auch männliche Geister herbei; Eugenia wußte vor Schrecken kein Wort hervorzubringen, sondern flüchtete sich voll Scham und Abscheu aus dem Hause, vom Lärm und den Verwünschungen des tollen Haufens verfolgt.

Nun säumte die teufliſche Wittwe nicht, schnurstracks und mit einem guten Gefolge zum Konsul Aquilinus zu laufen und bei ihm den Mönch der ärgsten Schandthat anzuklagen, wie er heuchlerischer Weise in ihr Haus gekommen sei, um sich erst mit Bekehrungsversuchen aufzudrängen und, nachdem diese fehlgeschlagen, sie gewaltthätig ihrer Ehre zu berauben. Da ihr ganzes Gefolge die Wahrheit ihrer Aussage bezeugte, ließ der entrüstete Aquilinus sofort das Kloster mit Kriegsvolk besetzen und den Abt sammt den Mönchen vor sich bringen, um sie zu richten.

„Ist das euer Beginnen, ihr niederträchtigen Heuchler?“ redete er sie mit strengem Tone an, „sticht euch schon dermaßen der Hafer, daß ihr, kaum geduldet, die Ehre unserer Frauen beleidigt und herum schleicht, wie die

reißenden Wölfe? Hat euer Meister, den ich mehr achte, als ihr Lügner! euch dergleichen gelehrt oder geboten? Mit Nichten! Ihr seid ein Haufen und eine Bande Elender, die sich öffentlich einen Namen geben, um im Stillen dem Verderben zu fröhnen! Vertheidigt euch, wenn ihr könnt, gegen die Anklage!"

Die schändliche Wittwe wiederholte jetzt, von heuchlerischen Seufzern und Thränen unterbrochen, ihre lügenhafte Erzählung. Als sie geendigt und sich sittsam wieder in ihre Schleier hüllte, sahen die Mönche voll Furcht einander an und auf ihren Abt, an dessen Tugend sie nicht zweifelten, und sie erhoben gemeinsam ihre Stimmen [1]), um die falsche Anklage abzuwehren. Allein nicht nur das zahlreiche Gesinde der Lügnerin, sondern auch mehrere Nachbarn und Vorübergehende, welche den Abt voll Scham und Verwirrung aus jenem Hause hatten entfliehen sehen und ihn schlechtweg für schuldig hielten, bezeugten jetzt nacheinander und zumal mit lauter Stimme die begangene Unthat, so daß die armen Mönche zehnmal überstimmt und [2]) überschrieen wurden.

Sie sahen daher [3]) voll Zweifel [4]) auf ihren Abt, und seine Jugendlichkeit kam den Graubärten unter ihnen jetzt [5]) auf einmal auch verdächtig vor. Sie riefen, wenn er schuldig sei, so würde Gottes Strafgericht nicht ausbleiben, wie sie ihn auch dem weltlichen Richter jetzt schon Preis gäben!

Aller Blicke waren nun auf Eugenia gerichtet, welche inmitten der Versammlung verlassen dastand. Sie hatte weinend in ihrer Zelle gelegen, als sie mit den Mönchen ergriffen worden, und stand die ganze Zeit über mit gesenkten Augen und die Mönchskappe tief über das Haupt gezogen, [6]) da und befand sich nun [7]) in der allerschlimmsten Lage [8]); denn wenn sie das Geheimniß ihrer

[1]) Stimme BCD.
[2]) überstimmt und fehlt CD.
[3]) jetzt CD.
[4]) Zweifel wieder CD.
[5]) nun CD.
[6]) Komma fehlt BCD.
[7]) nun fehlt CD.
[8]) dem allerschlimmsten Zustand CD.

Herkunft und ihres Geschlechtes[1]) bewahrte, so unterlag sie dem falschen Zeugniß, und offenbarte sie dasselbe, so erhob sich der Sturm gegen das Kloster heftiger als vorher und sie weihte dasselbe dem Untergange, indem[2]) ein Kloster, das ein schönes junges Weib zum Abte hat, des unseligsten Verdachtes und Gespöttes der böswilligen Heidenwelt gewärtig sein mußte. Diese Furcht und Ungewißheit hätte sie nicht empfunden, wenn sie, nach Mönchsbegriffen, noch reinen Herzens gewesen wäre; allein allbereits seit der letzten Nacht war der Zwiespalt in ihr Gemüth eingebrochen[3]) und selbst die unglückliche Begegnung mit dem schlimmen Weibe hatte sie noch mehr verwirrt, so daß sie nunmehr den Muth nicht fand, entschlossen aufzutreten und ein Wunder herbeizuführen.

Doch als Aquilinus sie aufforderte, zu reden, erinnerte sie sich seiner Neigung zu ihr, und indem sie Vertrauen zu ihm faßte, verfiel sie auf eine Ausflucht. Mit leisem und bescheidenem Tone sagte sie, sie sei nicht schuldig und wolle es dem Konsul beweisen, wenn sie allein mit ihm sprechen dürfe. Der Klang ihrer Stimme rührte den Aquilinus, ohne daß er wußte warum, und er gab zu, daß sie unter vier Augen mit ihm reden möge. Er ließ sie deshalb in das Innere seines Hauses führen und verschloß[4]) sich dort allein mit ihr in ein Zimmer. Dort[5]) schlug Eugenia ihre Augen zu ihm auf, warf die Kapuze zurück und sagte: „Ich bin Eugenia, die du einst zur Frau begehrt hast!“

Sogleich erkannte er sie und war überzeugt, daß sie es sei; aber zugleich stieg ein großer Aerger und eine brennende Eifersucht in ihm auf, weil die so plötzlich Wiedergefundene als ein Weib zum Vorschein kam, das die ganze Zeit über heimlich unter siebenzig Mönchen gelebt hatte. Er hielt daher gewaltsam an sich und stellte sich, während seine Blicke sie prüfend überflogen, als ob er ihren Worten nicht im mindesten glaubte,[6]) und sagte:

---

[1]) Geschlechts BCD.
[2]) weil CD.
[3]) Komma CD.
[4]) begab CD.
[5]) Nun CD.
[6]) Komma fehlt A.

„Du siehst in der That jener thörichten Jungfrau ziemlich ähnlich. Doch das kümmert mich nicht; vielmehr bin ich begierig zu wissen, was du mit der Wittwe gemacht hast!“

Eugenia erzählte eingeschüchtert und ängstlich den Vorgang[1]) und Aquilinus erkannte aus der ganzen Art der Erzählung die Falschheit und Schlechtigkeit der Anklage, erwiederte jedoch mit scheinbarer Kaltblütigkeit: „Und auf welche Weise willst du denn, wenn du Eugenia bist, ein Mönch geworden sein, in welcher Absicht und wie war es möglich?“

Auf diese seine Worte erröthete sie und blickte verlegen auf die Erde; doch dünkte es sie nicht unbehaglich, hier zu sein und endlich wieder einmal zu einem guten alten Bekannten von sich und ihrem Leben zu sprechen; sie säumte auch nicht und berichtete mit natürlichen Worten Alles, was sich seit ihrem Verschwinden mit ihr zugetragen, nur daß sie seltsamer Weise der beiden Hyazinthen mit keiner Silbe erwähnte. Die Erzählung gefiel ihm nicht übel, überhaupt wurde es ihm jede Minute schwerer, sein Wohlgefallen an der schönen Wiedergefundenen zu verbergen. Aber dennoch bezwang er sich und beschloß, durch ihr ferneres Benehmen bis zum Schlusse zu erfahren, ob er an Zucht und reiner Sitte die frühere Eugenia vor sich habe.

Er sagte darum: „Alles dies ist eine gut vorgetragene Geschichte; dennoch halte ich das Mädchen, das du jetzt zu sein vorgibst, trotz seiner Sonderlichkeit nicht für dergleichen gar zu befremdliche Abenteuer fähig; wenigstens hätte die wahre Eugenia es gewiß vorgezogen, eine Nonne zu werden. Denn was soll um aller Welt willen eine Mönchskutte und das Leben unter siebenzig Mönchen für ein Verdienst und Heil sein auch für die gelehrteste und frömmste Frau? deshalb halte ich dich nach wie vor für einen glatten unbärtigen Kauz von Betrüger, dem ich gar nicht traue! Ueberdies ist jene Eugenia für göttlich und in den Sternen wohnend erklärt worden, ihr Bild steht im Tempel geweiht[2]) und es wird dir schlimm genug ergehen, wenn du auf deiner lästerlichen Aussage beharrst!“

[1]) Komma BCD. [2]) Komma CD.

„Dies Bild hat ein gewisser Mann die vergangene Nacht geküßt!“ erwiederte Eugenia mit leiser Stimme und sah mit seltsamen Blicken zu dem betroffenen Aquilinus hinüber, der sie anstarrte, wie eine mit höherem Wissen Begabte. „Wie kann der gleiche Mann das Urbild peinigen?“

Aber er bekämpfte seine Verwirrung, schien diese Worte zu überhören und fuhr fort, kalt und streng: „Kurz gesagt, zu Ehren der armen Christenmönche, die mir unschuldig scheinen, kann und will ich nie glauben, daß du ein Weib seiest! Mache dich bereit, gerichtet zu werden, denn deine Mittheilungen haben mich nicht befriedigt!“

Da rief Eugenia: „So helfe mir Gott!“ und riß ihr Mönchsgewand entzwei, bleich wie eine weiße Rose und in Scham und Verzweiflung zusammenbrechend. Aber Aquilinus fing sie in seinen Armen auf, drückte sie an sein Herz und umhüllte sie mit seinem Mantel, und seine Thränen fielen auf ihr schönes Haupt; denn er sah wohl, daß sie eine ehrbare Frau war. Er trug sie in das nächste Zimmer, wo ein reichgerüstetes Gastbett stand, legte sie sanft in dasselbe hinein und deckte sie mit Purpurdecken zu bis an's Kinn. Dann küßte er sie auf den Mund, vielleicht drei oder vier Mal, ging hinaus und verschloß die Thüre wohl. Dann nahm er den noch warmen Mönchshabit, der auf dem Boden lag, und begab sich wieder zu der harrenden Menge hinaus, die er also anredete: „Das sind absonderliche[1]) Dinge. Ihr Mönche seid unschuldig und könnt nach eurem Kloster gehen! Euer Abt war ein Dämon, der euch verderben oder verführen wollte. Hier nehmt seine Kutte mit Euch und hängt sie zum Andenken irgendwo auf; denn nachdem er vor meinen Augen seine Gestalt ganz absonderlich verändert hat, ist er vor eben diesen Augen in ein Nichts verflossen[2]) und spurlos verschwunden! Dies Weib hier hingegen,[3]) welches sich des Dämons bediente, Euch zu verderben, ist der

[1]) merkwürdige BCD. [2]) zerflossen BCD.
[3]) Weib aber BCD.

Zauberei verdächtig und soll in's Gefängniß geworfen werden. Und hiemit begebt Euch allerseits nach Hause und seid guter Dinge!"

Alles erstaunte über diese Rede und schaute furchtsam auf das Gewand des Dämons. Die Wittib erblaßte und verhüllte ihr Gesicht, wodurch sie genugsam ihr böses Gewissen zu erkennen gab. Die guten Mönche erfreuten sich ihres Sieges und zogen mit der leeren Kutte dankbarlichst von dannen, nicht ahnend, welch' süßer Kern darin gesteckt habe. Die Wittwe wurde in's Gefängniß abgeführt,[1]) und Aquilinus rief seinen vertrautesten Diener, mit welchem er die Stadt durchstreifte, Kaufleute aufsuchte und eine Last der köstlichsten Frauengewänder einkaufte. Diese mußte der Sklave so geheim und rasch als möglich in's Haus bringen.

Sachte trat der Consul in das Gemach, wo Eugenia war, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und sah, daß sie ganz vergnüglich schlief, wie Jemand[2]) der sich von ausgestandenen Beschwerden erholt. Er mußte lachen über ihren schwarzsammtenen geschorenen Mönchskopf und fuhr mit leiser Hand über das dichte kurze Haar. Da erwachte sie und sperrte die Augen auf.

„Willst Du nun endlich mein Weib sein?" fragte er sanft, worauf sie weder ja noch nein sagte, wohl aber leise unter ihren Purpurdecken schauderte, in denen sie eingewickelt lag.

Da brachte Aquilinus an Kleidern und Schmuck Alles herein, was eine zierliche Frau damals bedurfte, um sich vom Kopf bis zu den Füßen zu kleiden, und verließ sie sodann.

Nach Sonnenuntergang desselben Tages fuhr er mit ihr, einzig von dem Vertrauten begleitet, nach einem seiner Landhäuser hinaus, welches einsam und reizend im Schatten dichter Bäume gelegen war.

Auf dem Landhause vermählte sich nun das Paar in der größten Einsamkeit, und so lange es gedauert hatte, bis sie endlich zusammengekommen, so schien ihnen darum

[1]) Komma fehlt CD. [2]) Komma BCD.

doch keine Zeit verloren zu sein, vielmehr empfanden sie die herzlichste Dankbarkeit für das Glück, das sie sich gegenseitig gewährten. Aquilinus widmete die Tage seinem Amte und fuhr des Abends mit den schnellsten Pferden zu seiner Gattin. Nur etwa an unfreundlichen stürmischen Regentagen liebte er es, unversehens schon früher nach dem Landhause zu eilen, um Eugenien aufzuheitern.

Diese gab sich jetzt, ohne viel Worte zu machen, mit eben der gründlichen Ausdauer, welche sie sonst der Philosophie und der christlichen Askese gewidmet hatte [1]), dem Studium ehelicher Liebe und Treue hin. Als aber ihr Haupthaar wieder die gehörige Länge erreicht hatte, führte Aquilinus seine Gemahlin mit Erfindung einer geschickten Fabel endlich wieder [2]) nach Alexandrien zurück, brachte sie zu ihren erstaunten Eltern und feierte ein glänzendes Hochzeitsfest. [3])

Der Vater war zwar überrascht, anstatt einer unsterblichen Göttin und eines himmlischen Sternbildes in seiner Tochter eine verliebte irdische Ehefrau wieder zu finden, und sah mit Wehmuth die geweihte Bildsäule aus dem Tempel wegtragen; doch überwog löblicher Weise das Vergnügen an seiner leibhaften Tochter, welche jetzt erst so schön und liebenswerth erschien, wie noch nie. Die Marmorstatue stellte Aquilinus in den schönsten Raum seines Hauses; doch hütete er sich, dieselbe nochmals zu küssen, da er nun das lebenswarme Urbild zur Hand hatte.

Nachdem nun Eugenia das Wesen der Ehe genugsam erkundet hatte, wandte sie ihre Erkenntniß dazu an, ihren Gemahl zum Christenthum zu bekehren, dem sie nach wie vor anhing, und sie ruhte nicht eher, als bis Aquilinus sich öffentlich zu ihrem Glauben bekannte. Die Legende erzählt nun weiter, wie die ganze Familie nach Rom zurückkehrte [4]) um die Zeit, da der christenfeindliche Valerianus zur Regierung gelangte, und wie nun während der ausbrechenden Verfolgungen Eugenia noch eine berühmte

---

[1]) hatte fehlt CD. [2]) wieder fehlt CD.
[3]) eine glänzende Hochzeit CD.
[4]) Komma CD.

Glaubensheldin und Märtyrerin wurde, welche vor ihrem Tode die merkwürdigsten Wunder verrichtete.[1])

Ihre Gewalt über Aquilinus war so groß geworden, daß sie auch die geistlichen Hyazinthen aus Alexandrien mit nach Rom nehmen konnte, allwo dieselben ebenfalls die Märtyrerkrone gewannen. Erst neuerlich sind in einem Sarkophag der Katakomben ihre Leiber vereinigt gefunden worden, gleich zwei Lämmchen in einer Bratpfanne, und es hat sie Papst Pius einer französischen Stadt geschenkt, welcher die Preußen ihre Heiligen verbrannt haben.[2]) Ihre Fürsprache soll namentlich für träge Schülerinnen gut sein, die in ihren Studien zurückgeblieben sind.

---

[1]) die erst jetzt ihre große Geistesstärke recht bewies CD.
[2]) Erst ... haben. fehlt CD.

Die Jungfrau und der Teufel.

Freund! wach und ſchau dich um,
der Teufel geht ſtets runden,
Kommt er dir auf den Leib, ſo liegeſt
du ſchon unten.

Angelus Sileſius, Cherub. Wanders-
mann VI.[1]) Buch 206.

Es war ein Graf Gebizo, der beſaß eine wunderſchöne Frau, eine prächtige Burg ſammt Stadt und ſo viele anſehnliche Güter, daß er für einen der reichſten und glücklichſten Herren im Lande galt. Dieſen Ruf ſchien er denn auch dankbar anzuerkennen, indem er nicht nur eine glänzende Gaſtfreundſchaft hielt, wobei ſein ſchönes und gutes Weib gleich einer Sonne die Gemüther der Gäſte erwärmte, ſondern auch die chriſtliche Wohlthätigkeit im weiteſten Umfange[2]) übte.

Er ſtiftete und begabte Klöſter und Spitäler, ſchmückte Kirchen und Kapellen, und an allen hohen Feſttagen kleidete, ſpeiſte und tränkte er eine große Zahl von Armen, manchmal zu Hunderten, und einige Dutzend mußten täglich, ja faſt ſtündlich auf ſeinem Burghofe ſchmauſend und ihn lobpreiſend zu ſehen ſein, ſonſt hätte ihm ſeine Wohnung, ſo ſchön ſie war, verödet geſchienen.

Allein bei ſolch' ſchrankenloſer Freigebigkeit iſt auch der größte Reichthum zu erſchöpfen, und ſo kam es, daß der Graf nach und nach alle ſeine Herrſchaften verpfänden mußte, um ſeinem Hange zu großartigem Wohlthun zu fröhnen, und je mehr er ſich verſchuldete, deſto eifriger

[1]) IV. BCD. [2]) Umfang BCD.

verdoppelte er seine Vergabungen und Armenfeste, um dadurch den Segen des Himmels, wie er meinte, wieder zu seinen Gunsten zu wenden. Zuletzt verarmte er gänzlich, seine Burg verödete und verfiel; erfolglose und thörichte Stiftungen und Schenkungsbriefe, welche er aus alter Gewohnheit immer noch zu schreiben nicht unterlassen konnte, trugen ihm nur Spott ein, und wenn er hie und da noch einen zerlumpten Bettler auf seine Burg locken konnte, so warf ihm dieser das magere Süppchen, das er ihm vorsetzte, mit höhnischen Schmähworten vor die Füße und machte sich davon.

Nur Eines blieb sich immer gleich, die Schönheit seiner Frau Bertrade; ja, je öder es im Hause aussah, desto lichter schien diese Schönheit zu werden. Und auch an Huld, Liebe und Güte nahm sie zu, je ärmer Gebizo wurde, so daß aller Segen des Himmels sich in dies Weib zu legen schien und tausend Männer den Grafen um diesen einen Schatz, der ihm noch übrig blieb, beneideten. Er allein sah nichts von alledem, und je mehr sich die holde Bertrade bemühte, ihn aufzuheitern und seine Armuth zu versüßen, desto geringer schätzte er dies Kleinod und verfiel in einen bittern und verstockten Trübsinn und verbarg sich vor der Welt.

Als einst ein herrlicher Ostermorgen anbrach, wo er sonst gewohnt war, fröhliche Scharen nach seiner Burg wallfahren zu sehen, schämte er sich seines Falles, daß er nicht einmal in die Kirche zu gehen wagte und in Verzweiflung war, wie er die schönen sonnigen Festtage zubringen sollte. Umsonst bat ihn sein Weib mit perlenden Thränen und mit lächelndem Munde, sich nicht zu grämen und unverzagt mit ihr zur Kirche zu gehen; er machte sich unwirsch los und ging auf und davon, sich in den Wäldern zu verbergen, bis Ostern vorbei wäre.

Berg auf und ab lief er, bis er in eine uralte Wildniß kam, wo ungeheure bärtige Tannenbäume einen See umschlossen, dessen Tiefe die nächtigen [1]) Tannen ihrer ganzen Länge nach wiederspiegelte, so daß alles düster

[1]) mächtigen CD.

und schwarz erschien. Die Erde um den See war dicht bedeckt mit abenteuerlichem langfranzigem[1]) Moose, in welchem kein Tritt zu hören war.

Hier setzte sich Gebizo nieder und grollte mit Gott ob seines elenden Geschickes[2]), welches ihm nicht mehr erlaubte, seinen Hunger genugsam zu stillen, nachdem er Tausende mit Freuden gesättigt, und ihm obenein[3]) seine Werkthätigkeit mit dem Hohn und Undank der Welt vergalt.

Unversehens bemerkte[4]) er mitten auf dem See einen Nachen und in demselben einen hochgewachsenen Mann. Da der See nur klein und leicht zu übersehen war, so konnte Gebizo nicht begreifen, wo der Fährmann auf einmal herkomme, da er ihn zuvor nirgends bemerkt; genug[5]) er war jetzt da, that einen einzigen Ruderschlag und landete alsbald dicht vor dem Ritter, und ehe dieser sich einen Gedanken machen konnte, fragte er ihn, warum er ein so schlimmes Gesicht in die Welt schneide?[6]) Da[7]) der Fremde ungeachtet eines[8]) sehr hübschen Aussehens[9]) einen Zug gründlicher Unzufriedenheit um Mund und Augen hatte, erweckte dies das Vertrauen Gebizos[5]) und er klagte unverholen sein Mißleiden und all' seinen Groll.

„Du bist ein Thor," sagte Jener hierauf; „denn du besitzest einen Schatz, der größer ist, als Alles was Du verloren hast. Wenn ich dein Weib hätte, so wollte ich nach allen Reichthümern, Kirchen und Klöstern und nach allen Bettelleuten der Welt nichts fragen!"

„Gib mir diese Dinge wieder und du kannst wohl mein Weib dafür haben!" erwiederte Gebizo bitter lachend[5]) und Jener rief blitzschnell: „Es gilt! Suche unter dem Kopfkissen deiner Frau, dort wirst du finden, was für deine ganze Lebenszeit ausreicht, alle Tage ein Kloster zu bauen und tausend Menschen zu speisen, und wenn du hundert Jahre alt würdest! dafür bringe mir dein Weib hier zur Stelle, unfehlbar am Abend vor Walpurgistag!"

---

[1]) langfranfigem CD.
[2]) seinem elenden Geschicke CD.
[3]) überdies CD.
[4]) gewahrte CD.
[5]) Komma CD.
[6]) Punkt CD.
[7]) Weil CD.
[8]) des CD.
[9]) Außern CD.

Es sprühte bei diesen Worten ein solches Feuer aus seinen dunklen Augen, daß davon zwei röthliche Lichter über den Rockärmel des Grafen und von da über Moos und Tannenstämme wegstreiften. Da sah Gebizo, wen er vor sich habe,[1]) und nahm das Anerbieten des Mannes an. Dieser rührte das Ruder und fuhr wieder auf die Mitte des Sees hinaus, wo er sammt dem Schiffe im Wasser versank mit einem Getön[2]) welches dem Gelächter von vielen ehernen Glocken ähnlich war.

Gebizo eilte mit einer Gänsehaut bekleidet auf dem geradesten Wege nach seiner Burg, untersuchte sogleich Bertradens Bett und fand unter ihrem Kopfkissen ein altes unscheinbares Buch, das er nicht lesen konnte. Wie er aber darin blätterte, fiel ein Goldstück nach dem andern heraus. Sobald er das merkte, machte er sich mit dem Buche in das tiefste Gewölbe seines[3]) Thurmes und blätterte dort in aller Verborgenheit für's Erste, so lange das Osterfest dauerte, einen hinreichenden Haufen Goldes aus dem interessanten Werke heraus.

Dann trat er wieder auf vor der Welt, löste alle seine Besitzungen ein, rief Werkleute herbei, die sein Schloß herstellten, prächtiger als es je gewesen, und spendete Wohlthaten rings herum gleich einem Fürsten, der eben gekrönt worden ist. Das Hauptwerk aber war die Grundlegung einer mächtigen Abtei für fünfhundert der frömmsten und vornehmsten Capitularen, eine ordentliche Stadt von Heiligen und Schriftgelehrten, in deren Mitte dereinst seine Begräbnißstätte sein sollte. Diese Vorsicht glaubte er seinem ewigen Seelenheil schuldig zu sein. Da über seine Frau anders verfügt war, so wurde eine Grabstätte für sie nicht vorgesehen.

Am Mittage vor Walpurgis befahl er zu satteln, und gebot seiner schönen Frau[4]) ihr weißes Jagdpferd zu besteigen, da sie einen weiten Weg mit ihm zu reiten hätte. Zugleich verbot er, daß irgend ein Knappe oder Diener mitkäme. Eine große Angst befiel die Arme, sie zitterte an allen

---

[1]) Komma fehlt CD.
[2]) Komma BCD.
[3]) eines CD.
[4]) Komma CD.

Gliedern und belog zum ersten Mal in ihrer Ehe den Gemahl, indem sie sich für unwohl ausgab und ihn bat, sie zu Hause zu lassen. Da sie kurz vorher halblaut ein wenig gesungen hatte, so ward Gebizo zornig über diese Lüge und glaubte nun ein doppeltes Recht über sie zu haben. Sie mußte, dazu noch möglichst wohl geschmückt, zu Pferde sitzen und ritt traurig mit ihrem Manne von dannen, ohne zu wissen, wohin es gehen sollte.

Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, kamen sie zu einem Kirchlein, das Bertrade in früheren Tagen so nebenbei einst gebaut und der Mutter Gottes gewidmet hatte. Es war einem armen Meister zu Gefallen geschehen, welchem wegen seiner mürrischen und unlieblichen Person Niemand etwas zu thun gab, so daß auch Gebizo, dem Jeder mit gefälligem und ehrerbietigem Wesen nahen mußte, ihn nicht leiden mochte und bei allen seinen Werken leer ausgehen ließ. Heimlich hatte sie das Kirchlein bauen lassen[1]) und der verachtete Meister hatte gleichsam als Feierabendarbeit zum Dank noch ein gar eigenthümlich anmuthiges Marienbild selbst gearbeitet und auf den Altar gestellt.

In dieses Kirchlein begehrte jetzt Bertrade für einen Augenblick einzutreten, um ihr Gebet zu verrichten, und Gebizo ließ es geschehen; denn er dachte, sie könnte es wohl brauchen. Sie stieg also vom Pferde und ging, indessen der Mann draußen harrte, hinein, kniete vor dem Altare nieder und empfahl sich in den Schutz der Jungfrau Maria. Da fiel sie in einen tiefen Schlaf; die Jungfrau sprang vom Altar herunter, nahm Gestalt und Kleidung der Schlafenden an, trat aus der Thüre frischen Muthes und bestieg das Pferd, worauf sie an der Seite des Grafen und an Bertradens Statt den Weg fortsetzte.

Der Elende wollte sein Weib noch täuschen und,[2]) je näher sie dem Ziele kamen, mit um so größerer Freundlichkeit einschläfern und zerstreuen; und er redete deshalb über dieses und jenes mit ihr[1]) und die Jungfrau gab ihm trauliche Antwort in süßem Geplauder, sich

[1]) Komma CD. [2]) Komma fehlt ABCD.

ſtellend, als ob ſie alle Bangigkeit verlöre. So erreichten ſie die dunkle Wildniß an dem See, über welchem falbe Abendwolken hingen: die alten Tannen blühten mit Purpurknoſpen [1]) wie es nur in den üppigſten Frühlingen geſchieht; im Dickicht ſchlug eine geſpenſtige Nachtigall ſo ſtark wie mit Orgelpfeifen und Cymbeln, und aus den Tannen ritt der bewußte Mann hervor auf einem ſchwarzen Hengſt, in reicher ritterlicher Tracht, ein langes Schwert zur Seite.

Er näherte ſich ganz manierlich, obgleich er einen ſo grimmigen Blick ſchnell auf Gebizo ſchoß, daß dieſem die Haut ſchauderte; ſonſt ſchienen nicht einmal die Pferde Unheil zu wittern, denn ſie blieben ruhig. Gebizo warf dem Fremden zitternd die Zügel ſeiner Frau zu und ſprengte ohne ſie von dannen und ohne ſich nach ihr umzuſehen. Der Fremde aber ergriff die Zügel mit haſtiger Fauſt und fort ging es wie ein Sturmwind durch die Tannen, daß Schleier und Gewand der ſchönen Ritterfrau flogen und flatterten, über Berg und Thal und über die fließenden Waſſer, daß die Hufe der Pferde kaum die Schäume der Wellen berührten. Von ſauſendem Sturme gejagt, wälzte ſich vor den Roſſen her eine roſig duftende Wolke, die in der Dämmerung leuchtete, und jene Nachtigall flog unſichtbar vor dem Paare her und ſetzte ſich da und dort auf einen Baum, ſingend, daß die Lüfte ſchallten.

Endlich nahmen alle Hügel und alle Bäume ein Ende und die Beiden ritten in eine endloſe Haide hinein, in deren Mitte wie aus weiter Ferne die Nachtigall ſchlug, obgleich weder Strauch noch Zweig zu ahnen war, auf dem ſie hätte ſitzen können.

Unverſehens hielt der Reiter an, ſprang vom Pferde und half der Dame mit den Geberden [2]) eines vollkommenen Ritters aus dem Sattel. Kaum berührte ihr Fuß die Haide, ſo entſproß rings um das Paar ein mannshoher Roſengarten mit einem herrlichen Brunnen und Ruheſitz, über welchem ein Sternenhimmel funkelte, ſo hell, daß man bei ſeinem Lichte hätte leſen können. Der Brunnen aber beſtand aus einer großen runden Schale, in welcher einige

[1]) Komma CD. [2]) Gebärden CD.

Teufel in der Weise, wie man heut zu Tage lebende Bilder macht, eine verführerische weiße Marmorgruppe schöner Nymphen bildeten oder darstellten. Sie gossen schimmerndes Wasser aus ihren hohlen Händen, wo sie es hernahmen, wußte nur ihr Herr und Meister; das Wasser machte die lieblichste Musik, denn jeder Strahl gab einen andern Ton und das Ganze schien gestimmt wie ein Saitenspiel. Es war sozusagen eine Wasserharmonika, deren Akkorde alle Süßigkeiten der ersten Mainacht durchbebten und mit den reizenden Formen der Nymphengruppe in einander flossen; denn das lebende Bild stand nicht still, sondern wandelte und drehte sich unvermerkt.

Nicht ohne feine Bewegung führte der seltsame Herr die Frau zu dem Ruhesitz und lud sie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltsam zärtlich ihre Hand und sagte mit einer das Mark erschütternden Stimme: „Ich bin der ewig Einsame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Minne eines guten irdischen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergessen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu Zweit[1]) und ich will dich unsterblich machen und dir die Macht geben, Gutes zu thun und Böses zu hindern, so viel es dich freut!“

Er warf sich leidenschaftlich an die Brust des schönen Weibes, welches seine Arme lächelnd öffnete; aber in demselben Augenblicke[2]) nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Gestalt an und schloß den Betrüger, der nun gefangen war, mit aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verschwand der Garten sammt Brunnen und Nachtigall, die kunstreichen Dämonen, so das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geister mit ängstlichem Wimmern, ihren Herrn im Stich lassend, und dieser rang mit Titanengewalt, sich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne aber[3]) einen Laut zu verlieren.

Die Jungfrau hielt sich aber tapfer und entließ ihn nicht, obgleich sie alle Kraft zusammennehmen mußte; sie

---

[1]) Komma CD.
[2]) Augenblick BCD.
[3]) aber fehlt CD.

hatte nichts Minderes im Sinn, als den überlisteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all' seinem Elend zum Gelächter der Seligen an einen Thürpfosten zu binden.

Allein der Böse änderte seine Kampfweise, hielt sich ein Weilchen still und nahm die Schönheit an, welche er einst als der schönste Engel besessen, so daß es der himmlischen Schönheit Marias nahe ging. Sie erhöhte sich, so viel als möglich; aber wenn sie glänzte wie Venus, der schöne Abendstern, so leuchtete Jener wie Luzifer, der helle Morgenstern, so daß auf der dunklen Haide ein Leuchten begann, als wären die Himmel selbst herniedergestiegen.

Als die Jungfrau merkte, daß sie zu viel unternommen und ihre Kräfte schwanden, begnügte sie sich[1]) den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlassen, und alsbald fuhren die himmlische und die höllische Schönheit auseinander mit großer Gewalt. Die Jungfrau begab sich etwas ermüdet nach ihrem Kirchlein zurück; der Böse hingegen, unfähig, länger irgend eine Verwandlung zu tragen,[2]) und wie an allen Gliedern zermalmt, schleppte sich in grausig dürftiger Gestalt, wie der leibhafte geschwänzte Gram, im Sande davon. So übel war ihm das vorgehabte Schäferstündchen bekommen!

Gebizo indessen, nachdem er sein liebliches Weib verlassen, war in der beginnenden Nacht irr geritten und Roß und Mann in eine Kluft gestürzt, wo er den Kopf an einem Stein zerschellte, so daß es nun überall aus mit ihm war.[3])

Bertrade dagegen verharrte in ihrem Schlafe[4]) bis die Sonne des ersten Mittages aufging; da erwachte sie und verwunderte sich über die verflossene Zeit. Doch sagte sie gleich ihr Ave Maria, und als sie gesund und munter vor das Kirchlein trat, stand ihr Pferd davor wie sie es verlassen. Sie wartete nicht lang auf ihren Gemahl,

---

[1]) Komma BCD.
[2]) Komma fehlt ABCD.
[3]) er stracks aus dem Leben schwand CD.
[4]) Komma CD.

ſondern ritt froh und eilig nach Hauſe; denn ſie ahnte, daß ſie irgend einer großen Gefahr entgangen ſei.

Bald fand und brachte man die Leiche des Grafen. Bertrade ließ ihn mit allen Ehren beſtatten und ſtiftete unzählige Meſſen für ihn. Aber alle Liebe zu ihm war unerklärlicher Weiſe für ſie aus ihrem Herzen weggetilgt, obgleich dasſelbe ſo freundlich und zärtlich blieb, als es je geweſen. Deshalb ſah ſich ihre hohe Gönnerin im Himmel nach einem andern Manne für ſie um, der ſolch anmuthiger Liebe würdiger wäre, als jener todte Gebizo, und dieſe Sache begab ſich, wie in der folgenden Legende geſchrieben ſteht.

Die Jungfrau als Ritter.

Maria wird genenn't ein Thron und Gott's Gezelt,
Ein Arche, Burg, Thurm, Haus, ein Brunn, Baum, Garten, Spiegel,
Ein Meer, ein Stern, der Mond, die Morgenröth', ein Hügel:
Wie kann sie alles seyn? sie ist ein' and're Welt.

Angeli Silesii cherub. Wandersmann[1]) 4.[2]) Buch, 42.

Gebizo hatte zu seinen früheren Besitzungen noch so viele neue erworben, daß Bertrade über eine bedeutende Grafschaft gebot und sowohl ihres Reichthums als ihrer Schönheit wegen im deutschen Reiche berühmt wurde. Da sie zugleich eine große Bescheidenheit und Freundlichkeit gegen Jedermann kund that, so schien das Kleinod ihrer Person allen unternehmenden und schüchternen, kühnen und furchtsamen, großen und kleinen Edelleuten gleich leicht zu gewinnen, und männiglich, wer sie einigemal gesehen, wunderte sich, warum er sie eigentlich nicht schon an der Hand hätte. Dennoch war mehr als ein Jahr verflossen, ohne daß man von einem vernahm, der wirkliche Hoffnung gewonnen.

Auch der Kaiser hörte von ihr, und da er wünschte, daß ein so ansehnliches Lehen in die Hand eines rechten Mannes käme, beschloß er, auf einer Reise die berühmte Wittwe zu besuchen, und zeigte ihr dies in einem gar wohlgeneigten und freundlichen Briefe an. Diesen gab er einem

[1]) Punkt CD. [2]) 2. ABCD.

jungen Ritter Zendelwald, welcher gerade des Weges zu reiten hatte. Der wurde von Bertrade huldreich empfangen und bewirthet wie Jeder, der auf ihrer Burg einkehrte; er besah sich ehrerbietig die herrlichen Säle, Zinnen und Gärten und verliebte sich nebenbei heftig in die Besitzerin. Doch blieb er um deswillen nicht eine Stunde länger auf der Burg, sondern als er seinen Auftrag verrichtet und Alles besehen, nahm er kurzen Abschied von der Frau und ritt von dannen. Er war der [1]) Einzige von Allen, die je hier gewesen, der nicht daran dachte, diesen Preis erringen zu können.

Ueberdies war er träg in Handlungen und Worten. Wenn sein Geist und sein Herz sich eines Dinges bemächtigt hatten, was immer vollständig und mit Feuer geschah, so brachte es Zendelwald nicht über sich, den ersten Schritt zu einer Verwirklichung zu thun, da die Sache für ihn abgemacht schien, wenn er inwendig damit im Reinen war. Obgleich er sich gern unterhielt, wo es nicht etwa galt, etwas zu erreichen, redete er doch nie ein Wort zur rechten Zeit, welches ihm Glück gebracht hätte. Aber nicht nur seinem Munde, auch seiner Hand waren seine Gedanken so voraus, daß er im Kampfe von seinen Feinden öfters beinahe besiegt wurde, weil er zögerte, den letzten Streich zu thun, den Gegner schon im Voraus zu seinen Füßen sehend. Deshalb erregte seine Kampfweise auf allen Turnieren Verwunderung, indem er stets zuerst sich kaum rührte und nur in der größten Noth mit einem tüchtigen Ruck obsiegte.

In voller Gedankenarbeit, deren Gegenstand die schöne Bertrade war, ritt dieser Zendelwald jetzt nach seinem Heimathschlößchen, das in einem einsamen Bergwalde lag. Nur wenig [2]) Köhler und Holzschläger waren seine Unterthanen, und seine Mutter harrte daher jedesmal seiner Rückkunft mit bitterer Ungeduld, ob er jetzt endlich das Glück nach Hause bringe.

So lässig Zendelwald war, so handlich und entschlossen war seine Mutter, ohne daß es ihr viel genützt

[1]) dannen, der CD. [2]) wenige BCD.

hätte, da sie ihrerseits diese Eigenschaft ebenfalls jederzeit übertrieben geltend gemacht und daher zur Zwecklosigkeit umgewandelt hatte. In ihrer Jugend hatte sie so bald als möglich an den Mann zu kommen gesucht und mehrere Gelegenheiten so schnell und eifrig überhetzt, daß sie in der Eile gerade die schlechteste Wahl traf in der Person eines unbedachten und tollkühnen Gesellen, der sein Erbe durch jagte, einen frühzeitigen Tod fand und ihr nichts als ein langes Wittwentum, Armuth und einen Sohn hinterließ, der sich nicht rühren wollte, das Glück zu erhaschen.

Die einzige Nahrung der kleinen Familie bestand aus der Milch einiger Ziegen, Waldfrüchten und aus Wild. Zendelwalds Mutter war eine vollkommene Jägerin und schoß mit der Armbrust wilde Tauben und Waldhühner nach Gelüsten; auch fischte sie Forellen aus den Bächen und pflasterte eigenhändig das Schlößchen mit Kalk und Steinen, wo es schadhaft war[1]). Eben war[2]) sie mit einem erlegten Hasen heimgekommen[3]) und schaute, als sie das Thier vor das Fenster ihrer hochgelegenen Küche hing, nochmal in's Thal hinaus; da sah sie ihren Sohn den Weg heraufreiten und ließ freudig die Brücke nieder, weil er seit Monaten fortgewesen.

Sogleich begann sie zu forschen, ob er nicht irgend ein Schwänzchen oder eine Feder des Glückes[4]) erwischt und mitgebracht hätte, woran sich klüglich zu halten wäre, und als er die wie gewöhnlich unerheblichen Ergebnisse seiner letzten Kriegsfahrt erzählte, schüttelte sie schon zornig den Kopf; als er aber vollends seiner Botschaft zur reichen und reizenden Bertrade erwähnte und deren Huld und Schönheit rühmte, da schalt sie ihn einen Faulpelz und Bärenhäuter wegen seines schimpflichen Abzuges. Bald sah sie auch, daß Zendelwald an nichts dachte als an die ferne Herrenfrau, und nun wurde sie erst recht ungeduldig über ihn, da er mit einer so trefflichen Leidenschaft im

[1]) geworden CD.
[2]) heim CD.
[3]) kehrte CD.
[4]) Glücks CD.

Herzen gar nichts anzuwenden wüßte, während ihm die schwere Verliebtheit eher ein Hemmniß als ein Antrieb zum Handeln war.

So hatte er nicht die besten Tage; die Mutter schmollte mit ihm und aus Aerger, um sich zu zerstreuen, besserte sie das verfallende[1]) Dach des Schloßthurmes aus, so daß es dem guten Zendelwald angst und bange ward, als er sie oben herumklettern sah. Unwirsch warf sie die zerbrochenen Ziegel herunter und hätte fast einen fremden Reitersmann todt geschmissen, welcher eben in das Thor zog, um sich ein Nachtlager auszubitten.

Es gelang diesem aber, die Freundlichkeit der herben Dame zu wecken, als er beim Abendbrod viel gute Dinge erzählte und besonders, wie der Kaiser so eben auf der großen Burg der schönen Wittwe weile, wo ein Fest das andere dränge und die wonnige Frau vom Kaiser und seinen Herren unablässig bestürmt werde, unter diesen sich einen Gemahl zu wählen. Sie habe aber den Ausweg ergriffen, ein großes Turnier auszuschreiben und dem Sieger über Alle ihre Hand zu reichen, fest vertrauend, daß ihre Beschützerin, die göttliche Jungfrau, sich in's Mittel legen und dem Rechten, der ihr gebühre, den Arm zum Siege lenken werde.

„Das wäre nun eine Unternehmung für Euch," schloß der Mann, sich an Zendelwald wendend, „ein so hübscher junger Ritter sollte sich recht daran hin machen, das Beste zu erwerben, was es nach irdischen Begriffen in diesen Zeitläuften[2]) gibt; auch sagt man allgemein, die Frau hoffe, es werde sich auf diesem Wege irgend ein unbekanntes Glück für sie einfinden, so ein armer tugendlicher Held, welchen sie alsdann recht hätscheln könnte, und die großen bekannten Grafen und eiteln Freier seien ihr alle zuwider."

Als der Fremde weggeritten war, sagte die Mutter: „Nun will ich wetten, daß niemand anders als Bertrade selbst diesen Boten hergesandt hat, dich auf die richtige Spur zu locken, mein lieber Zendelwald! Das ist mit

[1]) zerfallende BC, zerfallene D.
[2]) Zeitläufen CD.

Händen zu greifen; was hätte der Kauz, der unser letztes Krüglein Wein zu sich genommen hat, sonst zu thun und zu reisen in diesem Wald?"

Der Sohn fing über ihre Worte mächtig an zu lachen und lachte immer stärker, theils über die offenbare Unmöglichkeit der mütterlichen Einbildungen, theils weil ihm diese Einbildungen doch wohlgefielen. Der bloße Gedanke, Bertrade könnte wünschen, seiner habhaft zu werden, ließ ihn nicht aus dem Lachen heraus kommen. Doch die Mutter, welche glaubte, er lache, um sie zu verspotten, gerieth in Zorn und rief: „So höre denn! Meinen Fluch gebe ich Dir, wenn Du mir nicht gehorchst und Dich von Stund an auf den Weg machst, jenes Glück zu erwerben! Ohne [1]) dasselbe kehre nicht zurück, ich mag Dich dann nie wieder sehen! Oder wenn Du dennoch kommst, so nehme ich mein Schießzeug und gehe selbst fort, ein Grab zu suchen, wo ich von Deiner Dummheit unbelästigt bin!"

So hatte Zendelwald nun keine Wahl; um des lieben Friedens willen rüstete er seufzend seine Waffen und ritt in Gottes Namen in der Richtung nach Bertradens Wohnsitz hin, ohne daß er überzeugt war, wirklich dort anzukommen. Doch hielt er den Weg so ziemlich inne und je näher er dem Ziele kam, um so deutlicher gestaltete sich der Gedanke, daß er das Ding eigentlich wohl unternehmen könnte, so gut wie ein Anderer, und wenn er mit den Rivalen fertig geworden sei, so werde es den Kopf auch nicht kosten, mit der schönen Frau ein Tänzchen zu wagen. Zug für Zug fand jetzt in seiner Vorstellung das Abenteuer statt und verlief auf das Beste, ja er hielt bereits Tage lang, während er durch das sonnengrüne [2]) Land ritt, süße Zwiegespräche mit der Geliebten, worin er ihr die schönsten Erfindungen vorsagte, daß ihr Antlitz in holder Freude sich röthete, d. h. [3]) alles dies in seinen Gedanken.

Als er eben wieder eine erfreuliche Begebenheit innerlich ausmalte, sah er in Wirklichkeit an einem blauen Höhenzuge die Thürme und Zinnen der Burg in der

[1]) erwerben; ohne CD. [2]) sommergrüne BCD.
[3]) d. h. fehlt BCD.

Morgensonne erglänzen und die vergoldeten Geländer aus der Ferne herüberfunkeln und erschrack[1]) so darüber, daß all' sein Traumwerk zerstob und nur ein zages, unschlüssiges Herz zurückließ.

Unwillkürlich hielt er das Pferd an und schaute, nach Art der Zauderer, rings nach einer Zuflucht aus. Da gewahrte er ein zierliches Kirchlein, das nämliche, welches einst Bertrade der Mutter Gottes erbaut und in welchem sie jenen Schlaf gethan hatte. Sogleich beschloß er, da einzukehren und sich vor dem Altare ein wenig zu sammeln, besonders da es der Tag war, an welchem das Turnier abgehalten wurde.

Eben sang der Priester die Messe, welcher bloß zwei oder drei arme Leute beiwohnten, so daß der Ritter der kleinen Gemeinde zur nicht geringen Zierde gereichte; als aber alles vorbei war und Pfaff und Küster das Kirchlein verlassen, war es[2]) Zendelwald noch[3]) so wohl in diesem Aufenthalt, daß er ganz gemächlich einschlief und Turnier und Geliebte vergaß, wenn er nicht davon träumte.

Da stieg die Jungfrau Maria wieder von ihrem Altare herunter, nahm seine Gestalt und Waffenrüstung an, bestieg sein Pferd und ritt geschlossenen Helmes, eine kühne Brunhilde, an Zendelwalds Statt nach der Burg.

Als sie eine Weile geritten, lag am Wege ein Haufen grauen Schuttes und verdorrten Reisigs. Das kam der aufmerksamen Jungfrau verdächtig vor und sie bemerkte auch, daß etwas wie das Schwanzende einer Schlange aus dem Wirrsal hervorguckte. Da sah sie, daß es der Teufel war, welcher, noch immer verliebt, auch in der Nähe der Burg herumgeschlichen war und sich vor der Jungfrau schnell in das Gerölle versteckt hatte. Scheinbar achtlos ritt sie vorüber, ließ aber geschickt das Pferd einen kleinen Seitensprung machen,[4]) daß es mit dem Hinterhufe auf jenes verdächtige Schwanzende trat. Pfeifend fuhr der Böse hervor und davon und machte sich an diesem Tage[5]) nicht mehr bemerklich.

---

[1]) erschrak CD. [2]) fühlte CD.
[3]) sich CD. [4]) thun CD.
[5]) in dieser Angelegenheiten C, in dieser Angelegenheit D.

Durch dieses[1]) kleine Abenteuer erheitert, ritt sie guten[2]) Muthes vollends auf die Burg Bertradens,[3]) wo sie eben ankam, als die zwei stärksten Kämpen übrig geblieben, um die Entscheidung unter sich herbeizuführen.

Langsam und in nachlässiger Haltung, ganz wie Zendelwald, ritt sie auf den Platz und schien unentschlossen, ob sie sich betheiligen wolle oder nicht.

„Da kommt noch der träge Zendelwald", hieß es, und die zwei starken Ritter sagten: „Was will uns der? Laßt uns ihn noch schnell abthun, ehe wir's unter uns ausmachen!"

Der eine nannte sich „Guhl der Geschwinde". Er pflegte sich mit seinem Rosse wie ein Wirbelwind herum zu tummeln und suchte seine Gegner mit hundert Streichen und Listen zu verwirren und zu besiegen. Mit ihm mußte der vermeintliche Zendelwald zuerst den Kampf bestehen. Er trug einen pechschwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen so steif gedreht wagrecht in die Luft ragten, daß zwei silberne Glöckchen, die daran hingen, sie nicht zu biegen vermochten und fortwährend klingelten, wenn er den Kopf bewegte. Dies nannte er das Geläute des Schreckens für seine Feinde, des Wohlgefallens für seine Dame! Sein Schild glänzte, je nachdem er ihn drehte, bald in dieser, bald in jener Farbe, und er wußte diesen Wechsel so rasch zu handhaben, daß das Auge davon geblendet wurde. Sein Helmbusch bestand aus einem ungeheuren Hahnenschwanz.

Der andere starke Ritter nannte sich „Maus der Zahllose", womit er zu verstehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten sei. Zum Zeichen seiner Stärke hatte er die aus seinen Nasslöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen und in zwei Zöpfchen geflochten, welche ihm über den Mund herab hingen und an den Enden mit zierlichen rothen Bandschleifen geschmückt waren. Er trug einen großen weiten Mantel über seine[4]) Rüstung, der ihn fast sammt dem Pferde umhüllte[5]) und aus tausend Mausfellchen künstlich zusammengenäht war.

---

[1]) das CD.
[2]) voll guten CD.
[3]) Bertrades BCD.
[4]) seiner BCD.
[5]) verhüllte CD.

Als Helmzierde überschatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügel einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geschlitzten Augen hervorsandte.

Als nun das Signal zum Kampfe mit Guhl dem Geschwinden gegeben wurde, ritt dieser gegen die Jungfrau heran und umkreiste sie mit immer größerer Schnelligkeit, sie mit seinem Schilde zu blenden suchend und mit der Lanze hundert Stöße nach ihr führend. Inzwischen verharrte die Jungfrau immer auf derselben Stelle in der Mitte des Turnierplatzes und schien nur die Angriffe mit Schild und Speer abzuwehren, wobei sie mit großer Kunst das Pferd auf den Hinterfüßen sich drehen ließ, so daß sie stets dem Feinde das Angesicht zuwendete. Als Guhl das bemerkte, ritt er plötzlich weit weg, kehrte dann um und rannte mit eingelegter Lanze auf sie ein, um sie über den Haufen zu stechen. Unbeweglich erwartete ihn die Jungfrau,[1]) aber Mann und Pferd schienen von Erz, so fest standen sie da, und der arme Kerl, der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt stritt, flog unversehens, als er auf ihren Speer rannte, während der seinige wie ein Halm an ihrem Schilde zerbrach, aus dem Sattel und lag auf der Erde. Unverweilt sprang die Jungfrau vom Pferde, kniete ihm auf die Brust, daß er unter der gewaltigen Stärke sich nicht rühren konnte, und schnitt ihm mit ihrem Dolche die beiden Schnäuze mit den Silberglöcklein ab, welche sie an ihrem Wehrgehänge befestigte, indessen die Fanfaren sie oder vielmehr den Zendelwald als Sieger begrüßten.

Nun kam Ritter Maus der Zahllose an den Tanz. Gewaltig sprengte er einher, daß sein Mantel wie eine unheildrohende graue Wolke in der Luft schwebte. Allein die Jungfrau-Zendelwald, welche sich jetzt erst an dem Kampfe zu erwärmen schien, sprengte ihm ebenso rüstig entgegen, warf ihn auf den ersten Stoß mit Leichtigkeit aus dem Sattel und sprang, als Maus sich rasch erhob und das Schwert zog, ebenfalls vom Pferde, um zu Fuße mit ihm zu kämpfen. Bald aber war er betäubt von den

[1]) Semikolon BCD.

raſchen Schlägen, mit denen ihr Schwert ihm auf Haupt und Schultern fiel,[1]) und er hielt mit der Linken ſeinen Mantel vor, um ſich dahinter zu verbergen und ihn dem Gegner bei günſtiger Gelegenheit über den Kopf zu werfen. Da fing die Jungfrau mit der Spitze ihres Schwertes einen Zipfel des Mantels und wickelte Maus den Zahlloſen mit ſolch' zierlicher Schnelligkeit ſelbſt vom[2]) Kopf bis zum Fuße in den Mantel ein, daß er in kurzer Zeit wie eine von einer Spinne eingeſponnene ungeheure Weſpe ausſah und zuckend wie eine ſolche[3]) auf der Erde lag.

Nun zerdraſch ihn die Jungfrau mit der flachen Klinge und mit ſolcher Behendigkeit, daß der Mantel ſich in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile auflöſte und die umherſtäubenden Mäuſefellchen[4]) unter dem allgemeinen Gelächter der Zuſchauer die Luft verfinſterten, während der Ritter allmählig wieder zu Tage kam und als ein geſchlagener Mann davonhinkte, nachdem ſein Beſieger ihm die Naſenzöpfchen[5]) abgeſchnitten hatte.

So war denn die Jungfrau als Zendelwald der letzte Sieger auf dem Platze.

Sie ſchlug nun das Viſier auf, ſchritt hinauf zur Königin des Feſtes, beugte das Knie und legte die Siegestrophäen zu deren Füßen. Dann erhob ſie ſich und ſtellte einen Zendelwald dar, wie dieſer gewöhnlich zu blöde war, es zu ſein. Ohne indeſſen ſeiner Beſcheidenheit zu viel zu vergeben, grüßte ſie Bertraden mit einem Blicke, deſſen[6]) Wirkung auf ein Frauenherz ſie ſicher war;[7]) kurz, ſie wußte ſich als Liebhaber wie als Ritter ſo zu benehmen, daß Bertrade ihr Wort nicht zurücknahm, ſondern dem Zureden des Kaiſers, der am Ende froh war, einen ſo tapfern und edlen Mann mächtig zu ſehen, ein williges Ohr lieh.

Es geſchah jetzt ein großer Feſtzug nach dem hochragenden Lindengarten, in welchem das Bankett bereitet war. Dort ſaß Bertrade zwiſchen dem Kaiſer und ihrem

[1]) fielen ABCD. [2]) von A.
[3]) wie eine ſolche fehlt CD.
[4]) Mäuſepelzchen CD. [5]) bebänderten Zöpfchen CD.
[6]) von deſſen B. [7]) wohl kannte CD.

Zendelwald; aber es war[1]) gut, daß jenem für eine schöne und[2]) muntere Nachbarin gesorgt war;[3]) denn dieser ließ seiner Braut nicht viel Zeit, mit Andern zu sprechen, so geschickt und zärtlich unterhielt er sie. Er schien ihr die feinsten Dinge zu sagen,[4]) da sie ein Mal um das andere glückselig erröthete. Es schien überhaupt Alles glücklich zu sein;[5]) in den grünen Laubgewölben in der Höhe sangen die Vögel um die Wette mit den Musikinstrumenten, ein Schmetterling setzte sich auf die goldene Krone des Kaisers[6]) und die Weinpokale dufteten wie durch einen besonderen Segen gleich Veilchen und Reseda.

Aber vor Allen fühlte sich Bertrade so glücklich, daß sie, während Zendelwald sie bei der Hand hielt, in ihrem Herzen ihrer göttlichen Beschützerin gedachte und derselben ein heißes, stilles Dankgebet abstattete.

Die Jungfrau Maria, welche ja als Zendelwald neben ihr saß, las dies Gebet in ihrem Herzen und war so erfreut über die fromme Dankbarkeit ihres Schützlings, daß sie Bertraden zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicher Weise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlischen einmal Zuckerzeug backen, so geräth es zur Süße.

Der Kaiser aber und die übrige Gesellschaft riefen dem vermeintlichen Zendelwald ihren Beifall zu, erhoben die Becher und tranken auf das Wohl des schönen Paares.

Indessen war[7]) der wirkliche Zendelwald aus seinem unzeitigen Schlaf erwacht[8]) und fand die Sonne so stark vorgeschritten, daß das Turnier wohl vorbei sein mußte. Obgleich er nun des Handelns glücklich enthoben war, fühlte er sich doch sehr unglücklich und traurig, denn er hätte doch die Frau Bertrade gar zu gerne geheirathet. Auch durfte er jetzt nicht mehr zu seiner Mutter zurückkehren, und so entschloß er sich, eine immerwährende Irr-

---

[1]) schien CD.
[2]) eine zweite CD.
[3]) worden CD.
[4]) Er sagte ihr augenscheinlich die feinsten Dinge CD.
[5]) Heitere Wonne verbreitete sich über alle CD.
[6]) Komma BCD.
[7]) erwachte CD.
[8]) Schlafe CD.

fahrt anzutreten, bis ihn der Tod von seinem unnützen Dasein erlösen würde. Nur wollte er vorher noch ein Mal die Geliebte sehen und sich ihr Bild für die übrigen Tage einprägen, damit er stets wüßte, was er verscherzt habe.

Er legte also den Weg bis zur Burg vollends zurück. Als er das Menschengedränge erreichte, hörte er überall das Lob und das Glück eines armen Ritters Zendelwald ausrufen, der den Preis errungen habe, und bitterlich neugierig, wer dieser glückliche Namensvetter sein möge, stieg er vom Pferde und drängte sich durch die Menge, bis er am Rande des Gartens einen Platz gewinnen konnte, und zwar an einer erhöhten Stelle, wo er das ganze Fest übersah.

Da erblickte er in Schmuck und Glanz und unweit der funkelnden Krone des Königs das in Glück strahlende Antlitz der Geliebten, aber Haupt an Haupt bei ihr zu seinem bleichen Erstaunen seine eigene Person, wie er leibte und lebte. Wie leblos starrte er hin, just sah er seinen Doppelgänger die fromme Braut umfangen und küssen; da schritt er, unbeachtet in der allgemeinen Freude, unaufhaltsam durch die Reihen, bis er dicht hinter dem Paare stand, von seltsamer Eifersucht gepeinigt. In demselben Augenblicke war sein Ebenbild von Bertrades Seite verschwunden, und diese sah sich erschrocken nach ihm um. Als sie aber Zendelwald hinter sich sah, lachte sie voll Freude und sagte: „Wo willst Du hin? Komm, bleibe fein bei mir!“ [1]) Und sie ergriff seine Hand und zog ihn an ihre Seite.

So saß er denn, und um den vermeintlichen Traum recht zu probiren, ergriff er den vor ihm stehenden Becher und leerte ihn auf einen Zug. Der Wein hielt Stich und strömte ein zuversichtliches Leben in seine Adern; wohl aufgelegt wandte er sich zum lächelnden Weibe und sah ihr in die Augen, worauf diese zufrieden die trauliche Unterhaltung fortsetzte, in welcher sie vorhin unterbrochen worden war. Allein Zendelwald wußte nicht, wie ihm geschah, als Bertrade ihm wohlbekannte Worte sprach, auf welche er einige

[1]) Anführungszeichen fehlen ABCD.

Male, ohne sich zu besinnen, Worte erwiederte, die er auch schon irgendwo gesprochen hatte; ja, nach einiger Zeit merkte er, daß sein Vorgänger genau das nämliche Gespräch mit ihr geführt haben mußte, welches er während der Reisetage phantasirend ausgedacht hatte, und welches er jetzt bedächtig fortsetzte, um zu sehen, welches Ende das Spiel eigentlich nehmen wolle.

Aber es nahm kein Ende, vielmehr wurde es immer erbaulicher; denn als die Sonne niederging, wurden Fackeln angezündet und die ganze Versammlung zog auf den größten Saal der Burg, um dort des Tanzes zu pflegen. Nachdem der Kaiser den ersten Gang mit der Braut gethan, nahm Zendelwald sie in den Arm und tanzte mit ihr drei oder vier Mal um den Saal, bis die Erglühende ihn plötzlich bei der Hand nahm und zur Seite führte in ein stilles Erkergemach, das vom Mondschein erfüllt war. Dort warf sie sich an seine Brust, streichelte ihm den blonden Bart und dankte ihm für sein Kommen und seine Neigung. Der ehrliche Zendelwald aber wollte jetzt wissen [1]) ob er träume oder wache [1]) und befragte sie um den richtigen Sachverhalt, besonders was seinen Doppelgänger betraf. Sie verstand ihn lange nicht; doch ein Wort gab das andere, Zendelwald sagte: [1]) so und so ist es mir ergangen, und erzählte seine ganze Fahrt, von seiner Einkehr in das Kirchlein und wie er eingeschlafen sei und das Turnier versäumt habe.

Da ward Bertraden die Sache soweit klar, daß sie abermals die Hand ihrer gnädigen Patronin erblickte. Jetzt erst aber durfte sie den wackern Ritter keck als eine Himmelsgabe betrachten, und sie war dankbar genug, das handfeste Geschenk recht an's Herz zu drücken und demselben den süßen Kuß vollwichtig zurückzugeben, den sie vom Himmel selbst empfangen.

Von jetzt an verließ aber den Ritter Zendelwald alle seine Trägheit und träumerische Unentschlossenheit; er that und redete alles zur rechten Zeit, vor der zärtlichen Bertrade sowohl, als vor der übrigen Welt, und wurde ein

[1]) Komma BCD.

ganzer Mann im Reiche, so daß der Kaiser ebenso zufrieden mit ihm war, als seine Gemahlin.

Zendelwalds Mutter aber erschien bei der Hochzeit hoch zu Roß und so stolz, als ob sie zeitlebens im Glück gesessen hätte. Sie verwaltete Geld und Gut und jagte bis in ihr hohes Alter in den weitläufigen Forsten, während Bertrade es sich nicht nehmen ließ, sich alljährlich einmal von Zendelwald in dessen einsames Heimathschlößchen bringen zu lassen, wo sie auf dem grauen Thurme mit ihrem Liebsten so zärtlich horstete, wie die wilden Tauben auf den Bäumen umher. Aber niemals unterließen sie, unterwegs in jenes Kirchlein zu treten und ihr Gebet zu verrichten vor der Jungfrau, die auf ihrem Altar so still und heilig stand, als ob sie nie von demselben heruntergestiegen wäre.

Die Jungfrau und die Nonne.

Wer gibt mir Taubenflügel,
daß ich auffliege und Ruhe finde.
(Ps. 55, 7.)

Ein Kloster lag weit ausschauend auf einem Berge und seine Mauern glänzten über die Lande. Innen aber war es voll Frauen, schöne und nicht schöne, welche alle nach strenger Regel dem Herrn dienten und seiner jungfräulichen Mutter.

Die schönste von den Nonnen hieß Beatrix und war die Küsterin des Klosters. Herrlich gewachsen von Gestalt, that sie edlen Ganges ihren Dienst, besorgte Chor und Altar, waltete in der Sakristei und läutete die Glocke vor dem Morgenroth und wenn der Abendstern aufging.

Aber dazwischen schaute sie vielmals feuchten Blickes in das Weben der blauen Gefilde; sie sah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer, und ihre Brust war voll Sehnsucht nach der Welt.

Als sie ihr Verlangen nicht länger bezwingen konnte, stand sie in einer mondhellen Juninacht auf, bekleidete sich mit neuen starken Schuhen und trat vor den Altar, zum Wandern gerüstet: „Ich habe dir nun manches Jahr treu gedient," sagte sie zur Jungfrau Maria, „aber jetzt nimm du die Schlüssel zu dir, denn ich vermag die Gluth in meinem Herzen nicht länger zu ertragen!" Hierauf legte sie ihren Schlüsselbund auf den Altar und ging aus dem Kloster hinaus. Sie stieg hernieder durch die Einsamkeit des Berges und wanderte, bis sie in einem Eichenwalde

auf einen Kreuzweg gelangte, wo sie unschlüssig, nach welcher Seite sie sich wenden sollte, sich an einem Quell niedersetzte, der da für die Vorüberziehenden in Stein gefaßt und mit einer Bank versehen war. Dort saß sie, bis die Sonne aufging,[1]) und wurde feucht vom fallenden Thau.

Da ging[2]) die Sonne auf hinter dem Walde[3]) und ihre ersten Strahlen, welche durch die Waldstraße schossen, trafen einen prächtigen Ritter, der völlig allein in seinen Waffen daher geritten kam. Die Nonne schaute aus ihren schönen Augen, so stark sie konnte, und verlor keinen Zoll von der mannhaften Erscheinung; aber sie hielt sich so still, daß der Ritter sie nicht gesehen, wenn nicht das Geräusch des Brunnens sein Ohr berührt und seine Augen hin gelenkt hätte. Sogleich bog er seitwärts nach dem Quell, stieg vom Pferd und ließ es trinken, während er die Nonne ehrerbietig begrüßte. Er[4]) war ein Kreuzfahrer, welcher nach langer Abwesenheit einsam heimwärts zog, nachdem er alle seine Leute verloren.

Trotz seiner Ehrerbietung wandte er aber kein Auge von der Schönheit der Beatrix, welche ihrerseits es ebenso hielt und den Kriegsmann nach wie vor anstaunte; denn das war ein beträchtliches Stück von der Welt, nach der sie sich schon lange im Stillen gesehnt hatte. Doch jählings schlug sie die Augen nieder und schämte sich. Endlich fragte sie der Ritter, welchen Weges sie zöge und ob er ihr in etwas dienen könne? Der volle Klang seiner Worte schreckte sie auf; sie sah ihn abermals an, und bethört von seinen Blicken gestand sie, daß sie dem Kloster entflohen sei, um die Welt zu sehen, daß sie sich aber schon fürchte und weder ein noch aus wisse.

Da lachte der Ritter, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, aus vollem Herzen, und bot der Dame an, sie vorläufig auf einen guten Weg zu leiten, wenn sie sich ihm anvertrauen wolle. Seine Burg, fügte er hinzu, sei nicht weiter als eine Tagreise[5]) von hier entfernt; dort möge

[1]) Komma fehlt AB. [3]) kam CD.
[2]) Sonne über die Baumkronen CD.
[4]) Es CD. [5]) Tagereise BCD.

sie, sofern es ihr gefalle, in Sicherheit sich vorbereiten und nach weislicher Erwägung in die weite schöne Welt auslaufen.

Ohne Erwiederung, aber auch ohne Widerstand ließ sie sich, immerhin ein wenig zitternd, auf das Pferd heben; der Ritter schwang sich nach und, die rothglühende Nonne vor sich, trabte er lustig durch Wälder und Auen.

Zwei- oder dreihundert Pferdelängen weit hielt sie sich aufrecht und schaute unverwandt in die Weite, während sie ihre Hand gegen seine Brust stemmte. Bald aber lag ihr Gesicht an dieser Brust aufwärts gewendet und litt die Küsse, welche der reisige Herr darauf drückte; und abermals nach dreihundert Schritten erwiederte sie dieselben schon so eifrig, als ob sie niemals eine Klosterglocke geläutet hätte. Unter solchen Umständen sahen sie nichts vom Lande und vom Lichte, das sie durchzogen, und die Nonne, die sich erst nach der weiten Welt gesehnt, schloß jetzt ihre Augen vor derselben und beschränkte sich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf seinem Rücken forttragen konnte.

Auch Wonnebold, der Ritter, dachte kaum an seiner Väter Burg, bis die Thürme derselben im Mondlichte vor ihm glänzten. Aber still war es um die Burg und noch stiller in derselben und nirgends ein Licht zu erblicken. Vater und Mutter Wonnebolds waren gestorben und alles Gesinde weggezogen bis auf ein steinaltes Schloßvögtchen, welches nach langem Klopfen mit einer Laterne erschien und vor Freuden beinahe starb, als es den Ritter vor dem mühsam geöffneten Thore erblickte. Doch hatte der Alte trotz seiner Einsamkeit und seiner Jahre das Innere der Burg in wohnlichem Zustande erhalten und besonders das Gemach des Ritters in immerwährende Bereitschaft gesetzt, damit derselbe wohl ausruhen könne jeden Augenblick, wo er von seinen Fahrten zurückkäme. So ruhte denn Beatrix mit ihm und stillte ihr Verlangen.

Keines dachte nun daran, sich vom andern zu trennen. Wonnebold öffnete die Truhen seiner Mutter. Beatrix kleidete sich in die reichen Gewänder derselben und schmückte sich mit ihrem Geschmeide, und so lebten sie vor der Hand herrlich und in Freuden, nur daß die Dame recht- und namenlos dahin lebte und von ihrem Geliebten als dessen

Leibeigene angesehen wurde; indessen verlangte sie nichts besseres.

Einst aber kehrte ein fremder Baron mit Gefolge auf der Burg ein, die sich inzwischen auch wieder mit Dienstleuten belebt [1]) hatte, und es wurde zu dessen Ehren festlich gelebt. Endlich geriethen die Herren [2]) auch auf das Würfelspiel, bei welchem der Hausherr so glücklich und beständig gewann, daß er im Rausche seines Glückes und seines Glaubens daran sein Liebstes, wie er sagte, auf's Spiel setzte, nämlich die schöne Beatrix, wie sie war, [3]) sammt dem köstlichen Geschmeide, das sie eben trug, gegen ein altes melancholisches Bergschloß, welches sein Gegner lächelnd einsetzte.

Beatrix, welche dem Spiele vergnügt zugeschaut hatte, erbleichte, und mit Recht; denn der alsobald erfolgende [4]) Wurf ließ den Uebermüthigen im Stich und gab dem Baron gewonnen.

Der säumte nicht, sondern brach augenblicklich auf mit seinem süßen Gewinnst und mit seinem Gefolge; kaum fand Beatrix noch Zeit, die unglücklichen Würfel an sich zu nehmen und in ihrem Busen zu verbergen, worauf sie unter strömenden Thränen dem rücksichtslosen Gewinner folgte.

Als der kleine Zug einige Stunden geritten war, gelangte er in ein anmuthiges Gehölz von jungen Buchen, durch welches ein klarer Bach floß. Wie ein leichtes grünes Seidenzelt schwebte die zarte Belaubung in der [5]) Höhe, von den schlanken Silberstangen emporgehalten, und die offene Sommerlandschaft schaute darunter herein. Hier wollte der Baron mit seiner Beute ausruhen. Er hieß seine Leute ein Stück vorwärts fahren, indessen er sich mit Beatrixen in der luftigen Grüne niederließ und sie mit Liebkosungen an sich ziehen wollte.

Da erhob sie sich stolz, [6]) und indem sie einen flammenden Blick auf ihn warf, rief sie: wohl habe er ihre

[1]) bevölkert BCD.
[2]) Männer BCD.
[3]) Komma fehlt CD.
[4]) erfolgte CD.
[5]) die B.
[6]) Komma fehlt CD.

Person gewonnen, nicht aber ihr Herz, welches nicht für ein altes Gemäuer zu gewinnen sei. Sei[1]) er ein Mann, so solle er etwas Rechtes dagegen einsetzen. Wolle er sein Leben daran wagen, so wolle sie mit ihm[2]) um ihr Herz würfeln, welches ihm, wenn er gewinne, auf ewig verpfändet und zu Eigen sein solle,[3]) wenn aber sie gewinne, so solle sein Leben in ihrer Hand stehen und sie wieder eigene Herrin ihrer ganzen Person sein.

Dies sagte sie mit großem Ernst,[4]) sah ihn aber dabei so seltsam an, daß ihm jetzt erst das Herz zu klopfen anfing und er verwirrt sie betrachtete. Immer schöner schien sie zu werden, als sie mit leiserer Stimme und fragendem Blicke fortfuhr: „Wer wird ein Weib minnen wollen ohne Gegenminne und das von seinem Muthe nicht überzeugt ist? Gebt mir Euer Schwert, nehmt hier die Würfel und wagt es, so mögen wir verbunden werden wie zwei rechte Liebende!“ Zugleich drückte sie ihm die busenwarmen Elfenbeinwürfel in die Hand. Bethört gab er ihr sein Schwert sammt dem Gehänge und warf sofort eilf[5]) Augen mit Einem Wurfe.

Hierauf ergriff Beatrix die Würfel, schüttelte sie mit einem geheimen Seufzer zur heiligen Maria, der Mutter Gottes, heftig in ihren hohlen Händen, und warf zwölf Augen, womit sie gewann.

„Ich schenk' Euch Euer Leben!“ sagte sie, verneigte sich ernsthaft vor dem Baron, nahm ihre Gewänder ein wenig zusammen und das Schwert unter den Arm und ging eilfertig davon in der Richtung, woher sie gekommen waren. Als sie jedoch dem noch ganz verblüfften und zerstreuten Herrn aus den Augen war, ging sie schlauer Weise nicht weiter, sondern um das Gehölze herum, trat leise wieder in dasselbe hinein und verbarg sich, kaum fünfzig Schritte von dem Getäuschten entfernt, hinter den Buchenstämmchen, welche sich in dieser Entfernung durch ihre Menge eben hinreichend in einander schoben, um die

[1]) Wenn CD.
[2]) könne er BCD.
[3]) Semikolon BCD.
[4]) Ernste CD.
[5]) elf CD.

kluge Frau zur Noth zu bedecken. Sie hielt sich ganz still; nur ein Sonnenstrahl fiel auf einen edlen Stein an ihrem Hals, so daß derselbe durch das Gehölz blitzte, ohne daß sie es wußte. Der Baron sah sogar diesen Schein und starrte in seiner Verwirrung einen Augenblick hin. Aber er hielt es für einen schimmernden Thautropfen an einem Baumblatt und achtete nicht darauf.

Endlich erwachte er aus seiner Starrheit und stieß mit Macht in sein Jagdhorn. Als seine Leute herbei gekommen, sprang er auf's Pferd und jagte der Entflohenen nach, um sich ihrer wieder zu versichern. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die Reiter wieder zurückkamen und verdrießlich und langsam durch die Buchen zogen, ohne sich diesmal aufzuhalten. Sobald die lauschende Beatrix den Weg sicher sah, machte sie sich auf und eilte heimwärts, ohne ihre feinen Schuhe zu schonen.

Wonnebold hatte in der Zeit einen sehr schlechten Tag verbracht, von Reue und Zorn gepeinigt, und da er wohl fühlte, daß er sich auch vor der so leichtfertig verspielten Geliebten schämte, ward er inne, wie hoch er sie unbewußt hielt und daß er kaum ohne sie leben mochte. Als sie daher unversehens vor ihm stand, breitete er, noch ehe er seine Ueberraschung ausdrückte, seine Arme nach ihr aus und sie eilte ohne Klagen und ohne Vorwürfe in dieselben hinein. Laut lachte er auf, als sie ihm ihre Kriegslist erzählte,[1]) und wurde nachdenklich über ihre Treue,[2]) denn jener Baron war ein ganz ansehnlicher und schmucker Gesell.

Um sich nun gegen alle künftigen Unfälle zu wahren, machte er die schöne Beatrix zu seiner rechtmäßigen Gemahlin vor allen seinen Standesgenossen und Hörigen, so daß sie von jetzt an eine Rittersfrau vorstellte, die ihres Gleichen suchte bei Jagden, Festen und Tänzen sowohl als in den Hütten der Unterthanen und im Herrenstuhl der Kirche.

---

[1]) Komma fehlt B.
[2]) Semikolon BCD.

Die Jahre gingen wechselvoll vorüber[1]) und während zwölf reichen Herbsten gebar sie ihrem Gatten acht Söhne, welche emporwuchsen wie junge Hirsche.

Als der älteste achtzehn Jahre zählte, erhob sie sich in einer Herbstnacht von der Seite ihres Wonneboldes, ohne daß er es merkte, legte sorgfältig all' ihren weltlichen Staat in die nämlichen Truhen, aus denen er einst genommen worden, und verschloß dieselben, die Schlüssel an die Seite des Schlafenden legend. Dann ging sie mit bloßen Füßen vor das Lager ihrer Söhne und küßte leise einen nach dem andern; zuletzt ging sie wieder an das Bett ihres Mannes, küßte denselben auch, und erst jetzt schnitt sie sich das lange Haar vom Haupt, zog das dunkle Nonnengewand wieder an, welches sie sorgfältig aufbewahrt hatte, und so verließ sie heimlich die Burg und wanderte durch die brausenden Winde der Herbstnacht und durch das fallende Laub jenem Kloster zu, welchem sie einst entflohen war. Unermüdlich ließ sie die Kugeln ihres Rosenkranzes durch die Finger rollen und überdachte betend das genossene Leben.

So wallte sie unverdrossen, bis sie wieder vor der Klosterpforte stand. Als sie anklopfte, that die gealterte Pförtnerin auf und grüßte sie gleichgiltig[2]) mit ihrem Namen, als ob sie kaum eine halbe Stunde abwesend geblieben wäre. Beatrix ging an ihr vorüber in die Kirche, warf sich vor dem Altar der heiligen Jungfrau auf die Kniee und diese begann zu sprechen und sagte. „Du bist ein bischen lange weggeblieben, meine Tochter! Ich habe die ganze Zeit deinen Dienst als Küsterin versehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß du da bist und die Schlüssel wieder übernimmst!"

Das Bild neigte sich herab und gab der Beatrix die Schlüssel, welche über das große Wunder freudig erschrack.[3]) Sogleich that sie ihren Dienst und ordnete das und jenes, und als die Glocke zum Mittagsmahl erklang, ging sie zu Tisch. Viele Nonnen waren alt geworden, andere gestorben,

[1]) Komma BCD.
[2]) gleichgültig BCD.
[3]) erschrak CD.

junge waren neu angekommen,[1]) und eine andere Aebtissin saß oben am Tisch; aber Niemand gewahrte, was mit Beatrix, welche ihren gewohnten Platz einnahm, vorgegangen war; denn die Maria hatte ihre Stelle in der Nonne eigener Gestalt versehen.

Nachdem nun abermals etwa zehn Jahre vergangen waren, feierten die Nonnen ein großes Fest und wurden einig, daß jede von ihnen der Mutter Gottes ein Geschenk, so fein sie es zu bereiten vermöchte, darbringen solle. So stickte die Eine ein köstliches Kirchenbanner, die Andere eine Altardecke, die Dritte ein Meßgewand. Eine dichtete einen lateinischen Hymnus und die Andere setzte ihn in Musik, die Dritte malte und schrieb ein Gebetbuch. Welche gar nichts anderes konnte, nähte dem Christuskinde ein neues Hemdchen[2]) und die Schwester Köchin buck[3]) ihm eine Schüssel Krapflein. Einzig Beatrix hatte nichts bereitet, da sie etwas müde war vom Leben und mit ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte als in der Gegenwart.

Als nun der Festtag anbrach und sie keine Weihgabe darlegte, wunderten sich die übrigen Nonnen und schalten sie darum, so daß sie sich in Demuth seitwärts stellte, als in der blumengeschmückten Kirche alle jene prächtigen Dinge vor den Altar gelegt wurden in feierlichem[4]) Umgang, während die Glocken läuteten und die Weihrauchwolken emporstiegen.

Wie hierauf die Nonnen gar herrlich zu singen und zu musiciren begannen, zog ein greiser Rittersmann mit acht bildschönen bewaffneten Jünglingen des Weges, alle auf stolzen Rossen, von ebensoviel reisigen Knappen gefolgt. Es war Wonnebold mit seinen Söhnen, die er dem Reichsheere zuführte.

Das Hochamt in dem Gotteshaus vernehmend, hieß er seine Söhne absteigen und ging mit ihnen hinein, um der heiligen Jungfrau ein gutes Gebet darzubringen. Jedermann erstaunte über den herrlichen Anblick, als der

[1]) Komma fehlt BCD. [2]) Komma BCD.
[3]) buk CD. [4]) im feierlichen CD.

eiſerne Greis mit den acht jugendlichen Kriegern kniete, welche wie ebenſoviel geharniſchte Engel anzuſehen waren, und die Nonnen wurden irre in ihrer Muſik, daß ſie einen Augenblick aufhörten. Beatrix aber erkannte alle ihre Kinder an ihrem Gemahl, ſchrie auf und eilte zu ihnen, und indem ſie ſich zu erkennen gab, verkündigte ſie ihr Geheimniß und erzählte das große Wunder, ſo mit ihr geſchehen.[1])

So anerkannte[2]) nun Jedermann,[3]) daß ſie heute der Jungfrau die reichſte Gabe dargebracht,[4]) und daß dieſelbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich auf[5]) den Häuptern der Jünglinge zu ſehen waren, von der unſichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt.

---

[1]) das ſie erfahren habe CD.
[2]) mußte CD.
[3]) jedermann geſtehen CD.
[4]) Semikolon BCD.
[5]) an CD.

Der ſchlimm-heilige Vitalis.

Meide den traulichen Umgang mit Einem Weibe, empfiehl du überhaupt lieber das ganze andächtige Geſchlecht dem lieben Gott.

Thomas a Kempis, Nachfolge, 8, 2.

Zu [1]) Anfang des achten Jahrhunderts lebte zu Alexandria in Egypten ein wunderlicher Mönch, Namens Vitalis, der es ſich zur beſondern [2]) Aufgabe gemacht hatte, verlorene weibliche Seelen vom Pfade der Sünde hinwegzulocken und zur Tugend zurückzuführen. Aber der Weg, den er dabei einſchlug, war ſo eigenthümlich, und die Liebhaberei, ja Leidenſchaft, mit welcher er unabläſſig ſein Ziel verfolgte, war [3]) mit ſo ſeltſamer [4]) Selbſtentäußerung und Heuchelei vermiſcht, wie in der Welt kaum wieder vorkam.

Er führte ein genaues Verzeichniß aller jener Buhlerinnen auf einem zierlichen Pergamentſtreifen, und ſobald er in der Stadt oder deren Umgebung ein neues Wild entdeckt, merkte er Namen und Wohnung unverweilt auf demſelben vor, ſo daß die ſchlimmen Patrizierſöhne von Alexandria keinen beſſeren Wegweiſer hätten finden können, als den emſigen Vitalis, wenn er einen minder heiligen Zweck hätte verfolgen wollen. Allein wohl entlockte der Mönch ihnen in ſchlauem ſpaßhaftem Geplauder manche neue Kunde und Notiz in dieſer Sache; nie aber ließ er ſich dergleichen ſelbſt ablauſchen von den Wildfängen.

---

[1]) Im CD.
[2]) beſonderen CD.
[3]) war fehlt CD.
[4]) merkwürdiger CD.

Jenes Verzeichniß trug er zusammengerollt in einem silbernen Büchschen in seiner Kaputze [1]) und nahm es unzählige Male hervor, um einen neuentdeckten, leichtfertigen Namen hinzuzufügen [2]) oder die bereits vorhandenen zu überblicken, zu zählen und zu berechnen, welche der Inhaberinnen zunächst [3]) an die Reihe kommen würde.

Zu dieser ging [4]) er dann in Eile und halb verschämt und sagte hastig: „Gewähre mir die zweite Nacht von heute und sage keinem Andern zu!“ [5]) Wenn er zur bestimmten Zeit in das Haus trat, ließ er die Schöne stehen und machte sich in die hinterste Ecke der Kammer, fiel dort auf die Kniee und betete mit Inbrunst und lauten Worten die ganze Nacht für die Besitzerin [6]) des Hauses. Mit der Morgenfrühe verließ er sie und untersagte ihr streng, zu verrathen, was er bei ihr gemacht habe.

So trieb er es eine gute Zeit und brachte sich in den allerschlechtesten Ruf. Denn während er im Geheimen, in den verschlossenen Kammern der Buhlerinnen durch seine heißen Donnerworte und durch inbrünstiges süßes Gebetlispeln manche Verlorene erschütterte und rührte, daß sie in sich ging und einen frommen Lebenswandel begann, schien er es öffentlich vollständig darauf anzulegen, für einen lasterhaften und sündigen Mönch zu gelten, der sich lustig in allem Wirrsal der Welt herumschlüge und seinen geistlichen Habit als eine Fahne der Schmach aushänge.

Befand er sich des Abends, wenn es dunkelte, in ehrbarer Gesellschaft, so rief er etwa unversehens: „Ei, was mache ich doch? Bald hätt' ich vergessen, daß die braune Doris meiner wartet, die kleine Freundin! Der tausend, ich muß gleich hin, daß sie nicht schmollt!“

Schalt man ihn nun, so rief er, wie erbost: „Glaubt Ihr, ich sei ein Stein? Bildet Ihr Euch ein, daß Gott für die Mönche keine Weiblein geschaffen habe?“ Sagte Jemand: „Vater, legt lieber das kirchliche Gewand ab und heirathet, damit die Andern sich nicht ärgern!“ so

---

[1]) Kappe BCD.
[2]) beizufügen CD.
[3]) demnächst CD.
[4]) Diese suchte CD.
[5]) versprich keinem andern CD.
[6]) Bewohnerin CD.

antwortete er: „Aergere sich, wer will und mag, und renne mit dem Kopfe gegen die Mauer! Wer ist mein Richter?“

Alles dies sagte er mit Geräusch und großer Verstellungskunst, wie Einer, der eine schlechte Sache mit vielen und frechen Worten vertheidigt.

Und er ging hin und zankte sich vor den Hausthüren der Mädchen mit den Nebenbuhlern herum, ja er prügelte sich sogar mit ihnen und theilte manche derbe Maulschelle aus, wenn es hieß: „Fort mit dem Mönch! Will der Kleriker uns den Platz streitig machen? Zieh' ab, Glatzkopf!“

Auch war er so beharrlich und zudringlich, daß er in den meisten Fällen den Sieg davontrug und unversehens in's Haus schlüpfte.

Kehrte er beim Morgengrauen in seine Zelle zurück, so warf er sich nieder vor der Mutter Gottes, zu deren Preis und Ehre er allein diese Abenteuer unternahm und den Tadel der Welt auf sich lud, und wenn es ihm gelungen war, ein verlorenes Lamm zurückzuführen und in irgend einem heiligen Kloster unterzubringen, so dünkte er sich seliger vor der Himmelskönigin, als wenn er tausend Heiden bekehrt hätte. Denn dies war sein ganz besonderer Geschmack, daß er das Martyrium bestand, vor der Welt als ein Unreiner und Wüstling dazustehen, während die allerreinste Frau im Himmel wohl wüßte, daß er noch nie ein Weib berührt habe und ein Kränzlein weißer Rosen unsichtbar auf seinem vielgeschmähten Haupte trage.

Einst hörte er von einer besonders gefährlichen Person, welche durch ihre Schönheit und Ungewöhnlichkeit viel Unheil und selbst Blutvergießen anrichte, da ein vornehmer und grimmiger Kriegsmann ihre Thüre belagere und Jeden niederstrecke, der sich mit ihm in Streit einlasse. Sogleich nahm Vitalis sich vor, diese Hölle anzugreifen und zu überwinden. Er schrieb den Namen der Sünderin nicht erst in sein Verzeichniß, sondern ging geraden Weges nach dem berüchtigten Hause und traf an der Thüre richtig mit jenem Soldaten zusammen, der in Scharlach gekleidet hochmüthig daherschritt und einen Wurfspieß in der Hand trug.

„Duck' dich hier beiseite, Mönchlein!“ rief er höhnisch dem frommen Vitalis zu, „was wagst du, an meiner

Löwenhöhle herumzukrabbeln? Für dich ist der Himmel, für uns die Welt!"

„Himmel und Erde sammt allem, was darin ist," rief Vitalis, „gehören dem Herrn und seinen fröhlichen Knechten! Pack' dich, aufgeputzter Lümmel, und laß mich gehen, wo mich gelüstet!"

Zornig erhob der Krieger den Schaft seines Wurfspießes, um ihn auf den Kopf des Mönches niederzuschlagen; doch dieser zog flugs den Ast eines friedlichen Oelbaumes unter der Kutte [1]) hervor, parirte den Streich und traf den Raufbold so derb an die Stirne, daß ihm die Sinne beinahe vergingen, worauf ihm der streitbare Kleriker noch viele Knüffe unter die Nase gab, bis der Soldat ganz betäubt und fluchend sich davon machte.

Also drang Vitalis siegreich in das Haus, wo über einem schmalen Treppchen die Weibsperson stand, eine Lampe tragend, und auf das Lärmen und Schreien horchte. Es war eine ungewöhnlich große und feste Gestalt mit schönen großen, [2]) aber trotzigen Gesichtszügen, um welche ein röthliches Haar in reichen wilden Wellen gleich einer Löwenmähne flatterte.

Verachtungsvoll schaute sie auf den anrückenden Vitalis herab und sagte: „Wohin willst du?" „Zu dir, mein Täubchen!" antwortete er, „hast du nie vom zärtlichen Mönch Vitalis gehört, vom lustigen Vitalis?" Allein sie versetzte barsch, indem sie die Treppe sperrte mit ihrer gewaltigen Figur: „Hast du Geld, Mönch?" Verdutzt sagte er: „Mönche tragen nie Geld mit sich!" „So trolle dich deines Weges," rief sie, „oder ich lasse dich mit Feuerbränden aus dem Hause peitschen!"

Ganz verblüfft kratzte Vitalis hinter den Ohren, da er diesen Fall noch nicht bedacht hatte; denn die Geschöpfe, die er bisanhin bekehrt, hatten dann natürlicher Weise nicht mehr an einen Sündenlohn gedacht, und die Unbekehrten begnügten sich, ihn mit schnöden Worten für die kostbare Zeit, um die er sie gebracht, zu strafen. Hier aber konnte er gar nicht in's Innere gelangen, um seine fromme That

---

[1]) dem Gewande BCD. [2]) Komma fehlt BCD.

zu beginnen; und doch reizte es ihn über alle Maßen, gerade dieſe rothſchimmernde Satanstochter zu bändigen, weil große ſchöne Menſchenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menſchlichen Werth zuzuſchreiben, als ſie wirklich haben. Verlegen ſuchte er an ſeinem Gewande herum und bekam dabei jenes Silberbüchschen in die Hand, welches mit einem ziemlich werthvollen Amethiſt[1]) geziert war. „Ich habe nichts, als dies," ſagte er, „laß mich hinein dafür!" Sie nahm das Büchschen, betrachtete es genau und hieß ihn dann mit hineingehen. In ihrem Schlafgemache angekommen, ſah er ſich nicht weiter nach ihr um, ſondern kniete nach ſeiner Gewohnheit in eine Ecke und betete mit lauter Stimme.

Die Hetäre, welche glaubte, er wolle ſeine weltlichen Werke aus geiſtlicher Gewohnheit mit Gebet beginnen, erhob ein unbändiges Gelächter und ſetzte ſich auf ihr Ruhbett,[2]) um ihm zuzuſehen, da ſeine Geberden[3]) ſie höchlich beluſtigten. Da das Ding aber kein Ende nahm und anfing, ſie zu langweilen, entblößte ſie unzüchtig ihre Schultern, ſchritt auf ihn zu, umſtrickte ihn mit ihren weißen ſtarken Armen und drückte den guten Vitalis mit ſeinem geſchornen[4]) und tonſurirten Kopf ſo derb gegen ihre Bruſt, daß er zu erſticken drohte und zu pruſten begann, als ob er im Fegfeuer ſtäcke.[5]) Es dauerte aber nicht lang, ſo fing er an, nach allen Seiten auszuſchlagen, wie ein junges Pferd in der Schmiede, bis er ſich von der hölliſchen Umſchlingung befreit hatte. Dann aber nahm er den langen Strick, welchen er um den Leib trug, und packte das Weib, um ihr die Hände auf den Rücken zu binden, damit er Ruhe vor ihr habe. Er mußte jedoch tüchtig mit ihr ringen, bis es ihm gelang, ſie zu binden;[6]) und auch die Füße band er ihr zuſammen und warf den ganzen Pack mit einem mächtigen Ruck auf das Bett. Wonach er ſich wieder in ſeinen Winkel begab und ſeine Gebete fortſetzte, als ob nichts geſchehen wäre.

[1]) Amethyſt CD.
[2]) Ruhebett BCD.
[3]) Gebärden CD.
[4]) geſchorenen BCD.
[5]) ſtäke CD.
[6]) feſſeln CD.

Die gefesselte Löwin wälzte sich erst zornig und unruhig hin und her, suchte sich zu befreien und stieß hundert Flüche aus; dann wurde sie stiller, während der Mönch nicht abließ,[1]) zu beten, zu predigen und zu beschwören, und gegen Morgen ließ sie deutliche Seufzer vernehmen, welchen bald, wie es schien, ein zerknirschtes Schluchzen folgte. Kurz, als die Sonne aufging, lag sie als eine Magdalena zu seinen Füßen, von ihren Banden befreit, und benetzte den Saum seines Gewandes mit Thränen. Würdevoll und heiter streichelte ihr Vitalis das Haupt und versprach, mit einbrechender künftiger Nacht wiederzukommen, um ihr kund zu thun, in welchem Kloster er eine Bußzelle für sie ausfindig gemacht hätte. Dann verließ er sie, vergaß aber nicht, ihr vorher einzuschärfen, daß sie inzwischen nichts von seiner[2]) Bekehrung verlauten lassen und vor Allem nur Jedermann, der sie darum befragen würde, sagen solle, er habe sich recht lustig bei ihr gemacht.

Allein wie erschrack[3]) er, als er,[4]) zur bestimmten Stunde wieder erscheinend, die Thüre fest verschlossen fand, indessen das Frauenzimmer frisch geschmückt und stattlich aus dem Fenster sah.

„Was willst du, Priester?" rief sie herunter, und erstaunt erwiederte er halblaut: „Was soll das heißen, mein Lämmchen? Thu' von dir diesen Sündenflitter und laß mich ein, daß ich dich zu deiner Buße vorbereite!" „Du willst zu mir herein, schlimmer Mönch?" sagte sie lächelnd, als ob sie ihn mißverstanden hätte, „hast du Geld oder Geldeswerth bei dir?" Mit offenem Munde starrte Vitalis empor; dann rüttelte er verzweifelt an der Thüre; aber sie war und blieb verschlossen und vom Fenster war das Weib auch verschwunden.

Das Gelächter und die Verwünschungen der Vorübergehenden trieben den scheinbar verdorbenen und schamlosen Mönch endlich von dem verrufenen Hause hinweg; allein sein einziges Sinnen und Trachten ging dahin, wieder in

---

[1]) aufhörte CD.
[2]) ihrer CD.
[3]) erschrak CD.
[4]) Komma fehlt AB.

das nämliche Haus zu gelangen und den Bösen, der in dem Weibe steckte, auf jede Weise zu überwinden.

Von diesem Gedanken beherrscht lenkte er seine Schritte in eine Kirche, wo er, statt zu beten, über Mittel und Wege sann, wie er sich den Zutritt bei der Verlorenen verschaffen könne. Indem fiel sein Blick auf die Lade, in welcher die Gaben der Mildthätigkeit aufbewahrt lagen, und kaum war die Kirche, in welcher es dunkel geworden, leer, so schlug er die Lade mit kräftiger Faust auf und warf ihren Inhalt, der aus einer Menge kleiner Silberlinge bestand, in seine aufgeschürzte Kutte und eilte schneller, als ein Verliebter, nach der Wohnung der Sünderin.

Eben wollte ein zierlicher Stutzer in die aufgehende Thüre schlüpfen; Vitalis ergriff ihn hinten an den duftenden Locken, schleuderte ihn auf die Gasse und schlug die Thüre, indem er hineinsprang, jenem vor der Nase zu, und so stand er nach einigen Augenblicken abermals vor der ruchlosen Person, welche ihn mit funkelnden Augen besah, da er statt des erwarteten Stutzers erschien. Vitalis schüttete [1]) aber schnell das gestohlene Geld auf den Tisch und sagte: „Genügt das für diese Nacht?“ Stumm aber sorgfältig zählte sie das Gut und sagte dann: „Es genügt!“ und that es beiseite.

Nun standen sie sich sonderbarlich gegenüber. Das Lachen verbeißend schaute sie darein, als ob sie von nichts wüßte, und der Mönch prüfte sie mit ungewissen und kummervollen Blicken und wußte nicht, wie er es anpacken sollte, sie zur Rede zu stellen. Als sie aber plötzlich in verlockende Geberden [2]) überging und mit der Hand in seinen glänzenden dunkeln [3]) Bart fahren wollte, da brach das Gewitter seines geistlichen Gemüthes mächtig los, zornig schlug er ihr auf die Hand, warf sie dann auf ihr Bett, daß es erzitterte, und indem er auf sie hinkniete und ihre Hände festhielt, fing er, ungerührt von ihren Reizen, dergestalt an ihr in die Seele zu reden, daß ihre Verstocktheit endlich sich zu lösen schien.

---

[1]) schüttelte BCD.
[2]) Gebärden CD.
[3]) dunklen CD.

Sie ließ nach in den gewaltsamen Anstrengungen, sich zu befreien, häufige Thränen flossen über das schöne und kräftige Gesicht, und als der eifrige Gottesmann sie nun frei gab und aufrecht an ihrem Sündenlager stand, lag die große Gestalt auf demselben mit ausgestreckten müden Gliedern, wie von Reue und Bitterkeit zerschlagen, schluchzend und die umflorten Augen nach ihm richtend, wie verwundert über diese unfreiwillige Verwandlung.

Da verwandelte sich auch das Ungewitter seines beredten Zornes in weiche Rührung und inniges Mitleid; er pries innerlich seine himmlische Beschützerin, welcher zu Ehren ihm dieser schwerste aller Siege gelungen war, und seine Rede floß jetzt versöhnend und tröstend wie lindes Frühlingswehen über das gebrochene Eis dieses Herzens.

Fröhlicher, als wenn er das lieblichste Glück genossen hätte, eilte er von dannen, aber nicht, um auf seinem harten Lager noch ein Stündchen Schlaf zu finden, sondern um vor dem Altare der Jungfrau für die arme reuevolle Seele zu beten, bis der Tag vollends angebrochen wäre: denn er gelobte, kein Auge zu schließen, bis das verirrte Lamm nunmehr sicher hinter den schützenden Klostermauern verwahrt sei.

Kaum war auch der Morgen lebendig geworden, so machte er sich wieder auf den Weg nach ihrem Hause, sah aber auch gleichzeitig vom andern Ende der Straße den wilden Kriegsmann daher kommen, welcher nach einer durchschwelgten Nacht, halb betrunken, es sich in den Kopf gesetzt hatte, die Hetäre endlich wieder zu erobern.

Vitalis war näher an der unseligen Thüre[1]) und behende sprang er darauf zu, um sie vollends zu erreichen; da schleuderte jener den Speer nach ihm, der dicht neben des Mönches Kopf in der Thüre[2]) stecken blieb, daß der Schaft zitterte. Aber noch ehe er ausgezittert, riß ihn der Mönch mit aller Kraft aus dem Holz, kehrte sich gegen den wüthend herbeigesprungenen Soldaten, der ein bloßes Schwert zückte, und trieb ihm mit Blitzesschnelle den Speer durch die Brust; todt sank der Mann zusammen und Vitalis

[1]) Komma CD. [2]) Thür BCD.

wurde fast im selbigen Augenblicke durch einen Trupp Kriegsknechte, die von der Nachtwache kamen und seine That gesehen, gefangen genommen, gebunden und in den Kerker geführt.

Wahrhaft kummervoll schaute er nach dem Häuschen zurück, in welchem er sein gutes Werk nun nicht vollenden konnte;[1]) die Wächter glaubten, er bedaure lediglich seinen Unstern, von einem sündhaften Vorsatz abgelenkt zu sein, und traktirten den vermeintlich unverbesserlichen Mönch mit Schlägen und Schimpfworten, bis er im Gefängniß war.

Dort mußte er viele Tage liegen, mehrfach vor den Richter gestellt; zwar wurde er am Ende straflos entlassen, weil er den Mann in der Nothwehr umgebracht. Doch ging er immerhin als ein Todtschläger aus dem Handel hervor und Jedermann rief, daß man ihm endlich das geistliche Gewand abnehmen sollte. Der Bischof Johannes, welcher dazumal in Alexandria vorstand, mußte aber irgend eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt oder sonst einen höheren Plan gefaßt haben, da er sich weigerte, den verrufenen Mönch aus der Klerisei zu stoßen, und befahl, denselben einstweilen noch seinen seltsamen Weg wandeln zu lassen.

Dieser führte ihn ohne Aufenthalt zu der bekehrten Sünderin zurück, welche sich mittlerweile abermals umgekehrt hatte und den erschrockenen und bekümmerten Vitalis nicht eher herein ließ, bis er wiederum irgendwo einen Werthgegenstand entwendet und ihr gebracht. Sie bereute und bekehrte sich zum dritten Mal, und auf gleiche Weise zum vierten und fünften Mal, da sie diese Bekehrungen einträglicher fand, als alles Andere, und überdies der böse Geist in ihr ein höllisches Vergnügen empfand, mit wechselnden Künsten und Erfindungen den armen Mönch zu äffen.

Dieser war jetzt wirklich von innen heraus ein Märtyrer; denn je ärger er getäuscht wurde, desto weniger konnte er von seinem Bemühen lassen, und es dünkte ihn, als ob seine eigene Seligkeit gerade von der Besserung dieser Einen Person abhange. Er war bereits jetzt[2]) ein

[1]) Kolon BCD. [2]) jetzt bereits B.

Todtschläger, Kirchenräuber und Dieb; allein lieber hätt' er sich eine Hand abhauen lassen, ehe er im Geringsten seinen Ruf [1]) als Wüstling aufgegeben hätte,[2]) und wenn dies alles ihm endlich in seinem Herzen schwer und schwerer zu tragen war, so bestrebte er sich um so eifriger, vor der Welt die schlimme Außenseite mit frivolen Worten aufrecht zu halten. Denn diese märtyrliche Spezialität hatte er einmal erwählt. Doch wurde er bleich und schmal dabei und fing an, herumzuschleichen, wie ein Schatten an der Wand, aber immer mit lachendem Munde.

Gegenüber jenem Hause der Prüfung nun wohnte ein reicher griechischer Kaufmann, der ein einziges Töchterchen besaß, Jole geheißen, welche thun konnte, was ihr beliebte, aber doch[3]) nicht recht wußte, was sie den langen Tag hindurch beginnen sollte. Denn ihr Vater[4]) der sich zur Ruhe gesetzt hatte, studirte den Plato, und wenn er dessen müde war, so verfaßte er zierliche Xenien über die geschnittenen antiken Steine, deren er eine Menge sammelte und besaß. Jole hingegen, wenn sie ihr Saitenspiel bei Seite gestellt hatte, wußte ihren lebhaften Gedanken keinen Ausweg und guckte unruhig in den Himmel und in die Ferne, wo sich eine Oeffnung bot.

So entdeckte sie auch den Verkehr des Mönches in der Straße und erfuhr, welche Bewandtniß es mit dem berüchtigten Klerikus habe. Erschreckt und scheu betrachtete sie ihn von ihrem sicheren Versteck aus und konnte nicht umhin, seine stattliche Gestalt und sein männliches Aussehen zu bedauern. Als sie aber von einer Sklavin, welche mit der Sklavin der bösen Buhlerin vertraut war, vernahm, wie Vitalis von letzterer betrogen würde,[5]) und wie es sich in Wahrheit mit ihm verhalte, da verwunderte sie sich über alle Maßen, und weit entfernt, dies Martyrium zu verehren, befiel sie ein seltsamer Zorn und sie hielt diese Art Heiligkeit der Ehre ihres Geschlechts nicht für zuträglich. Sie träumte und grübelte eine Weile darüber[6]) und immer

[1]) abgehauen als den geringsten Theil seines Rufes CD.
[2]) hätte fehlt CD.
[3]) und daher CD.
[4]) Komma BCD.
[5]) Komma fehlt BCD.
[6]) Komma CD.

unzufriedener wurde sie, während gleichzeitig ihre Theilnahme für den Mönch sich erhöhte und mit jenem Zorne kreuzte.

Plötzlich entschloß sie sich, wenn die Jungfrau Maria nicht so viel Verstand habe, den Verirrten auf einen wohlanständigeren Weg zu führen, dies selbst zu übernehmen und ihr etwas in's Handwerk zu pfuschen, nicht ahnend, daß sie selbst das unbewußte Werkzeug der bereits einschreitenden Himmelskönigin war. Und alsogleich ging sie zu ihrem Vater, beschwerte sich bitterlich über die unangemessene Nachbarschaft der Buhldirne und beschwor ihn, dieselbe um jeden Preis vermittelst seines Reichthums und augenblicklich zu entfernen.

Der Alte verfügte sich, nach ihrer Anweisung, auch sogleich zu der Person und bot ihr eine gewisse Summe für ihr Häuschen, wenn sie es zur Stunde verlassen und ganz aus dem Revier wegziehen wolle. Sie verlangte nichts Besseres und war noch am[1]) gleichen Vormittag aus der Gegend verschwunden, während der Alte wieder hinter seinem Plato saß und sich nicht weiter um die Sache kümmerte.

Desto eifriger war nun Jole, das Häuschen von unten bis oben von Allem räumen zu lassen, was an die frühere Besitzerin erinnern konnte, und als es gänzlich ausgefegt und gereinigt war, ließ sie es mit feinen Spezereien so durchräuchern, daß die wohlduftenden Rauchwolken aus allen Fenstern drangen.

Dann ließ sie in das leere Gemach nichts als einen Teppich, einen Rosenstock und eine Lampe hinübertragen, und als ihr Vater, welcher mit der Sonne zur Ruhe ging, eingeschlafen war, ging sie selbst hin, das Haar mit einem Rosenkränzlein geschmückt, und setzte sich mutterseelenallein auf den ausgebreiteten Teppich, indessen zwei zuverlässige alte Diener die Hausthüre bewachten.

Dieselben jagten verschiedene Nachtschwärmer davon; sobald sie dagegen den Vitalis herankommen sahen, verbargen sie sich und ließen ihn ungehindert in die offene Thüre treten. Mit vielen Seufzern stieg er die Treppe hinan,

[1]) im CD.

voll Furcht, sich abermals genarrt zu sehen, und voll Hoffnung, endlich von dieser Last befreit zu werden durch die aufrichtige Reue eines Geschöpfes, welches ihn verhinderte, so viele andere Seelen zu retten. Allein wie erstaunte er, als er, in das Gemach getreten, dasselbe von all' dem Flitterstaat der wilden rothen Löwin geleert und statt ihrer eine anmuthige und zarte Gestalt auf dem Teppich sitzend fand, das Rosenstöckchen sich gegenüber auf demselben Boden.

„Wo ist die Unselige, die hier wohnte?" rief er, indem er verwundert um sich schaute und dann seine Blicke auf der lieblichen Erscheinung ruhen ließ, die er vor sich sah.

„Sie ist fortgewandert in die Wüste," erwiederte Jole[1]) ohne aufzublicken, „dort will sie das Leben einer Einsiedlerin führen und büßen; denn es hat sie diesen Morgen plötzlich übernommen und darnieder geworfen gleich einem Grashalm, und ihr Gewissen ist endlich aufgewacht. Sie rief nach einem gewissen Priester Vitalis, daß er ihr beistehen möchte. Allein der Geist, der in sie gefahren, ließ sie nicht länger harren; die Thörin raffte alle ihre Habe zusammen, verkaufte sie und gab das Geld den Armen, worauf sie stehenden Fußes in einem härenen Hemd und mit abgeschnittenem Haar, einen Stecken in der Hand, hinauszog,[2]) wo die Wildniß ist."

„Gepriesen seist du, Herr, und gelobt deine gnadenvolle Mutter!" rief Vitalis, voll fröhlicher Andacht die Hände faltend, indem es ihm wie eine Steinlast vom Herzen fiel; zugleich aber betrachtete er das Mädchen mit seinem Rosenkränzchen genauer und sprach:

„Warum sagtest du: die Thörin? und wer bist du? von woher kommst du und was hast du vor?"

Die liebliche Jole richtete jetzt ihr dunkles Auge noch tiefer zur Erde; sie beugte sich vorn über und eine hohe Schamröthe übergoß ihr Gesicht, da sie sich selbst der argen Dinge schämte, die sie jetzt[3]) vor einem Mann[4]) zu sagen im Begriffe war.

[1]) Komma CD.
[2]) Komma fehlt B.
[3]) jetzt fehlt CD.
[4]) Manne CD.

„Ich bin," sagte sie, „eine verstoßene Waise, die weder Vater noch Mutter mehr hat. Dieser Teppich, diese Lampe und dieser Rosenstock sind die letzten Ueberbleibsel von meinem Erbe, und damit habe ich mich hier niedergelassen, um das Leben zu beginnen, das Jene verlassen hat, welche vor mir hier wohnte!"

„Ei, so soll dich doch —!" rief der Mönch und schlug die Hände zusammen, „seht mir einmal an, wie fleißig der Teufel ist! Und dies harmlose Thierlein hier sagt das Ding so trocken daher, wie wenn ich nicht der Vitalis wäre! Nun, mein Kätzchen, was willst du thun? Sag's doch noch einmal!"

„Ich will mich der Liebe weihen und den Männern dienen, so lange diese Rose lebt!" sagte sie und zeigte flüchtig auf den Strauch; doch brachte sie die Worte kaum heraus und versank vor Scheu beinahe in den Boden, so duckte sie sich zusammen, und diese natürliche Scham diente der Schelmin sehr gut, den Mönch zu überzeugen, daß er es hier mit einer kindlichen Unschuld zu thun habe, die nur vom Teufel besessen mit beiden Füßen in den Abgrund springen wolle. Er strich sich vor Vergnügen den Bart, einmal so zu rechter Zeit auf dem Platz erschienen zu sein, und um sein Behagen noch länger zu genießen [1]) sagte er langsam und humoristisch:

„Und dann nachher, mein Täubchen?"

„Nachher will ich in die Hölle fahren als eine allerärmste Seele, wo die schöne Frau Venus ist, oder vielleicht auch, wenn ich einen guten Prediger finde, etwa später in ein Kloster gehen und Buße thun!"

„Gut so, immer besser!" rief er, „das ist ja ein ordentlicher Kriegsplan und gar nicht übel errathen! Denn was den Prediger betrifft, so ist er schon da, er steht vor dir, du schwarzäugiges Höllenbrätchen! Und das Kloster ist dir auch schon hergerichtet wie eine Mausfalle, nur daß man ungesündigt hinein spaziert, verstanden? Ungesündigt bis auf den sauberen Vorsatz, der indessen einen erklecklichen Reueknochen für dein ganzes Leben abgeben und nützlich

[1]) Komma CD.

sein mag; denn sonst wärst du kleine Hexe auch gar zu possierlich und scherzhaft für eine rechte Nonne![1]) Aber nun," fuhr er mit ernster Stimme fort, „herunter vorerst mit den Rosen vom Kopf und dann aufmerksam zugehört!"

„Nein," sagte Jole etwas kecker, „erst will ich zuhören und dann sehen, ob ich die Rosen herunter nehme. Nachdem ich einmal mein weibliches Gefühl überwunden, genügen Worte nicht mehr mich abzuhalten, eh' ich die Sünde kenne, und ohne Sünde werde ich keine Reue kennen, dieß gebe ich dir zu bedenken, ehe du dich bemühst! Aber immerhin will ich dich anhören!"

Jetzt begann Vitalis seine schönste Predigt, die er je gehalten. Das Mädchen hörte ihm anmuthig und aufmerksam zu, und ihr Anblick übte einen erheblichen Einfluß auf die Wahl seiner Worte, ohne daß er dessen inne ward, da die Schönheit und Feinheit des zu bekehrenden Gegenstandes wie von selbst eine erhöhte Beredtsamkeit[2]) hervorrief. Allein da es ihr nicht im mindesten ernst war mit dem, was sie frevelhafter Weise vorgab, so konnte die Rede des Mönches sie auch nicht sehr erschüttern; ein liebliches Lachen schwebte vielmehr um ihren Mund, und als er geendigt und sich erwartungsvoll den Schweiß von der Stirne wischte, sagte Jole: „Ich bin nur halb gerührt von deinen Worten und kann mich nicht entschließen, mein Vorhaben aufzugeben; denn ich bin allzuneugierig, wie es sich in Lust und Sünden lebe!"

Wie versteinert stand Vitalis da und wußte nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Es war das erste Mal, daß ihm seine Bekehrungskunst so rund fehlgeschlagen. Seufzend und nachsinnend ging er im Gemach auf und nieder und besah dann wieder die kleine Höllenkandidatin. Die Kraft des Teufels schien sich hier auf unheimliche Weise mit der Kraft der Unschuld zu verbinden, um ihm zu widerstehen. Aber um so leidenschaftlicher gedachte er dennoch obzusiegen.

---

[1]) Büßerin CD.
[2]) Beredsamkeit CD.

„Ich geh' nicht von der Stelle," rief er endlich, „bis du bereust, und sollt' ich drei Tage und drei Nächte hier zubringen!"

„Das würde mich nur hartnäckiger machen," erwiederte Jole, „ich will mir aber Bedenkzeit nehmen und die kommende Nacht dich wieder anhören. Jetzt bricht der Tag bald an, geh' deines Weges;[1]) indessen versprech' ich, nichts in der Sache zu thun und in meinem jetzigen Zustand zu verbleiben, wogegen du versprechen mußt, nirgends meiner Erwähnung zu thun[2]) und nur in dunkler Nacht hieher zu kommen!"

„Es sei so!" rief Vitalis, machte sich fort und Jole schlüpfte rasch in ihr väterliches Haus zurück.

Sie schlief nur kurze Zeit und erwartete mit Ungeduld den Abend, weil ihr der Mönch, dem sie die Nacht durch so nahe gewesen, noch besser gefallen hatte, als sonst aus der Ferne. Sie sah jetzt, welch' ein schwärmerisches Feuer in seinen Augen glühte und wie entschieden, trotz der geistlichen Kleidung, alle seine Bewegungen waren. Wenn sie sich dazu seine Selbstverleugnung vergegenwärtigte, seine Ausdauer in dem einmal Erwählten, so konnte sie nicht umhin, diese guten Eigenschaften zu ihrem eigenen Nutzen und Vergnügen verwendet zu wünschen, und zwar in Gestalt eines verliebten und getreuen Ehemannes. Ihre Aufgabe war demnach, aus einem wackeren Märtyrer einen noch besseren Ehemann zu machen.

In der kommenden Nacht fand sie Vitalis zeitig wieder auf ihrem Teppich[1]) und er setzte seine Bemühungen um ihre Tugend mit unvermindertem Eifer fort. Er mußte fortwährend dazu stehen, wenn er nicht zu einem Gebete niederkniete. Jole dagegen machte es sich bequem; sie legte sich mit dem Oberleib auf den Teppich zurück, schlang die Arme um den Kopf und betrachtete aus halb geschlossenen Augen unverwandt den Mönch, der vor ihr stand und predigte. Einigemal schloß sie die Augen, wie vom Schlummer beschlichen, und sobald Vitalis das gewahrte,

[1]) Komma CD.
[2]) meiner Person zu erwähnen CD.

stieß er sie mit dem Fuße an, um sie zu wecken. Aber diese mürrische Maßregel fiel dennoch jedesmal milder aus, als er beabsichtigte: denn sobald der Fuß sich der schlanken Seite des Mädchens näherte, mäßigte er von selbst seine Schwere und berührte nur sanft die zarten Rippen, und dessen ungeachtet strömte dann eine gar seltsamliche Empfindung den ganzen langen Mönch hinauf, eine Empfindung, die sich bei allen den vielen schönen Sünderinnen, mit denen er bisher verkehrt, im Entferntesten nie eingestellt hatte.

Jole nickte gegen Morgen immer häufiger ein; endlich rief Vitalis unwillig: „Kind, du hörst nicht, du bist nicht zu erwecken, du verharrst in Trägheit!“

„Nicht doch,“ sagte sie, indem sie die Augen plötzlich aufschlug und ein süßes Lächeln über ihr Gesicht flog, gleichsam als wenn der nahende Tag schon darauf zu sehen wäre, „ich habe gut aufgemerkt, ich hasse jetzt jene elende Sünde, die mir um so widerwärtiger geworden, als sie dir Aergerniß erregt, lieber Mönch; denn Nichts könnte mir mehr gefallen, was dir mißfällt!“

„Wirklich?“ rief er voll Freuden, „so ist es mir doch gelungen? Jetzt komm' nur gleich in das Kloster, damit wir deiner sicher sind. Wir wollen diesmal das Eisen schmieden, weil es noch warm ist!“

„Du verstehst mich nicht recht,“ erwiederte Jole und schlug erröthend die Augen wieder zur Erde, „ich bin in dich verliebt und habe eine zärtliche Neigung zu dir gefaßt!“

Vitalis empfand augenblicklich, wie wenn ihm eine Hand auf's Herz schlüge, ohne daß es ihm jedoch dünkte, weh' zu thun. Beklemmt sperrte er die Augen und den Mund auf und stand da.

Jole aber fuhr fort, indem sie noch röther wurde, und sagte leise und sanft: „Nun mußt du mir auch noch dies neue Unheil ausreden und verbannen, um mich gänzlich vom Uebel zu befreien, und ich hoffe, daß es dir gelingen werde!“

Vitalis, ohne ein Wort zu sagen, machte kehrt um und rannte aus dem Hause. Er lief in den silbergrauen Morgen hinaus, statt sein Lager aufzusuchen, und überlegte, ob er diese verdächtige junge Person ein für allemal ihrem

Schicksal überlassen oder versuchen solle, ihr diese letzte Grille auch noch auszutreiben, welche ihm die bedenklichste von allen und für ihn selbst nicht ganz ungefährlich schien. Doch eine zornige Schamröthe stieg ihm in's Haupt bei dem [1]) Gedanken, daß dergleichen für ihn selbst gefährlich sein sollte; aber dann fiel ihm gleich wieder ein, daß der Teufel ihm ein Netz gestellt haben könnte,[2]) und wenn dem so wäre, so sei dieses am Besten bei Zeiten zu fliehen. Aber feldflüchtig werden vor solchem federleichten Teufelsspuck?[3]) Und wenn das arme Geschöpfchen wirklich es gut meinte und durch einige kräftige grobe Worte von seiner letzten unzukömmlichen Phantasie zu heilen wäre? Kurz, Vitalis konnte nicht mit sich einig werden, und das um so weniger, als auf dem Grunde seines Herzens bereits ein dunkles Wogen das Schifflein seiner Vernunft zum Schaukeln brachte.

Er schlüpfte daher in seiner Bedrängniß in ein Gotteshäuschen, wo vor Kurzem ein schönes altes Marmorbild der Göttin Juno, mit einem goldenen Heiligenschein versehen, als Marienbild aufgestellt worden war, um diese Gottesgabe der Kunst nicht umkommen zu lassen. Vor dieser Maria warf er sich nieder und trug ihr inbrünstig seinen Zweifel vor[4]) und er bat seine Meisterin um ein Zeichen. Wenn sie mit dem Kopfe nickte, so wolle er die Bekehrung vollenden, wenn sie ihn schüttle, so wolle er davon abstehen.

Allein das Bild ließ ihn in der grausamsten Ungewißheit und that keins von beidem, weder nickte es, noch schüttelte es den Kopf. Nur als ein röthlicher Schein vorüberziehender Frühwolken über den Marmor flog, schien das Gesicht auf das holdeste zu lächeln, mochte es nun sein, daß die alte Göttin, die Beschützerin ehelicher Zucht und Sitte, sich bemerklich machte, oder daß die neue über die Noth ihres Verehrers lachen mußte; denn im Grunde waren beides Frauen und diese lächert es immer, wenn

[1]) den A.
[2]) der Teufel könnte ihm ein Netz gestellt haben BCD.
[3]) Teufelsspuk CD. [4]) Komma CD.

ein Liebeshandel im Anzug ist. Aber Vitalis wurde davon nicht klüger; im Gegentheil machte ihm die Schönheit des Anblickes noch wunderlicher zu Muth, ja merkwürdiger Weise schien das Bild die Züge der erröthenden Jole anzunehmen, welche ihn aufforderte[1]) ihr die Liebe zu ihm aus dem Sinne zu treiben.

Indessen wandelte um die gleiche Zeit der Vater Joles unter den Cypressen seines Gartens umher; er hatte einige sehr schöne neue Steine erworben, deren Bildwerke ihn so früh auf die Beine gebracht. Entzückt betrachtete er dieselben, indem er sie in der aufgehenden Sonne spielen ließ. Da war ein nächtlicher Amethyst, worauf Luna ihren Wagen durch den Himmel führte, nicht ahnend, daß sich Amor hinten aufgehockt, während umherschwärmende Amoretten auf griechisch ihr zuriefen: Es sitzt Einer hintenauf! Ein prächtiger Onix[2]) zeigte Minerva, welche achtlos sinnend den Amor auf dem Schoße hielt, der mit seiner Hand eifrig ihren Brustharnisch polirte, um sich darin zu spiegeln.

Auf einem Carneol endlich tummelte sich Amor als ein Salamander in einem vestalischen Feuer herum und setzte die Hüterin desselben in Verwirrung und Schrecken.

Diese Scenen reizten den Alten zu einigen Distichen und er besann sich, welches er zuerst in Angriff nehmen wolle, als sein Töchterchen Jole blaß und überwacht durch den Garten kam. Besorgt und verwundert rief er sie an und fragte, was ihr den Schlaf geraubt habe? Ehe sie aber antworten konnte, zeigte er ihr seine Kleinode und erklärte ihr den Sinn derselben.

Da that sie einen tiefen Seufzer und sagte: „Ach, wenn alle diese großen Mächte, die Keuschheit selbst, die Weisheit und die Religion sich nicht vor der Liebe bewahren können, wie soll ich armes unbedeutendes Geschöpf mich wider sie befestigen?“

Ueber diese Worte erstaunte der alte Herr nicht wenig. „Was muß ich hören?“ sagte er, „sollte dich das Geschoß des starken Eros getroffen haben?“

---

[1]) Komma CD. [2]) Onyx CD.

„Es hat mich durchbohrt," erwiederte sie, „und wenn ich nicht binnen Tag und Nacht im Besitz des Mannes bin, welchen ich liebe, so bin ich des Todes!"

Obgleich nun der Vater gewohnt war, ihr in allem zu willfahren, was sie begehrte, so war ihm diese Eile jetzt doch etwas zu heftig und er mahnte die Tochter zu Ruhe und Besonnenheit. Letztere fehlte ihr aber keineswegs und sie gebrauchte dieselbe so gut, daß der Alte ausrief: „So soll ich denn die elendeste aller Vaterpflichten ausüben, indem ich nach dem Erwählten, nach dem Männchen auslaufe und es an der Nase zum Besten hinführe, was ich mein nenne, und ihn bitte, doch ja Besitz davon zu nehmen? Hier ist ein schmuckes Weibchen, lieber Herr, bitte, verschmäh es nicht! Ich möchte dir zwar lieber einige Ohrfeigen geben, aber das Töchterchen will sterben und ich muß höflich sein! Also laß' dir's doch in Gnaden belieben, genieße um's Himmels willen das Pastetchen, das sich dir bietet! Es ist trefflich gebacken und schmilzt dir auf der Zunge!"

„Alles das ist uns erspart," sagte Jole, „denn wenn du es nur erlaubst, so hoffe ich ihn dazu zu bringen, daß er von selbst kommt und um mich anhält."

„Und wenn er alsdann, den ich gar nicht kenne, ein Schlingel und ein Taugenichts ist?" „„Dann soll er mit Schimpf weggejagt werden! Er ist aber ein Heiliger!""

„So geh' denn und überlaß mich den Musen!" sagte der gute Alte.

Als der Abend kam, folgte die Nacht nicht so schnell der Dämmerung, als Vitalis hinter Jole her im bekannten Häuschen erschien. Aber so war er noch nie hier eingetreten. Das Herz klopfte ihm und er mußte empfinden, was es heiße, ein Wesen wieder zu sehen, das einen solchen Trumpf ausgespielt hat. Ein anderer Vitalis stieg die Treppe hinauf, als in der Frühe heruntergestiegen war, obschon er selbst am wenigsten davon verstand, da der arme Mädchenbekehrer und verrufene Mönch nicht einmal den Unterschied zwischen dem Lächeln einer Buhldirne und demjenigen einer ehrlichen Frau gekannt hatte.

Doch kam er immerhin in der guten Meinung und mit dem alten Vorsatze, dem Ungeheuerchen jetzt endlich alle unnützen Gedanken aus dem Köpfchen zu treiben; nur schwebte ihm vor, als ob er nach gelungenem Werke dann doch etwa eine Pause in seiner Märtyrthätigkeit sich erlauben möchte, zumal ihn diese sehr zu ermüden begann.

Aber es war ihm beschieden, daß in dieser verhexten Behausung stets neue Ueberraschungen seiner warteten. Als er jetzt das Gemach betrat, war es auf's Anmuthigste ausgeziert und mit allen Wohnlichkeiten versehen. Ein fein einschmeichelnder Blumenduft erfüllte den Raum und stimmte zu einer gewissen sittigen Weltlichkeit; auf einem blühweißen Ruhebett, an dessen Seide kein unordentliches Fältchen sichtbar war, saß Jole [1]) herrlich geschmückt, in süß bekümmerter Melancholie, gleich einem spintisirenden Engel. Unter dem schönfaltigen Brustkleide wogte es so rauh, wie der Sturm in einem Milchbecher, und so schön die weißen Arme erglänzten, die sie unter der Brust übereinander gelegt hatte, so sah doch all' dieser Reiz so gesetzlich und erlaubt in die Welt, daß Vitalisens gewohnte Redekunst in seinem Halse stecken blieb.

„Du bist verwundert, schönster Mönch!" begann Jole, „diesen Staat und Putz hier zu finden! Wisse, dies ist der Abschied, den ich von der Welt zu nehmen gedenke, und damit will ich zugleich die Neigung ablegen, die ich leider zu dir empfinden muß. Allein dazu sollst du mir helfen nach deinem besten Vermögen und auf die Art, wie ich mir ausgedacht habe und wie ich von dir verlange. Wenn du nämlich in diesem Gewande und als geistlicher Mann zu mir sprichst, so ist das immer das Gleiche, und das Gebaren eines Klerikers vermag mich nicht zu überzeugen, da ich der Welt angehöre. Ich kann nicht durch einen Mönch von der Liebe geheilt werden, da er sie nicht kennt und nicht weiß, von was er spricht. Ist es dir daher recht, [2]) mir Ruhe zu geben und mich dem Himmel zuzuwenden, so geh' in jenes Kämmerlein, wo weltliche

[1]) Komma CD. [2]) recht Ernst CD.

Gewänder bereit liegen. Dort vertausche deinen Mönchshabit mit jenen, schmücke dich als Weltmann, setze dich nachher zu mir, um gemeinsam mit mir ein kleines Mahl einzunehmen, und in dieser weltlichen Lage biete alsdann all' deinen Scharfsinn und Verstand auf, mich von dir ab und der Gottseligkeit zuzudrängen!"

Vitalis erwiederte hierauf nichts, sondern besann sich eine Weile; sodann beschloß er, alle Beschwerde nun mit Einem Schlage zu enden und den Weltteufel wirklich mit seinen eigenen Waffen zu Paaren zu treiben, indem er auf Joles eigensinnigen Vorschlag einginge.[1])

Er begab sich also wirklich in das anstoßende Gemach, wo ein paar Knechtlein mit prächtigen Gewändern in Linnen und Purpur seiner harrten. Kaum hatte er dieselben angezogen, so schien er um einen Kopf höher zu sein, und er schritt mit edlem Anstand zu Jolen zurück, welche mit den Augen an ihm hing und freudevoll in die Hände klatschte.

Nun geschah aber ein wahres Wunder und eine seltsame Umwandelung[2]) mit dem Mönch; denn kaum saß er in seinem weltlichen Staat neben dem anmuthvollen Weibe, so war die nächste Vergangenheit wie weggeblasen aus seinem Gehirn und er vergaß gänzlich seines Vorsatzes. Anstatt ein einziges Wort hervorzubringen, lauschte er begierig auf Joles Worte, welche seine Hand ergriffen hatte und ihm nun ihre wahre Geschichte erzählte, nämlich wer sie sei, wo sie wohne und wie es ihr sehnlichster Wunsch wäre, daß er seine eigenthümliche Lebensweise verlassen und bei ihrem Vater sich um ihre Hand bewerben möchte, auf daß er ein guter und Gott gefälliger Ehemann würde. Sie sagte noch viele wundersame Dinge in den zierlichsten Worten,[3]) über eine glückliche und tugendreiche Liebesgeschichte, schloß aber mit dem Seufzer, daß sie wohl einsehe, wie vergeblich ihre Sehnsucht sei, und daß er nun sich bemühen möge, ihr alle diese Dinge auszureden, aber nicht, bevor er sich durch Speise und Trank gehörig dazu gestärkt habe.

[1]) einging CD.
[2]) Umwandlung BCD.
[3]) Komma fehlt CD.

Nun trugen auf ihren Wink ihre Leute Trinkgefäße auf den Tisch nebst einem Körbchen mit Backwerk und Früchten. Jole mischte dem stillen Vitalis eine Schaale Wein und reichte ihm liebevoll etwas zu essen, so daß er sich wie zu Hause fühlte und ihm fast seine Kinderjahre in den Sinn kamen, wo er als Knäbchen zärtlich von seiner Mutter gespeis't worden. Er aß und trank, und als dies geschehen, da war es ihm, als ob er nun vorerst von langer Mühsal ausruhen möchte, und siehe da, mein Vitalis neigte sein Haupt zur Seite, nach Jolen hin, und schlief ohne Säumniß ein und bis die Sonne aufging.

Als er erwachte, war er allein und Niemand weder zu sehen noch zu hören. Heftig sprang er auf und erschrack[1]) über das glänzende Gewand[2]) in dem er steckte; hastig stürmte er durch das Haus von oben bis unten, seine Mönchskutte zu suchen; aber nicht die kleinste Spur war davon zu finden, bis er in einem kleinen Höfchen Kohlen und Asche sah, auf welchen ein halbverbrannter Aermel seines Priestergewandes lag, so daß er mit Recht vermuthete, dasselbe sei hier feierlich verbrannt worden.

Er steckte nun vorsichtig den Kopf bald durch diese, bald durch jene Oeffnung auf die Straße und zog sich jedesmal zurück, wenn Jemand nahte. Endlich warf er sich auf das seidene Ruhebett, so bequem und lässig, als ob er nie auf einem harten Mönchslager geruht hätte; dann raffte er sich zusammen, ordnete das Gewand und schlich aufgeregt an die Hausthüre. Dort zögerte er noch ein Weilchen; plötzlich aber riß er sie weit auf und ging mit Glanz und Würde in's Freie. Niemand erkannte ihn, Alles hielt ihn für einen großen Herrn aus der Ferne, welcher sich hier zu Alexandria einige gute Tage mache.

Er sah indessen weder rechts noch links, sonst würde er Jole auf der Zinne ihres Hauses gesehen haben. So ging er denn geraden Weges nach seinem Kloster, wo aber sämmtliche Mönche sammt ihrem Vorsteher eben beschlossen hatten, ihn aus ihrer Mitte zu verstoßen, weil das Maß seiner Sünden nun voll sei und er nur zum Aergerniß

[1]) erschrak CD. [2]) Komma CD.

und Schaden der Kirche gereiche. Als sie ihn gar in seinem weltlichen hoffärtigen Aufzuge ankommen sahen, stieß das dem Faße ihrer Langmuth vollends den Boden aus; sie besprengten und begossen ihn mit Wasser von allen Seiten und trieben ihn mit Kreuzen, Besen, Gabeln und Kochlöffeln aus dem Kloster.

Diese schnöde Behandlung wäre ihm zu anderer Zeit ein Hochgenuß und Triumph seines Märtyrthums gewesen. Jetzt lachte er zwar auch innwendig, aber in ziemlich anderm Sinne. Noch ging er einmal um die Ringmauern der Stadt herum und ließ seinen rothen Mantel im Winde fliegen; eine herrliche Luft wehte vom heiligen Lande her über das blitzende Meer, aber Vitalis wurde immer weltlicher im Gemüth [1]) und unversehens lenkte er seinen Gang wieder in die geräuschvollen Straßen der Stadt, suchte das Haus, wo Jole wohnte, und erfüllte deren Willen.

Er wurde jetzt ein eben so trefflicher und vollkommener Weltmann und Gatte, als er ein Märtyrer gewesen war; die Kirche aber, als sie den wahren Thatbestand vernahm, war untröstlich über den Abgang eines solchen Heiligen und wendete Alles an, den Flüchtigen wieder in ihren Schoß zu ziehen. Allein Jole hielt ihn fest und meinte, er sei bei ihr gut genug aufgehoben.

---

[1]) Komma CD.

Dorotheas Blumenkörbchen.

Aber sich so verlieren, ist mehr sich finden.
Franciscus Ludovicus Blosius,
Geistlicher Unterricht, Cap. 12.

Am südlichen Ufer des Pontus euxinus, unweit der Mündung des Flusses Halys, lag im Lichte des hellsten Frühlingsmorgens ein römisches Landhaus. Von den Wassern des Pontus her trug ein Nordostwind erfrischende Kühle durch die Gärten, daß es den Heiden und den heimlichen Christen so wohlig zu Muthe war, wie den zitternden Blättern an den Bäumen.

In einer Laube am Meere stand abgeschieden von der übrigen Welt ein junges Paar, ein hübscher junger Mann gegenüber dem allerzartesten Mädchen. Dieses hielt eine schöngeschnittene Schaale empor, aus durchscheinendem röthlichem [1]) Steine gemacht, um sie von dem Jünglinge bewundern zu lassen, und die Morgensonne strahlte gar herrlich durch die Schaale, deren rother Schein auf dem Gesichte des Mädchens dessen eigenes Erröthen verbarg.

Es war die Patrizierstochter Dorothea, um welche sich Fabrizius, der Statthalter der Provinz Kappadocien, heftig bewarb. Da er aber ein pedantischer Christenverfolger war und Dorotheas Eltern sich von der neuen Weltanschauung angezogen fühlten und dieselbe sich fleißig anzueignen suchten, so sträubten sie sich so gut als möglich gegen das Andrängen des mächtigen Inquisitoren. Nicht

[1]) röthlichen CD.

daß sie etwa ihre Kinder in geistliche Kämpfe hineinziehen und deren Herzen als Kaufschillinge des Glaubens verwerthen wollten; hiezu waren sie zu edel und frei gesinnt. Allein sie dachten eben, ein religiöser Menschenquäler sei jederzeit auch ein schlechter Herzensbefriediger.

Diese Erwägung brauchte Dorothea selbst zwar nicht anzustellen, da sie ein anderes Schutzmittel gegen die Bewerbung des Statthalters besaß, nämlich die Neigung zu dessen Geheimschreiber Theophilus, der eben jetzt bei ihr stand und seltsam in die röthliche Schaale blickte.

Theophilus war ein sehr wohlgebildeter und feiner Mensch von hellenischer Abkunft, der sich aus widrigen Schicksalen emporgeschwungen und bei Jedermann eines guten Ansehens genoß. Aber von der Noth seiner Jugend her war ihm ein etwas mißtrauisches und verschlossenes Wesen geblieben, und indem er sich mit dem, was er sich selbst verdankte, begnügte, glaubte er nicht leicht, daß ihm irgend Jemand aus freien Stücken besonders zugethan sei. Er sah die junge Dorothea für sein Leben gern; aber schon der Umstand, daß der vornehmste Mann in Kappadocien sich um sie bewarb, hielt ihn ab, etwas für sich zu hoffen, und um keinen Preis hätte er neben diesem Herrn eine lächerliche Figur machen mögen.

Nichts desto weniger suchte Dorothea ihre Wünsche zu einem guten Ziele zu führen und sich vor der Hand so oft als möglich seiner Gegenwart zu versichern. Und da er fortwährend ruhig und gleichgültig schien, steigerte sich ihre Leidenschaft bis zu mißlichen kleinen Listen und sie suchte ihn durch die Eifersucht in Bewegung zu bringen, indem sie sich mit dem Statthalter Fabrizius zu schaffen zu machen und freundlicher gegen denselben zu werden schien. Aber der arme Theophil verstand dergleichen Spaß gar nicht, und wenn er ihn verstanden hätte, so wäre er viel zu stolz gewesen, sich eifersüchtig zu zeigen. Dennoch wurde er allmälig hingerissen und verwirrt, so daß er sich zuweilen verrieth, aber sofort wieder zusammen nahm und verschloß, und der zarten Verliebten blieb nichts anderes übrig, als etwas gewaltsam vorzugehen und bei Gelegenheit das Netz unversehens zuzuziehen.

Er hielt sich in Staatsgeschäften in der pontischen Landschaft auf, und Dorothea, dies wissend, war ihren Eltern aus Cäsarea für die angebrochenen Frühlingstage auf das Landgut gefolgt. So hatte sie ihn an diesem Morgen auf mühevoll ausgedachte und kluge Weise in die Laube zu bringen gewußt, halb wie aus Zufall, halb wie mit freundlicher Absicht, daß beides ihn, das gute Geschick und die erzeigte Freundlichkeit, heiter und zutraulich stimmen sollten und es auch thaten.

Sie wollte ihm die Vase zeigen, die ihr ein wohlwollender Oheim zum Namensfest aus Trapezunt herübergesendet hatte. Ihr Gesicht strahlte in reiner Freude, den Geliebten so nah und einsam bei sich sehen und ihm etwas Schönes zeigen zu können, und auch ihm ward wirklich froh zu Muth; die Sonne ging endlich voll in ihm auf, so daß er nicht mehr hindern konnte, daß sein Mund gläubig lachte und seine Augen glänzten.

Aber die Alten haben vergessen, neben dem holden Eros die neidische Gottheit zu nennen, welche im entscheidenden Augenblicke, wenn das Glück dicht am nächsten steht, den Liebenden einen Schleier über die Augen wirft und ihnen das Wort im Munde verdreht.

Als sie ihm die Schaale vertrauensvoll in die Hände gab und er fragte, wer sie geschenkt habe, da verleitete sie ein freudiger Uebermuth zu der Schalkheit, daß sie antwortete: „Fabrizius!“ und sie war dabei des sicheren Gefühles, daß er den Scherz nicht mißverstehen könne. Da sie jedoch unfähig war, ihrem froh erregten Lächeln jenen Zug von Spott über den genannten Abwesenden beizumischen, welcher den Scherz deutlich gemacht hätte, so glaubte Theophilus fest, ihre holde ehrliche Freude gelte nur dem Geschenk und dessen Geber und er sei arg in eine Falle gegangen, indem er einen Kreis übertreten, der schon geschlossen und ihm fremd sei. Stumm und beschämt schlug er die Augen nieder, fing an zu zittern und ließ das glänzende Schaustück zu Boden fallen, wo es in Stücke zersprang.

Im ersten Schreck vergaß Dorothea ihren Scherz gänzlich und auch ein wenig den Theophilus und bückte

sich nur bekümmert nach den Scherben, indem sie rief; „Wie ungeschickt!“ ohne ihn anzusehen, so daß sie jene Veränderung in seinem Gesichte nicht bemerkte und keine Ahnung von seinem Mißverständnisse hatte.

Als sie sich wieder aufrichtete und sich schnell fassend zu ihm wendete, hatte sich Theophilus schon stolz zusammengerafft. Finster und gleichgültig drein schauend[1]) blickte er sie an, bat sie beinahe spöttisch um Verzeihung, einen vollen Ersatz für das verunglückte Gefäß verheißend, grüßte und verließ den Garten.

Erblassend und traurig sah sie seiner schlanken Gestalt nach, welche die weiße Toga fest an sich zog und den schwarzen Krauskopf wie in fern abschweifenden Gedanken zur Seite neigte.

Die Wellen des silbernen Meeres schlugen sanft und langsam gegen die Marmorstufen des Ufers, stille war es sonst weit umher und Dorothea mit ihren kleinen Künsten zu Ende.

Weinend schlich sie mit den zusammengelesenen Scherben der Schaale nach ihrem Gemach, um sie dort zu verbergen.

Sie sahen sich jetzt manche Monate nicht mehr; Theophilus kehrte unverweilt nach der Hauptstadt zurück[1]) und als auch Dorothea im Herbste wieder kam, vermied er sorgfältig jedes Zusammentreffen, da ihn schon die Möglichkeit, ihr zu begegnen, erschreckte und aufregte, und so war die ganze Herrlichkeit für einmal zu Ende.[2])

Es begab sich nun auf natürliche Art, daß sie Trost suchte in dem neuen Glauben ihrer Eltern,[3]) und sobald diese es vermerkten, säumten sie nicht, ihr Kind darin zu bestärken und sie ganz in ihre Glaubens- und Ausdrucksweisen einzuführen.

Inzwischen hatten jene scheinbaren Freundlichkeiten Dorotheas auf den Statthalter ebenfalls ihre unglückliche Wirkung geübt, so daß Fabrizius mit verdoppelter Heftigkeit seine Bewerbung erneuerte und sich hiezu für berechtigt hielt. Um so betroffener war auch er, als Dorothea ihn

[1]) Komma BCD.
[2]) Komma fehlt A.
[3]) dahin CD.

kaum mehr anzublicken vermochte und er ihr mehr zuwider [1]) geworden zu sein schien, als das Unglück selbst. Allein er zog sich deßhalb nicht zurück; vielmehr steigerte er seine Zudringlichkeit, indem er zugleich anfing, wegen ihres neuen Glaubens zu zanken und ihr Gewissen zu bedrängen, Schmeicheleien mit schlecht verhehlten Bedrohungen vermischend.

Dorothea jedoch bekannte sich offen und furchtlos zu ihrem Glauben und wendete sich von ihm weg, wie von einem wesenlosen Schatten, den man nicht sieht.

Theophil hörte von all diesem und wie das gute Mädchen nicht die besten Tage hätte. Am meisten überraschte ihn die Kunde, daß sie von dem Prokonsul schlechterdings nichts wissen wolle. Obgleich er in Ansehung der Religion altweltlich oder gleichgültig gesinnt war, nahm er doch kein Aergerniß an dem neuen Glauben des Mädchens und begann voll Theilnahme sich wieder mehr zu nähern, um etwa besser zu sehen oder zu hören, wie es ihr ginge. [2]) Aber wo sie stand und ging, sprach sie jetzt nichts, als in den zärtlichsten und sehnsüchtigsten Ausdrücken von einem himmlischen Bräutigam, den sie gefunden, der in unsterblicher Schönheit ihrer warte, um sie an seine leuchtende Brust zu nehmen und ihr die Rose des ewigen Lebens zu reichen u. s. w.

Diese Sprache verstand er ganz und gar nicht, [3]) sie ärgerte und kränkte ihn und erfüllte sein Herz mit einer seltsam peinlichen Eifersucht gegen den unbekannten Gott, welcher den Sinn des schwachen Weibes bethöre; denn er konnte die Ausdrucksweise der aufgeregten und verlassenen Dorothea auf keine andere, als auf alt mythologische Manier verstehen und erklären. Gegen einen Ueberirdischen aber eifersüchtig zu sein, verletzte seinen Stolz nicht mehr, sowie auch das Mitleid für ein Weib verstummte, welches sich der Vereinigung mit Göttern rühmte. Und doch war es nur die fruchtlose Liebe zu ihm, welche ihr jene Reden in den Mund gab, sowie er selbst den Stachel der Leidenschaft fortwährend im Herzen behielt.

---

[1]) widerwärtiger CD. [2]) ergehe CD.
[3]) Semikolon CD.

So zog sich der Zustand eine kleine Weile hin, als Fabrizius unversehens denselben gewaltsam anpackte. Erneuerte kaiserliche Befehle zur Christenverfolgung zum Vorwand nehmend, ließ er Dorothea mit ihren Eltern gefangen setzen, die Tochter jedoch getrennt in einen Kerker werfen und um ihren Glauben peinlich verhören. Neugierig näherte er sich selbst und hörte, wie sie laut die alten Götter schmähte, sich zu Christo als dem alleinigen Herrn der Welt bekannte, dem sie als Braut anverlobt sei. Da befiel auch den Statthalter eine grimmige Eifersucht. Er beschloß ihre Vernichtung und befahl sie zu martern, und, wenn sie beharre, zu tödten. Dann ging er weg. Sie wurde auf einen eisernen Rost gelegt, unter welchem Kohlen in der Art entfacht waren, daß die Hitze nur langsam anstieg. Aber es that dem zarten Körper doch weh. Sie schrie gedämpft einige Male, indem ihre an den Rost gefesselten Glieder sich bewegten und Thränen aus ihren Augen flossen. Unterdessen hatte Theophilus, der sich von jeder Betheiligung an solchen Verfolgungen fern zu halten pflegte, von der Sache gehört und war voll Unruhe und Schrecken herbeigeeilt; die eigene Sicherheit vergessend, drängte er sich durch das gaffende Volk, und als er nun Dorothea selber leise klagen hörte, entriß er einem Soldaten das Schwert und stand mit einem Sprunge vor ihrem Marterbette.

„Thut es weh, Dorothea?“ sagte er schmerzlich lächelnd, im Begriffe, ihre Bande zu durchschneiden. Aber sie antwortete, plötzlich wie von allem Schmerz verlassen und von größter Wonne erfüllt: „Wie sollte es weh thun, Theophilus? Das sind ja die Rosen meines vielgeliebten Bräutigams, auf denen ich liege! Siehe, heute ist meine Hochzeit!“

Gleich einem feinen lieblichen Scherze schwebte es um ihre Lippen, während ihre Augen voll Seligkeit auf ihn blickten. Ein überirdischer Glanz schien sie sammt ihrem Lager zu verklären, eine feierliche Stille verbreitete sich, Theophilus ließ das Schwert sinken, warf es weg und trat wiederum beschämt und betreten zurück, wie an jenem Morgen in dem Garten am Meere.

Da brannte die Gluth aufs Neue, Dorothea seufzte auf und verlangte nach dem Tode. Der wurde ihr denn auch gewährt, so daß sie auf den Richtplatz hinausgeführt wurde, um dort enthauptet zu werden.

Leichten Schrittes ging sie einher, gefolgt von dem gedankenlosen und lärmenden Volke. Sie sah den Theophilus am Wege stehen, der kein Auge von ihr wandte. Ihre Blicke begegneten sich, Dorothea stand einen Augenblick still und sagte anmuthig zu ihm: „O Theophilus, wenn du wüßtest, wie schön und herrlich die Rosengärten meines Herren sind, in welchen ich in wenigen[1]) Augenblicken wandeln werde, und wie gut seine süßen Aepfel schmecken, die dort wachsen, du würdest mit mir kommen!"

Da erwiederte Theophilus bitter lächelnd: „Weißt Du was, Dorothea? Sende mir einige von deinen Rosen und Aepfeln, wenn du dort bist, zur Probe!"

Da nickte sie freundlich und zog ihres Weges weiter.

Theophilus blickte ihr nach, bis die von der Abendsonne vergoldete Staubwolke, welche den Zug begleitete, in der Ferne verschwand und die Straße leer und stille war. Dann ging er mit verhülltem Haupte nach seinem Hause und bestieg wankenden Schrittes dessen Zinne, von wo aus man nach dem Argeusgebirge hinschauen konnte, auf dessen Vorhügeln einem der Richtplatz gelegen war. Er konnte gar wohl ein dunkles Menschengewimmel dort erkennen und breitete sehnsüchtig seine Arme nach jener Gegend aus. Da glaubte er im Glanze der scheidenden Sonne das fallende Beil aufblitzen zu sehen und stürzte zusammen, mit dem Gesichte auf den Boden hingestreckt. Und in der That war Dorothea's Haupt um diese Zeit gefallen.

Aber nicht lange war er reglos so gelegen, als ein heller Glanz die Dämmerung erleuchtete und blendend unter Theophils Hände drang, auf denen sein Gesicht lag, und in seine verschlossenen Augen sich ergoß, wie ein flüssiges Gold. Gleichzeitig erfüllte ein feiner Wohlgeruch die Luft. Wie von einem ungekannten neuen Leben erfüllt, richtete der junge Mann sich auf; ein wunderschöner Knabe

[1]) nach wenig CD.

ſtand vor ihm, mit goldenen Ringelhaaren, in ein ſternenbeſäetes [1]) Gewand gekleidet und mit leuchtenden nackten Füßen, der in den ebenſo leuchtenden Händen ein Körbchen trug. Das Körbchen war gefüllt mit den ſchönſten Roſen, dergleichen man nie geſehen, und in dieſen Roſen lagen drei paradieſiſche Aepfel.

Mit einem unendlich treuherzigen und offenen Kinderlächeln und doch nicht ohne eine gewiſſe anmuthige Liſt ſagte das Kind: „Dies ſchickt dir Dorothea!“ gab ihm das Körbchen in die Hände, indem es noch fragte: „Hältſt du's auch?“ und verſchwand.

Theophilus hielt das Körbchen wirklich in Händen, das nicht verſchwunden war; [2]) die drei Aepfel waren [3]) leicht angebiſſen von zwei zierlichen Zähnen, wie es unter den Liebenden des Alterthums gebräuchlich war. Er aß dieſelben langſam auf, den entflammten Sternenhimmel über ſich. Eine gewaltige Sehnſucht durchſtrömte ihn mit ſüßem Feuer und, das Körbchen an die Bruſt drückend, es mit dem Mantel verhüllend, eilte er vom Hausdache herunter, durch die Straßen und in den Palaſt des Statthalters, der beim Mahle ſaß und einen wilden Aerger, der ihn erfüllte, mit unvermiſchtem Cholcher Wein zu betäuben ſuchte.

Mit glänzenden Augen trat Theophilus vor ihn, ohne ſein Körbchen zu enthüllen, und rief vor dem ganzen Hauſe: „Ich bekenne mich zu Dorothea's Glauben, die ihr ſo eben getödtet habt, es iſt der allein wahre!“

„So fahre der Hexe nach!“ antwortete der Statthalter, der von jähem Zorne und von einem glühenden Neide gepeinigt aufſprang und den Geheimſchreiber noch in derſelben Stunde enthaupten ließ.

So war Theophilus noch am gleichen Tage für immer mit Dorotheen vereinigt. Mit dem ruhigen Blicke der Seligen empfieng ſie ihn; wie zwei Tauben, die, vom Sturme getrennt, ſich wieder gefunden und erſt in weitem Kreiſe die Heimath umziehen, ſo ſchwebten die Vereinigten

---

[1]) ſternbeſäetes CD.
[2]) das nicht verſchwunden war, wirklich in Händen BCD.
[3]) fand er BCD.

Hand in Hand, eilig, eilig und ohne Raſten an den äußerſten Ringen des Himmels dahin, befreit von jeder Schwere und doch ſie ſelber. Dann trennten ſie ſich ſpielend und verloren ſich in weiter Unendlichkeit, während Jedes wußte, wo das andere weile und was es denke, und zugleich mit ihm alle Creatur und alles Daſein mit ſüßer Liebe umfaßte. Dann ſuchten ſie ſich wieder mit wachſendem Verlangen, das keinen Schmerz und keine Ungeduld kannte; ſie fanden ſich und wallten wieder vereinigt dahin oder ruhten im Anſchauen ihrer ſelbſt und ſchauten die Nähe und Ferne der unendlichen Welt. Aber einſt geriethen ſie in holdeſtem Vergeſſen zu nahe an das kryſtallene Haus der heiligen Dreifaltigkeit und gingen hinein; dort verging ihnen das Bewußtſein, indem ſie, gleich Zwillingen unter dem Herzen ihrer Mutter, entſchliefen und wahrſcheinlich noch ſchlafen, wenn ſie inzwiſchen nicht wieder haben hinauskommen können.

Das Tanzlegendchen.

> Du Jungfrau Israel, du sollst noch fröhlich pauken, und herausgehen an den Tanz. — Alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen sein, dazu die junge Mannschaft, und die Alten miteinander.
>
> Jeremia 31. 4. 13.

Nach der Aufzeichnung des heiligen Gregorius war Musa die Tänzerin unter den Heiligen. Guter Leute Kind, war sie ein anmuthvolles Jungfräulein, welches der Mutter Gottes fleißig diente und[1]) nur von einer Leidenschaft bewegt war,[2]) nämlich von einer unbezwinglichen Tanzlust, dermaßen, daß wenn das Kind nicht betete, es unfehlbar tanzte. Und zwar auf jegliche Weise. Musa tanzte mit ihren Gespielinnen, mit Kindern, mit den Jünglingen und auch allein; sie tanzte in ihrem Kämmerchen, im Saale, in den Gärten und auf den Wiesen, und selbst wenn sie zum Altare ging, so war es mehr ein liebliches Tanzen als ein Gehen, und auf den glatten Marmorplatten vor der Kirchenthüre versäumte sie nie, schnell ein Tänzchen zu probiren.

Ja, eines Tages, als sie sich allein in der Kirche befand, konnte sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und gewissermaßen der Jungfrau Maria ein zierliches[3]) Gebet vorzutanzen. Sie vergaß sich dabei so sehr, daß sie blos zu träumen wähnte, als

[1]) und fehlt CD. [2]) war fehlt CD.
[3]) niedliches CD.

sie sah, wie ein ältlicher aber schöner Herr ihr entgegen tanzte und ihre Figuren so gewandt ergänzte, daß beide zusammen den kunstgerechtesten Tanz begingen. Der Herr trug ein purpurnes Königskleid, eine goldene Krone auf dem Kopf und einen glänzend schwarzen gelockten Bart, welcher vom Silberreif der Jahre wie von einem fernen Sternenschein überhaucht war. Dazu ertönte eine Musik vom Chore her, weil ein halbes Dutzend kleiner Engel auf der Brüstung desselben stand oder saß, die dicken runden Beinchen darüber hinunterhängen ließ und die verschiedenen Instrumente handhabte oder blies. Dabei waren die Knirpse ganz gemüthlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebensoviel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierrath auf dem Chorgeländer fanden; nur der Kleinste, ein pausbäckiger Pfeifenbläser, machte eine Ausnahme, indem er die Beine übereinander schlug und das Notenblatt mit den rosigen Zehen zu halten wußte. Auch war der am eifrigsten: die Uebrigen baumelten mit den Füßen, dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben derselben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spieles.

Ueber alles dies sich zu wundern, fand Musa nicht Zeit, bis der Tanz beendigt war, der ziemlich lang dauerte; denn der lustige Herr schien sich dabei so wohl zu gefallen, als die Jungfrau, welche im Himmel herumzuspringen meinte. Allein als die Musik aufhörte und Musa hochaufathmend dastand, fing sie erst an, sich ordentlich zu fürchten,[1]) und sah erstaunt auf den Alten, der weder leuchte noch warm hatte und nun zu reden begann. Er gab sich als David, den königlichen Ahnherrn der Jungfrau Maria[2]) zu erkennen und als deren Abgesandten. Und er fragte sie, ob sie wohl Lust hätte, die ewige Seligkeit in einem unaufhörlichen Freudentanze zu verbringen, einem Tanze, gegen welchen der so eben beendigte ein trübseliges Schleichen zu nennen sei?

Worauf sie sogleich erwiederte, sie wüßte sich nichts Besseres zu wünschen! Worauf der selige König David

[1]) Komma fehlt ABCD. [2]) Komma CD.

wiederum sagte: Wohlan, so [1]) habe sie nichts anderes zu thun, als während ihrer irdischen Lebenstage aller Lust und allem Tanze zu entsagen und sich lediglich der Buße und den geistlichen Uebungen zu weihen, und zwar ohne Wanken und ohne allen Rückfall.

Diese Bedingung machte das Jungfräulein stutzig und sie sagte: Also gänzlich müßte sie auf das Tanzen verzichten? Und sie zweifelte, ob denn auch im Himmel wirklich getanzt würde? Denn Alles habe seine Zeit; dieser Erdboden schiene ihr gut und zweckdienlich, um darauf zu tanzen, folglich würde der Himmel wohl andere Eigenschaften haben, ansonst ja der Tod ein überflüssiges Ding wäre.

Allein David setzte ihr auseinander, wie sehr sie in dieser Beziehung im Irrthum sei, und bewies ihr durch viele Bibelstellen sowie durch sein eigenes Beispiel, daß das Tanzen allerdings eine geheiligte Beschäftigung für Selige sei. Jetzt aber erfordere es einen raschen Entschluß, ja oder nein, ob sie durch zeitliche Entsagung zur ewigen Freude eingehen wolle oder nicht; wolle sie nicht, so gehe er weiter; denn man habe im Himmel noch einige Tänzerinnen von Nöthen.

Musa stand noch immer zweifelhaft und unschlüssig und spielte ängstlich mit den Fingerspitzen am Munde; es schien ihr zu hart, von Stund an nicht mehr zu tanzen um eines unbekannten Lohnes willen.

Da winkte David [2]) und plötzlich spielte die Musik einige Takte einer so unerhört glückseligen, überirdischen Tanzweise, daß dem Mädchen die Seele im Leibe hüpfte und alle Glieder zuckten; aber sie vermochte nicht eines zum Tanze zu regen, [3]) und sie merkte, daß ihr Leib viel zu schwer und starr sei für diese Weise. Da schlug sie voll Sehnsucht [4]) ihre Hand in diejenige des Königs und gelobte das, was er begehrte.

Da [5]) war er nicht mehr zu sehen und die musizirenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in muthwilliger

[1]) So BCD.
[2]) Komma CD.
[3]) Komma fehlt B.
[4]) Voll Sehnsucht schlug sie CD.
[5]) Auf einmal CD.

Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte.

Da ging Musa[1]) andächtigen Schrittes nach Hause, jene himmlische Melodie im Ohr tragend, und ließ sich ein grobes Gewand anfertigen, legte alle Zierkleidung ab und zog jenes an. Zugleich baute sie sich im Hintergrunde des Gartens ihrer Eltern, wo ein dichter Schatten von Bäumen lagerte, eine Zelle, machte ein Bettchen von Moos darin und lebte dort von nun an abgeschieden von ihren Hausgenossen als eine Büßerin und Heilige. Alle Zeit brachte sie im Gebete zu und öfter schlug sie sich mit einer Geißel; aber ihre härteste Bußübung bestand darin, die Beine[2]) still und steif zu halten; sobald nur ein Ton erklang, das Zwitschern eines Vogels oder das Rauschen der Blätter in der Luft, so zuckten ihre Füße und meinten, sie müßten tanzen.

Als dies unwillkürliche Zucken sich nicht verlieren wollte, welches sie zuweilen, ehe sie sich dessen versah, zu einem kleinen Sprung verleitete, ließ sie sich die feinen Füßchen mit einer leichten Kette zusammenschmieden. Ihre Verwandten und Freunde wunderten sich über die Umwandlung Tag und Nacht, freuten sich über den Besitz einer solchen Heiligen und hüteten die Einsiedelei unter den Bäumen wie einen Augapfel. Viele kamen, Rath und Fürbitte zu holen. Vorzüglich brachte man junge Mädchen zu ihr, welche etwas träg und[3]) unbeholfen auf den Füßen waren, da man bemerkt hatte, daß alle, welche sie berührt, alsobald leichten und anmuthvollen Ganges wurden.

So brachte sie drei Jahre in ihrer Klause zu; aber gegen das Ende des dritten Jahres war Musa fast so dünn und durchsichtig wie ein Sommerwölklein geworden. Sie lag beständig auf ihrem Bettchen von Moos und schaute voll Sehnsucht in den Himmel, und sie glaubte schon die goldenen Sohlen der Seligen durch das Blau hindurch tanzen und schleifen zu sehen.

---

[1]) Aber Musa ging CD. [2]) Glieder BCD.
[3]) träg und fehlt BCD.

An einem rauhen Herbsttage endlich hieß es, die Heilige liege im Sterben. Sie hatte sich das dunkle Bußkleid ausziehen und mit blendend weißen Hochzeitsgewändern bekleiden lassen. So lag sie mit gefalteten Händen und erwartete lächelnd die Todesstunde. Der ganze Garten war mit andächtigen Menschen angefüllt, die Lüfte rauschten und die Blätter der Bäume sanken von allen Seiten hernieder. Aber unversehens wandelte sich das Wehen des Windes in Musik, in allen Baumkronen schien dieselbe zu spielen, und als die Leute emporsahen, siehe, da waren alle Zweige mit jungem Grün bekleidet, die Myrthen und Granaten blühten und dufteten, der Boden bedeckte sich mit Blumen und ein rosenfarbiger Schein lagerte sich auf die weiße zarte Gestalt der Sterbenden.

In diesem Augenblicke gab sie ihren Geist auf, die Kette an ihren Füßen sprang mit einem hellen Klange entzwei, der Himmel that sich auf weit in der Runde, voll unendlichen Glanzes, und Jedermann konnte hinein sehen. Da sah man viel tausend schöne Jungfern und junge Herren im höchsten Schein, tanzend im unabsehbaren Reigen. Ein herrlicher König fuhr auf einer Wolke, auf deren Rand eine kleine Extramusik von sechs Engelchen stand, ein wenig gegen die Erde und empfing die Gestalt der seligen Musa vor den Augen aller Anwesenden, die den Garten füllten. Man sah noch, wie sie in den offenen Himmel sprang [1]) und augenblicklich tanzend sich in den tönenden und leuchtenden Reihen verlor.

Im Himmel war eben hoher Festtag; an Festtagen aber war es, was zwar vom heiligen Gregor von Nyssa bestritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrecht gehalten wird, Sitte, die neun Musen, die sonst in der Hölle saßen, einzuladen und in den Himmel zu lassen, daß sie da Aushülfe leisteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den andern Ort gehen.

Als nun die Tänze und Gesänge und alle Ceremonien zu Ende und die himmlischen Heerscharen sich zu Tische setzten, da wurde Musa an den Tisch gebracht, an welchem

[1]) Komma CD.

die neun Musen bedient wurden. Sie saßen fast verschüchtert zusammengedrängt und blickten mit den feurigen schwarzen oder tiefblauen Augen um sich. Die emsige Martha aus dem Evangelium sorgte in eigener Person für sie, hatte ihre schönste Küchenschürze umgebunden und einen zierlichen kleinen Rußfleck an dem weißen Kinn und nöthigte den Musen alles Gute freundlich auf. Aber erst, als Musa und auch die heilige Cäcilia und noch andere kunsterfahrene Frauen herbei kamen und die scheuen Pierinnen heiter begrüßten und sich zu ihnen gesellten, da thauten sie auf, wurden zutraulich und es entfaltete sich ein anmuthig fröhliches Dasein in dem Frauenkreise. Musa saß neben Terpsichore und Cäcilia zwischen Polyhymnien und Euterpen[1]) und Alle hielten sich bei den Händen. Nun kamen auch die kleinen Musikbübchen und schmeichelten den schönen Frauen, um von den glänzenden Früchten zu bekommen, die auf dem ambrosischen Tische strahlten. König David selbst kam und brachte einen goldenen Becher, aus dem Alle tranken, daß holde Freude sie erwärmte; er ging wohlgefällig um den Tisch herum, nicht ohne der lieblichen Erato einen Augenblick das Kinn zu streicheln im Vorbeigehen. Als es dergestalt hoch herging an dem Musentisch, erschien sogar unsere liebe Frau in all' ihrer Schönheit und Güte, setzte sich auf ein Stündchen zu den Musen und küßte die hehre Urania unter ihrem Sternenkranze zärtlich auf den Mund, als sie ihr beim Abschiede zuflüsterte, sie werde nicht ruhen, bis die Musen für immer im Paradiese bleiben könnten.

Es ist freilich nicht so gekommen. Um sich für die erwiesene Güte und Freundlichkeit dankbar zu erweisen und ihren guten Willen zu zeigen, rathschlagten die Musen untereinander und übten in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgesang ein, dem sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben suchten. Sie theilten sich in zwei Hälften von je vier Stimmen, über welche Urania eine Art Oberstimme führte, und brachten so eine merkwürdige Vokalmusik zuwege.

[1]) Komma CD.

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde und die Musen wieder ihren Dienst thaten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftlich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Ein unendliches Seufzen rauschte durch den Himmel; bestürzt eilten alle Aeltesten und Propheten herbei, indessen die Musen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Aeltesten und Propheten, Alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen, außer Fassung gerieth. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen.

Da kehrten Ruhe und Gleichmuth in den Himmel zurück; aber die armen neun Schwestern mußten ihn verlassen und durften ihn seither nicht wieder betreten.

Anhang:

Rezensionen.

1.

[Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 10. April 1872, Nr. 101.]

Sieben Legenden von Gottfried Keller.[1]

B. A. Legenden vom Dichter des „grünen Heinrich" und der „Leute von Seldwyla", der sich zum Leidwesen seiner Freunde und aller Freunde edler Dichtkunst seit Jahren so beharrlich ausgeschwiegen hat! Ist es denn möglich daß Gottfried Keller von Zürich unter die Frommen gegangen?

Hören wir sein Vorwort!

[oben S. 35 Zeile 2—16.]

Abgebrochen schwebende Gebilde! Das ist ein deckender Ausdruck und läßt sofort an die Kraft und die eigene Weise erinnern die das Volkslied geschaffen hat. Es ist in den Legenden etwas das an die Grundstimmung des Volksliedes anklingt. Traumhaftes Phantasieleben, märchenfreies Mitempfinden und Verflechten der Naturumgebung, rascher Uebergang in andere Tonart und schließlich Verhallen und getragenes Ausklingen.

Die Legende zieht die heiligen Gestalten in das bewegte Leben der Einzelnen herein; sie sind ihr nicht erstarrte Gebilde, sie läßt sie neu sich umthun und wandeln.

[1] Stuttgart, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1872.

Was aus der Volksdichtung entstanden, nach Wort und Melodie, kann die Kunstdichtung leicht und frei ausgestalten und symphonisch binden.

Die naiven Volksdichtungen ergehen sich nicht in psychologischen Begründungen; sie setzen die Thatsachen, sie fassen harmlos das Wunder auch im psychologischen Betracht. Die elementaren Kräfte sind noch flüssig, nicht in das starre Gesetz gebunden. Fügt sich nun noch das neue Element des Wunderglaubens ein, das die Fragen Wie und Warum nicht zu kennen braucht, so ist das ungebundene, schrankenlose Spiel der Phantasie gegeben. Das helle Kinderauge erfaßt das Nächste, Concrete, treu und rein. Das Wirkliche ist nicht minder wunderbar als das Erträumte, und es gibt keine Gränze für das freie Schwingen und Schweben der Phantasie.

In einem Briefe den Schiller an seinen Freund Körner schreibt, und worin er ihm den Plan zu einem Epos „Die Friedericiade" darlegt, erklärt der Dichter daß er sich hierzu einen eigenen mythologischen Apparat schaffen wolle. Und in der That, nur durch concrete Gestaltung der unsichtbar wirkenden Mächte läßt sich der doppelte Boden des Lebens voll veranschaulichen, denn sonst muß man psychologisch motiviren, immer naturgesetzlich Ursache und Wirkung aufzeigen, und die Ueberraschungen und Genialitäten, die das unmittelbare Leben darbietet, erscheinen dichterisch, unglaubhaft. Wie oft hört man daher bei auffälligen thatsächlichen Ereignissen ausrufen: das würde man in einer Dichtung nicht glauben! Allerdings, denn die Dichtung kann sich nicht damit begnügen und erfüllt ihre Aufgabe nicht indem sie etwas als wirklich darstellt, sie muß es vielmehr nothwendig machen. Wie ganz anders fügt sich das aber wenn der Dichtung Repräsentationen der geheimnißvoll wirkenden Mächte zu Gebot stehen.

Es wäre indeß fraglich — und wer weiß ob nicht aus dieser Erkenntniß Schiller von dem Vorhaben abstand — daß es einem einzelnen, noch so hoch ragenden Dichtergeiste gegeben wäre aus sich allein eine Mythologie zu erzeugen, die dem Leser glaubhaft, ja auch nur als Repräsentation

wirklich erschiene. Die Mythenbildung ist eine Facultät die nur dem Volksgeist als solchem anheimgegeben ist. Da arbeitet eine Seele die andere Mächte hat als jeder noch so hoch stehende Einzelgeist.

Es ist daher ein durchaus gemäßes Unternehmen aus dem Schrullenhaften und Verschnörkelten, das die Legende erfunden hat, die darin waltende dichterische Triebkraft zu neuer und freier Entfaltung kommen zu lassen. Gerade eine Zeit die sich kaum mehr polemisch verhält zu den Verunstaltungen welche eine Klosterphantasie auf das Volksgemüth ausübte — gerade eine solche Zeit kann die inwohnende dichterische Kraft unbefangen erkennen, und hier Bildungen aufnehmen die aus dem Kirchenglauben in das Himmelreich der Kunst zu erlösen sind.

Und so hat es gar nichts verwunderliches daß Gottfried Keller eine heilige Zahl von Legenden dichterisch erneuerte.

Wer je eine Dichtung in die Oeffentlichkeit hinausgab, der weiß wie schmerzlich man es empfindet wenn der bequemliche Leser, um sich von der Spannung zu befreien, zuerst nach den Schlußblättern sieht, wie die Geschichte ausgeht.

Dennoch möchte ich hier die Schlußlegende voraufstellen. Sie heißt: „Das Tanzlegendchen," und in zartesten Farben ist hier die Geschichte der heiligen Tänzerin „Musa" dargestellt. Wie da die kleine Musa immer tanzt und auch in der Kirche tanzt, und „David, der königliche Ahnherr der Jungfrau Maria," kommt und mit ihr tanzt, wie die Engel auf dem Empor musicieren und dann in „muthwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Stein-Engeln um die Backen schlagen daß es klatscht", wie Musa gelobt auf Erden nicht mehr zu tanzen und „sich die feinen Füßchen mit einer leichten Kette zusammenschmiedet", um einst ewig im Himmel zu tanzen, das muß man in dem treuherzigen und doch schalkhaften Vortrage Gottfried Kellers nachlesen. Und wundersam schön ist wie die neun Musen zu hohem Feste geladen werden, und „die emsige Martha sorgt in eigener Person für sie, hat ihre schönste Küchenschürze umgebunden und

einen zierlichen kleinen Nußfleck an dem weißen Kinn, und nöthigt den Musen alles Gute freundlich auf", wie dann „König David wohlgefällig um den Tisch herumgeht, nicht ohne der lieblichen Erato einen Augenblick das Kinn zu streicheln im Vorbeigehen", das ist alles so frisch und heiter spielend gegeben, daß der Leser eines wohligen Behagens inne werden muß. Und wie dann die neun Musen, trotzdem daß „unsere liebe Frau ihnen zuflüsterte: sie werde nicht ruhen bis die Musen immer im Paradiese bleiben könnten", doch durch ihren Gesang den ganzen Himmel in Verwirrung bringen, so daß sie wieder in der Hölle sitzen mußten, das macht sich von selbst symbolisch und ist eine Verknüpfung antiker und christlicher Mythologie von besonderer Schönheit.

Gottfried Keller gibt nicht an wo der Grundtext zu dieser Legende sei, und bezeichnet überhaupt nie einen solchen. Und er hat daran ganz wohlgethan. Er ist so fern von der Romantik die sich an derartigem berauschte, als er auch fern ist von einem nüchternen Rationalismus. Er ist eben ein Dichter und hat diese Aufgaben dichterisch erfaßt. Einzelnes, wie z. B. „die Jungfrau und die Nonne", hat auch schon Boccaccio aufgenommen. Viele Jahre lang für die Entflohene ihre Gestalt und ihr Amt als Küsterin anzunehmen, das liegt noch im Bereiche des Cultus. Kühner ist bereits die Wandlung in die Gestalt der Frau die von ihrem Manne dem Teufel verschrieben war, und das Ringen mit dem Teufel. An die Wandlung der Minerva, welche die Gestalt des Diomedes annimmt, erinnert die Legende: „Die Jungfrau als Ritter". Solche Wagnisse konnte der Glaube unternehmen, und die freie Dichtkunst schaltet nun mit gegebenen Motiven.

Das Leben in Alexandria, wo das Christenthum noch mit der heidnischen Welt und dem antiken Empfindungseben zu kämpfen hatte, und doch noch eine gewisse erste Naivetät herrschte, wird mehrfach vorgeführt. Es finden sich auch cölibatäre Phantasien, die das Büchlein nicht gerade für Mädchen-Pensionate empfehlen. Aber neben der feinen und zarten sachlichen Fassung läßt auch Gott-

fried Keller den Humor walten, und der Humor hat das Recht auch ein überzwerches Licht hereinfallen zu lassen.

Im ganzen genommen wird dieses anmuthvolle Büchlein dem Leser an einem Sommernachmittag unter einem Baume traumhaft vergnügliche Stunden bieten.

2.

[Die Presse, 16. Mai 1872, Nr. 134: „Ein neues Buch von Gottfried Keller“: Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 397—407.]

Moderne Legenden.

Sieben Legenden. Von Gottfried Keller. Stuttgart, Göschen. 1872.

Gottfried Keller hat lange geschwiegen. Seine „Leute von Seldwyla“ sind 1856, sein „Grüner Heinrich“ schon 1854 erschienen. Seinem Ruhm und seiner Kunst hat die lange Pause nicht geschadet. Der Vollgehalt echter Poesie, wie in „Romeo und Julie auf dem Dorfe“, kann keinen brillanten plötzlichen Erfolg haben, aber immer größer und größer wird der Kreis seiner Verehrer. Manche andere Geschichte der „Leute von Seldwyla“ in ihrem eigenartigen carikirenden Humor wird nur langsam Freunde finden, etwa wie die Poesie der Lalenburger, des Finkenritters, des Schelmuffsky oder mancher anderen altdeutschen humoristischen Geschichte, dem an gepfefferte Kost gewöhnten Geschlechte der Gegenwart nicht mehr recht munden mag.

Auch der „Grüne Heinrich“ machte in der Stille seinen Weg. Auch dies kein Buch für die Menge; mehr eine ernste Charakterstudie als ein leicht lesbarer Unterhaltungsroman; ein Buch voll Versenkung in die geheimsten Falten eines träumerischen Gemüthes. Man liest und liest und liest sich hinein und wird gefangen von der seltsamen Welt und ist voll Bedenken und selbst Widerstreben und liest doch weiter und kann nicht aufhören, etwa wie man

vor einem vielfächerigen alten Schubkasten voll vergilbter Papiere und halbvermoderter Briefe und Stammbücher und intimer Aufzeichnungen gewöhnlicher und ungewöhnlicher Menschen sitzt und wühlt und wühlt und eine ganze versunkene Gemüthswelt nach und nach vor sich aufsteigen läßt.

Ganz eigenartig und merkwürdig und wieder nicht auf große durchschlagende Wirkungen berechnet sind auch Gottfried Kellers gewiß nur wenigen bekannte Gedichte. Mir selbst sind nur die „neuen Gedichte" (Braunschweig 1854) einmal in die Hände gefallen.

Die Natur krystallisirt sich zu neuen Mythologien darin, in der reichen duftigen Welt siedelt sich die Liebe an in tausendfältiger Gestalt, holde Mädchengestalten sehen wir ziehen, aus den edlen Reben steigen lebendige Geister auf und der Humor fährt bald lächelnd, bald grinsend dazwischen. Der Taugenichts kommt zu seinem Recht, nicht der ideale Eichendorffs, sondern der leibhaftige zerlumpte Betteljung. Aus dunklen Waldseen tauchen weiße Feenleiber empor und über dem grünen bunten Thal stehen wie alte graue Berge die ernsten waltenden Gedanken, die das Höchste und Tiefste im Menschen bewegen, entschlossene radicale Anschauungen über Politik und Religion, das Denken und Fühlen eines ganzen modernen lebenswarmen Menschen und eines ganzen Poeten. Zu den trüben unerklärlichen Wallungen des Herzens findet er die Naturstimmung, zur Naturstimmung die lebendige Gestalt. Ueberall dichtet er mehr für die Phantasie als für die Empfindung. Selten ein Ton, der uns ganz durchschauert, wie junger Wein glühend durch die Adern rollt. Eine betrachtende Stimmung bleibt herrschend. Keine Phrase, keine triviale rhetorische Floskel. Feste Bilder, bestimmte Situation; originell gedacht, originell ausgeführt; Alles fest und anschaulich, klar umrissen, nicht traumhaft im Nebel schwankend, und doch bei aller Gegenständlichkeit und Linienbestimmtheit voll Gesang und Melodie. Meister Brahms, der seine Texte so trefflich zu wählen weiß und manchem scheinbar gedankenschweren Liede schon das Musikalische abgelauscht und manches ver-

gessene gerettet hat, könnte, dünkt mich, in Kellers Gedichten mehr als Eine Perle finden, würdig in das Gold seiner Melodien gefaßt zu werden.

Es ist immer derselbe Gottfried Keller und doch in neuer höchst unerwarteter Gestalt, der uns nun die „sieben Legenden" darbietet.

„Legenden? — wird man vielleicht verwundert oder gar entrüstet fragen — Legenden von einem modernen Dichter? Von einem Freigeist und Republikaner? Was wollen die? Spotten, lästern, blasphemiren, das Heilige verhöhnen?"

Ich will nicht behaupten, daß es ganz ohne Spott dabei ablaufe. Ein so durch und durch humoristischer Mensch wie Keller thut es nicht ohne einige Schelmerei. Ja es ist möglich, daß diese für ihn den Hauptreiz dabei ausgemacht hat. Aber es bleibt immer ein gutmüthiger Scherz mit dem Heiligen, wie er sich in naiven Zeiten, im Mittelalter, bei Hans Sachs unzählige Male findet, und wie am meisten ein recht moderner Mensch ihn mit Behagen nachfühlen kann, der frei betrachtend über diesen Dingen schwebt, gerade wie er etwa die griechischen Götter mit einiger Ironie behandeln und doch an ihrem idealen Wesen, wie eine erhabene Kunst es ausgeprägt hat, sich erbauen mag. Und soll dem echten Humor, nicht dem leichtfertigen Spaß, sein Gebiet beschränkt werden und ängstlicher beschränkt als es in den gläubigsten Zeiten war?

Keller selbst bekennt, er habe den alten Geschichten zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hin gewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauten.

Was das sagen will, kann man an der „Eugenia" (die erste Nummer von den sieben und die Krone der Sammlung) und am „schlimm-heiligen Vitalis" studiren. Die frommen Heiligen der Legende schließen hier als Unheilige. Die exaltirten Gemüther, welche gegen die Natur ankämpfen, unterliegen ihren natürlichen Empfindungen. Das Menschliche ist stärker in ihnen als das Uebersinnliche, das seiner irdischen Schranken zu spotten sucht.

Dieser Grundgedanke ist nichts Neues. Andacht und Schwärmerei durch ihre Uebertreibung ad absurdum zu führen und etwa den Gott Amor als glücklichen Sieger über verstiegene Hirngespinnste religiöser Phantasie darzustellen, haben sich schon viele Poeten zum besonderen Vergnügen gerechnet. Aber gar nicht erst im Zeitalter der Aufklärung. Auch hierin hat das Mittelalter vorgearbeitet, es gibt Erzählungen schon aus dem elften Jahrhundert, worin z. B. junge Leute, die sich durch Fasten zu Heiligen ausbilden wollen, ganz kläglich den irdischen Qualen des Hungers unterliegen und demüthig ihre Schwäche bekennen. Und die italienische Novellistik des vierzehnten Jahrhunderts bearbeitete mit Vorliebe solche Stoffe. Der moderne Dichter nun freilich erlaubt sich, die Heiligen selbst dazu zu benutzen und ihr fleckenloses Ansehen in den Staub des Irdischen herabzuziehen. Und bei aller Ehrbarkeit, denn Keller ist sehr weit von Wielands lüsterner Manier entfernt, schlimm bleibt es für die arme Eugenie und den tapferen Vitalis doch immer, daß ihnen, nachdem sie so lange im Rufe der strengsten Enthaltsamkeit gestanden, nun plötzlich nachgesagt wird, sie seien schließlich doch wie andere gewöhnliche Menschen in den Hafen der Ehe eingelaufen und hätten sich da erst recht glücklich gefühlt. Aber der Dichter wird uns ja Auskunft ertheilen können, ob ihm vielleicht ein zürnender Schatten nächtlich im Traum erschienen und ihn über seine Unthaten zur Rede gestellt hat. Oder wer weiß, ob nicht diese alten gebildeten Himmelsbewohner aus Alexandria mit der Zeit fortgeschritten sind, wenn sie auch unserer irdischen Vollkommenheit ein wenig nachhinken, wie es bei der großen Entfernung vom Herde der Civilisation nicht anders sein kann — und ob sie jetzt nicht gerade dabei sind, die neuesten Schriften von Voltaire zu verschlingen und danach ihre eigenen früheren Ansichten ein wenig zu modificiren.

Aber sehen wir ab von diesen boshaften Erfindungen, in denen der moderne Dichter das wohlerworbene Renommée seiner Helden so wenig rücksichtsvoll ins Gegentheil verkehrte. Er hat andere Geschichten erzählt, in denen er das Wesen der Legenden unangetastet ließ, ihnen

aber durch merkwürdige Zuthaten einen ganz neuen, eigenthümlichen Reiz verlieh.

Da ist eine Erzählung, die man in Kosegartens „Legenden" als den „Garten des Liebsten" findet. Darin geht die heilige Dorothea den Gang zum Martyrium, den jammernden Freunden gegenüber preist sie sich glücklich und frohlockt, und während ein eisiger Schlossenregen aus den Wolken niederbraust, drückt sie ihre Freude aus, nun bald zu spazieren mit dem Liebsten in des Liebsten Garten.

Schöne Rosen wird mein Freund mir pflücken,
Süße Aepfel mir vom Baume brechen,
Ruhen werd ich in des Liebsten Armen
Am krystallnen Bach im weichen Grase.

Und Theophilus, des Landvogts Schreiber, spottet ihrer: „Ei, so schicke mir von diesen schönen Rosen, diesen süßen Aepfeln, die da wachsen in des Liebsten Garten." — „Was du bittest, soll geschehen," sagt sie lächelnd und geht ruhig weiter. Auf dem Richtplatz aber steht plötzlich ein wunderschöner Knabe vor ihr mit einem aus Silberdraht geflochtenen Körbchen, worin drei rothe Rosen und drei Aepfel: diese schicke der Liebste aus seinem Garten. Da ordnet Dorothea den feinen Knaben gleich an Theophilus ab, er möge sagen: zum Angedenken an Dorothea. Hierauf winkt sie dem Henker und ihr Haupt entsinkt dem Nacken. Theophilus aber, gedankenvoll am Fenster stehend, empfängt die Botschaft und schlägt sich reuig an die Brust und spricht tiefseufzend: „Weh mir! Ich habe Gott gelästert und Christi keusche Braut verhöhnt!" Von Stund an wurde er bekehrt, glaubte an Christus, predigte gewaltig und erhielt auch seinerseits die Martyrkrone.

Ich schweige davon, wie drastisch und charakteristisch Keller die einzelnen beibehaltenen Züge herausgearbeitet hat und wie dabei immer ein leises Lächeln um die Lippen des Erzählers schwebt. Bei ihm sind Theophilus und Dorothea ein Liebespaar, das durch einen unglücklichen Scherz des Mädchens getrennt wird. In der Dämmerung erhält Theophilus das Körbchen, die drei Aepfel sind leicht angebissen von zwei zierlichen Zähnen. Während sich der

Sternenhimmel über ihm entflammt, ißt er sie langsam auf, eine gewaltige Sehnsucht durchströmt ihn mit süßem Feuer, er eilt zum Statthalter und bekennt sich zu Dorotheas Glauben. „So fahre der Hexe nach!“ ruft der Statthalter und läßt ihn noch in derselben Stunde enthaupten.

So wurde Theophilus für immer mit Dorotheen vereinigt. Mit dem ruhigen Blicke der Seligen empfing sie ihn. „Wie zwei Tauben, die, vom Sturme getrennt, sich wiedergefunden und erst in weitem Kreise die Heimat umziehen, so schwebten die Vereinigten Hand in Hand, eilig, eilig und ohne Rasten an den äußersten Ringen des Himmels dahin, befreit von jeder Schwere und doch sie selber.“ Welche anmuthige Vorstellung! Man fühlt sich an Francesca da Rimini bei Dante erinnert. — So ziehen die Liebenden dahin, trennen sich spielend, vereinigen sich wieder, ruhen im Anschauen ihrer selbst. „Aber einst geriethen sie in holdestem Vergessen zu nahe an das krystallene Haus der heiligen Dreifaltigkeit und gingen hinein; dort verging ihnen das Bewußtsein, indem sie, gleich Zwillingen unter dem Herzen ihrer Mutter, entschliefen und wahrscheinlich noch schlafen, wenn sie inzwischen nicht wieder haben hinauskommen können.“

Eine andere Geschichte dichtet Keller im Sinne des himmlischen Haushaltes fort, von dem man früh im Mittelalter in gemüthlich-humoristischer Auffassung zu erzählen weiß, wie z. B. beim Gastmal Christi sich die Heiligen treffen und Johannes der Täufer ist Mundschenk, weil er bekanntlich keinen Wein trinkt.

Die einfache alte Erzählung ist die. Ein junges Mädchen, Namens Musa, tanzt leidenschaftlich gern, Kirche und Messe hat sie schon öfter versäumt und es steht zu fürchten, sie werde sich noch um den Himmel tanzen. Glücklicherweise ist sie eine eifrige Verehrerin der Jungfrau Maria und diese beschließt, das sonst so treffliche Mädchen zu retten. Einmal, wie Musa, noch ganz heiß und schwindelnd vom Tanze, in ihr stilles Kämmerchen zurückkehrt und niederkniet vor der Gottesmutter, da sieht sie den Himmel offen und Melodien quellen ihr entgegen, wie sie sie nie gehört. Dazu

Tanzten Sonn und Mond und alle Sterne
Und die heilgen Jungfraun weißgekleidet
Und die hohe Gottesmutter selber
Selige geheimnißreiche Tänze.

Und Maria fragt: „Möchtest du wol solche Tänze tanzen alle Tage deines Lebens?“ Tanzlüstern bejaht es das Mädchen. „Der Wunsch ist leicht zu erfüllen,“ versetzt hierauf die heilige Jungfrau, „du mußt nur dreißig Tage lang alles Spieles und Tanzes dich enthalten, dann will ich dich abholen in das Haus der Hochzeit.“ Musa, wie aus schwerem Traum erwachend, fühlt ihr ganzes Innere umgewandelt und thut Buße. Am dreißigsten Tage holt Maria mit einem Kuß ihre Seele ab und des Himmels diamantene Thore thun sich auf und jene wunderbaren Harmonien ertönen wieder und Musa tritt in die hellen Reihen,

Wo sie tanzt mit Sonn und Mond und Sternen,
Mit den heilgen Jungfraun, mit der hohen
Gottesmutter, der Gebenedeiten,
Immerdar den hochzeitlichen Reigen.

Hieraus nun hat Keller sein überaus reizendes „Tanzlegendchen“ gemacht. [1])

Musa kann sich einmal nicht enthalten in der Kirche, vor dem Altare selber zu tanzen. Da erscheint ihr ein ältlicher aber schöner Herr und tanzt ihr entgegen und sie glaubt zu träumen und läßt sich nicht stören. Es ist der König David. Da muß man nun aber bei Keller selbst nachlesen, wie er ihn beschreibt mit dem glänzend schwarzen gelockten Bart, „welcher vom Silberreif der Jahre wie von einem fernen Sternenschein überhaucht war“; und wie er die Engel schildert, die oben auf dem Chore Musik machen,

[1]) Die Geschichte der Musa steht in Kosegartens Legenden I. 128 f. in zwanzig Zeilen (ich habe bei der Nacherzählung die poetische Fassung in Kosegartens Sagen der kirchlichen Vorzeit benutzt): damit hat Keller einige Züge combinirt, welche aus der dem Motive nach identischen Geschichte des ritterbürtigen Fräuleins bei Kosegarten Leg. I. 118 ff. entnommen sind.

man könnte die sämmtlichen kleinen Knirpse gleich malen; und wie dann der König David das junge Mädchen zur Entsagung verlockt, indem er ihr eine himmlische Melodie vorspielen läßt, eine so unerhört glückselige, überirdische Tanzweise, daß dem Kinde die Seele im Leibe hüpft und alle Glieder zucken, und wie sie nun wirklich fromm wird und, weil sie das Zucken nicht lassen kann, ihre feinen Füßchen durch eine Kette fesselt, und wie sie nach drei Jahren dünn und durchsichtig wie ein Sommerwölkchen wird und von ihrem Bettchen in den Himmel schaut und da schon die goldenen Sohlen der Seligen durch das Blau hindurch meint tanzen und schleifen zu sehen, und wie sie endlich stirbt und der wehende Wind sich in Musik zu wandeln scheint und sich der Himmel für sie aufthut und der König David sie empfängt.

Den himmlischen Festtag, zu dem sie gerade zurecht kommt, beschreibt nun Keller des Näheren, indem er folgende köstliche Geschichte erfindet: „An Festtagen war es, was zwar vom heiligen Gregor von Nyssa bestritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrechtgehalten wird, Sitte, die neun Musen, die sonst in der Hölle saßen, einzuladen und in den Himmel zu lassen, damit sie da Aushilfe leisteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den anderen Ort gehen.“ Nach dem Tanz ist große Tafel, die Musen sitzen an einem besonderen Tisch. Die emsige Martha aus dem Evangelium, mit weißer Küchenschürze und einem zierlichen kleinen Rußfleck an dem weißen Kinn, sorgt in eigener Person für sie. Die kleine eben in den Himmel aufgenommene Tänzerin setzt sich zu ihnen. Die heilige Cäcilie nimmt sich schwesterlich ihrer an. Die kleinen Musikbübchen kommen, um von den glänzenden Früchten zu erhalten, die auf ihrem Tische strahlen. König David trinkt ihnen zu und streichelt wol der einen das Kinn im Vorbeigehen. Selbst die heilige Maria bezeigt sich freundlich und huldreich und küßt Urania zärtlich auf den Mund und flüstert ihr beim Abschied zu, sie werde nicht ruhen, bis die Musen für immer im Paradiese bleiben könnten.

Es kam aber anders. Um sich für alle erfahrene Güte zu bedanken, übten die Musen zum nächsten Festtag in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgesang ein, dem sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben suchten. Und als sie wieder zu ihrem Dienste berufen wurden, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftiglich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwoll. „Aber in diesen Räumen klang es so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach. Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel; bestürzt eilten alle Aeltesten und Propheten herbei, indessen die Musen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Aeltesten und Propheten, Alles was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen, außer Fassung gerieth. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen." Die armen neun Schwestern blieben von nun an verbannt.

Ist das nicht eine wunderbare Erfindung, die sich ganz unvergeßlich einprägt? eine Vorstellung, die man nie wieder los wird, voll tiefer Symbolik und doch ganz unbefangen nur um ihrer selbst willen hingestellt? Die armen Musen, die mit den feurigen schwarzen oder tiefblauen Augen in der ätherischen Gesellschaft so verschüchtert um sich blicken — das Motiv erinnert an Paul Heyses letzten Centaur — man hat ein Gefühl, als ob eine entthronte Königin nur von Almosen oder ihrer Hände Arbeit leben muß und mit dem besten Willen es nie recht machen kann und dann am wenigsten, wenn sie sich die meiste Mühe gibt.

Unwillkürlich bin ich in meinem Bericht dahin gekommen, Gottfried Keller selbst sprechen zu lassen. Sein Styl, wie er sich in dem vorliegenden Bändchen darstellt, ist nicht zu excerpiren oder zu abbreviiren. So kurz, so gedrungen in den sparsam gewählten Worten, mit einer solchen Fülle

der Anschauungen ausgestattet, durchgebildet, maßvoll, ohne alle Manier und Affectation, einfach und schlicht, Satz um Satz so natürlich fortrollend, dabei aller Mittel sicher, um mit gering scheinenden Ausdrücken die lebendigsten und wirkungsvollsten Bilder in uns hervorzurufen, um Ernstes und Lustiges anzuregen, letzteres oft wie ein Wetterleuchten über die Landschaft hinfahrend, um uns bald in den sonnigen Orient, bald in die helle Marmorstadt von Alexandrien, bald in ein luftiges Landhaus am Schwarzen Meere, bald wieder nach der Heimat, nach duftigen Wäldern, ragenden Burgen oder in ein dumpfes Kloster zu versetzen: ich habe wirklich seit lange nichts gelesen, was so ausgezeichnet erzählt gewesen wäre und wobei sich so der Eindruck vollendeter Natürlichkeit, die aus der höchsten Kunst entspringt, aufgedrängt hätte.

Ich habe noch kein Wort von den Marienlegenden gesagt, von „der Jungfrau und dem Teufel", der „Jungfrau als Ritter", von „der Jungfrau und der Nonne". Die heilige Jungfrau ist, ohne daß der Verfasser den alten Legenden viel zuzusetzen brauchte, etwas menschlich und irdisch ausgefallen. Sie ist, wenn ich so sagen darf, ein wenig emancipirt. Es reizt sie, mit dem Teufel zu ringen, ja sie traut ihren Kräften einmal zu viel, es gelüstet sie, ein Turnier mitzumachen und als Ritter einem schönen Mädchen zu schmeicheln: der Klosterdienst dagegen wird ihr etwas langweilig, und vielleicht würde das Ehestiften ihr mehr Vergnügen machen — wenigstens in Alexandria; wie der heilige Vitalis an seinem großen Wendepunct angekommen ist und zweifelt, ob er seine Heiligkeit nicht lieber dem ehelichen Glück aufopfern sollte: da wirft er sich vor einem Muttergottesbilde nieder, das eigentlich eine alte Junostatue war, „und als ein röthlicher Schein vorüberziehender Frühwolken auf den Marmor flog, da schien das Gesicht auf das holdeste zu lächeln, mochte es nun sein, daß die alte Göttin, die Beschützerin ehelicher Zucht und Sitte, sich bemerklich machte, oder daß die neue über die Noth ihres Verehrers lachen mußte; denn im Grunde waren Beide Frauen und diese lächert es immer, wenn ein Liebeshandel im Anzug ist."

Ich gestehe, daß für mich die ironischen Blitze lange nicht den Hauptwerth der gegenwärtigen Publication ausmachen. Gottfried Keller bemerkt ganz richtig, daß die Legendenphantasie ähnliche Wege gewandelt ist wie die Novellenphantasie. Es sind dieselben Elemente, welche sich hier wie dort geltend machen, nur etwas anders gewendet und auf ein verschiedenes Gebiet bezogen. Novellen aus der antiken Welt sind uns nicht viele erhalten, das Wenige freilich vom höchsten Zauber. Aber der Geist der antiken Novelle hat sich zum Theil in die ältesten Legenden übertragen, gerade wie auch im Mittelalter die dichterische Phantasie zu Zeiten ihr bestes Können in diese Stoffwelt hineintrug. „Alles was das späte Alterthum der neuen Zeit am unmittelbarsten entgegenbrachte, Allegorien, Parabeln, Apologe, Novellen, religiös-philosophische Streitfragen — sagt Gervinus — das finden wir in der Legende noch völlig erhalten."

Man hat die Gesammtzahl der im Mittelalter cursirenden Legenden auf 40,000 berechnet. Die wundervollen poetischen Erzählungen von Jesu Eltern, von der Kindheit Christi und der Flucht nach Aegypten, diese herrlichen Idyllen, das großartige Evangelium Nicodemi mit seiner ganz dramatischen Schilderung der Höllenfahrt Christi, worin uns jene Höllenmythologie zuerst ganz ausgebildet entgegentritt, aus der nachher Milton und Klopstock schöpften — dann die Lebensbeschreibungen der Apostel — bilden den Kern dieser Litteratur, an welchen sich zunächst die unzähligen Märtyrergeschichten aus den Christenverfolgungen, dann die Biographien weit reisender Bekehrer, endlich unzählige Localsagen (späterer bewußter Fälschungen zu geschweigen) anschlossen. Dies ganze große Gebiet der christlichen Heroenwelt, eine reiche Fundgrube poetischer Stoffe hat Gottfried Keller für unsere Zeit wieder entdeckt. Und vielleicht werden wir bald unbefangen genug sein, um eine Sammlung schmucklos und ohne alle Ironie erzählter Legenden rein vom poetischen Gesichtspunct dankbar anzunehmen. Auch den Grimm'schen Märchen mußte erst ein ironischer Musäus den Weg bahnen. Wir aber sind darauf angewiesen und es ist die würdige Aufgabe unserer

dichterisch wenig productiven Zeit, alle die Blüten sorgfältig zu sammeln und uns an ihrem Dufte zu erquicken, welche der Genius der Poesie früherhin über die Erde ausgestreut hat.

Für den begabten Dichter aber, der, zum selbständigen Schaffen berufen wie Wenige, sich an der angedeuteten Aufgabe hier so prächtig betheiligte, haben wir den Wunsch, daß er nun nicht abermals in Schweigen versinken, sondern daß er uns bald die zweite Auflage des „Grünen Heinrich" und einen zweiten Band der „Leute von Seldwyla" schenken möge.

Wien, im Mai 1872.

3.

[Neue freie Presse, 17. Mai 1872. Nr. 2776 Abendblatt.]

Ein literarisches Wunderwerklein.

(Sieben Legenden von Gottfried Keller. Stuttgart, Göschen.)

Wunderliche Geschichten voll naiver Phantasie und wunderbarer Formenschönheit! Gleich die erste Legende: „Eugenia“ ist in einer ganz originell feinen Mischung von reizender Schalkhaftigkeit und würdevollem Ernste erzählt. Und mehr als das. Es weht geradezu ein plastischer Geist und Ton über dem holdselig steifen Aufzug der Scholarin mit ihrer niedlichen Knabenleibwache. Stylvoll gruppirt entrollt sich das Bild der Werbung des verliebten Proconsuls um die pedantische Schöne. Ja, ein Vollglanz monumentaler Schönheit liegt über der classischen Scene, die in stillem magischen Mondlichte vor der Statue der Entschwundenen im echten Geiste und Gefühle antiker Leidenschaft sich abspielt: ein Mikrokosmus der versinkenden Kunstwelt. In jenem wundersamen Doppeltone von Gluth und Kühle, der aus den strengen Formen antiker Statuen die unendliche Seele durchschimmern läßt, ist diese Schilderung gehalten, welche doch vom verzehrenden Hauche christlicher Askese und moderner Sentimentalität mit angeweht ist. Und aus dem melodischen Falle der homerischen Diction, aus ihrem rhythmischen, gleich Widerhall von Marmorplatten erschallenden Sprachklange tönt hinwieder etwas wie apokalyptischer Posaunenton durch:

[oben S. 44, Zeile 17—31.]

Es erscheint diese Legende von der emancipirten und studirten Eugenia, die eine liebende Gattin und schließlich eine wunderwirkende Märtyrin ward, wie ein kleines Spiegelbild von welthistorischem Conflicte zweier Zeitalter — und wem entginge der reizende Reflex, der aus demselben auf eine unserer ersten Tagesfragen fällt! Doch entläßt uns der Dichter mit lächelnder Hindeutung auf menschliche Schwächen und des Lebens spieltreibende Ironie.

Wir rücken ins echte Mittelalter hinunter, wo die Mutter Gottes, der Teufel und die Ritterschaft ihre Rollen spielen. Und wir sehen es lebendig und malerisch vor uns, daß die Jungfrau und der Teufel nebeneinander dahin sprengen auf feurigen Rennern, wie der Sturmwind durch die Tannen; daß auf endloser Haide vor einer verführerischen weißen Marmorgruppe schöner Nymphen unter einer Musik, deren Accorde alle Süßigkeiten der ersten Mainacht durchbebten, der seltsame Herr mit einer das Mark erschütternden Stimme sein Geständniß thut: „Ich bin der ewig Einsame, der aus dem Himmel fiel.“ — „Sei mit mir zu Zweit.“ — Die Erzählung, wie die Jungfrau als Ritter im Turnier für zweier guter Menschen Glück sich tapfer schlägt und lustig siegt, könnte die Perle dieser Legenden sein. Und der Ritter Zendelwald, der auf dem Wege zum Turnier im Muttergotteskirchlein eingeschlafen und dessen Gestalt die Himmlische angenommen, ist ganz von jenen Erkorenen, denen Gott es im Schlafe gönnt. Es liegt eine köstliche Charakteristik in den wenigen Zügen, durch die Zendelwald und seine Mutter in so schlagenden Contrastbildern neben und gegen einander gestellt sind. Beide so liebenswürdig in ihrer wunderlichen Art! Er als der Typus jener Menschen, die alle guten Gaben erhalten haben und obendrein die, daß er mit allen nichts anzufangen weiß. Allein hinter seinem zaudernden und ungeschickten Wesen ruht eine heimliche Kraft, die hurtig wird, wenn es einmal auf's Äußerste kommt und gilt, die höchste und beste Glücksgabe festzuhalten — ganz im Gegensatze zu der stets paraten Ent-

schlossenheit seiner Mutter, die aber immer in die Brüche fällt. Aber ein häßlicher Fleck dieses anmuthigen Bildes stimmt uns um so verdrießlicher, als wir im Begriff waren, uns ernsthaft in dasselbe zu verlieben. Die Nasenzöpfchen, die Ritter Maus sich als Symbol seiner Tapferkeit wachsen ließ, gehören gewiß zu den barocksten Erfindungen, die je schlupfwinklige Phantasie ausgeheckt. Man schlägt gerne das Blatt um. — An diese beiden Legenden, die uns neben lieben, erwählten und natürlichen Menschenbildern die Himmelskönigin in so traulicher Vermenschlichung zeigen, reiht sich als dritte die Erzählung: „Die Jungfrau als Nonne." Mit welch allerliebster Überraschung tritt die himmlische Menschengönnerin hier erst am Schlusse als die Freundliche hervor, die in langem stillem Dienste menschliches Glück förderte und behütete. Was für ein glühender, reiner, unbeirrbarer und siegreicher Naturzug offenbart sich in der Nonne Beatrix, die aus öden Klostermauern ihrer Sehnsucht nach Welt und Menschen folgt, dem geliebten Manne sich hingibt, dem Leichtgesinnten der Treue leuchtendes Vorbild zeigt, und als sie genossen das irdische Glück, der Gattin und Mutter süße Pflichten erfüllt — da kehrt sie zur Klosterpforte zurück.

Als ein etwas langweiliger Geselle erscheint uns der schlimmheilige Vitalis mit seiner raffinirten Bekehrungsmarotte, seinem unreinlichen Martyrium, seinem ewigen Hin- und Herlaufen, Abfahren und zudringlichen Wiederkommen. Und dieser schlimmheilige Missionär wird durch den Zauber echter Weiblichkeit zum glücklichen Ehegatten bekehrt! Man kommt nicht zum reinen Genusse der Laune, mit der das Geschick das gefährliche Spiel des Vitalis vergilt. Es thut Einem doch allzu leid um die liebliche Jole. Und welchem weiblichen Gefühle läge es nahe gegen „die Art Heiligkeit" für „die Ehre des Geschlechtes" einzutreten! Dieses psychologische Problem konnte einem mittelalterlichen Dichter in der Klosterzelle einfallen; die Lust „zur Reproduction" solcher „abgebrochen schwebenden Gebilde" muß bei einem modernen Dichter doch fast wie Sonderlingsstudium erscheinen. Etwas Verrenktes ist auch in der Legende von Dorotheas Blumenkörbchen. Das

Motiv der Liebe, die durch spröden Eigensinn und neckische Verletzungen verbittert und verstört wird, mag eben an der Grenze des poetisch Psychologischen liegen. Es ist zu viel der Würze, wenn ihm vollends die Sucht nach dem Martyrium zugesetzt wird. Doch ist der Schluß dieser Geschichte, das Wiederfinden und die Seligkeit in der unendlichen Himmelsweite, von zauberischem Tiefsinn und phantasieschönem Schimmer.

Der schalkische Liebreiz, der diesem seltsamen Büchlein eigen, ist zum Schlusse noch einmal in seiner ganzen Fülle über das Tanzlegendchen ausgegossen. Das muß man lesen. So holden Duft des Humors kann man aus zweiter Hand weder bieten noch empfangen.

Wo der charakteristische gemeinsame Grundzug dieser Dichtungen: der Widerstreit von Genuß und Askese, von Sinnenglück und Heiligkeit, von Natur und Zucht in spielendem Humor und allerliebster Laune sich darstellte, da gelang die Reproduction auch für modernes Gefühl anmuthend. Wo das Asketisch-christliche in der krankhaften Energie jener Zeiten der Bekehrungshitze und Verfolgungsschwüle dem Legendenstoffe anhaftete, da enthüllte sich das Veraltete des Stoffes und die Unzulänglichkeit dieser Erzählungsform für die wahre und schöne seelische Entfaltung. Und nicht selten geht uns dabei die Freude an der edlen Formenschönheit des Dichters verloren.

Und muthet nicht die Darbietung dieser Legenden durch Gottfried Keller selber wie eine Legende an? Ist er nicht der Dichter, in dessen Liedern einst wehte der Hauch der Berge, der Athem der Freiheit und der Geist der Zeit? Hatte er nicht einen Roman geschaffen, der die Höhen und Tiefen des Lebens zu erstürmen und zu ergründen gestrebt? Hatte er nicht aus dem innersten Kern seines, ja eines jeglichen Volkes heraus das Juwel einer Dorfgeschichte gebildet? Und nach fünfzehnjährigem Schweigen redet er in den Warnungen der heiligen Schrift, in den weisen und tiefen Sprüchen aus Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann, Thomas a Kempis' Nachfolge und Francisci Ludovici Blosii geistlichem Unterricht zu uns. Und in den Tagen, da seines und jeglichen

Volkes Blick besorgt an die Fahne des Vaterlandes geheftet ist; da unser Ohr dem Rauschen unseres eigenen Blutes lauscht, damit wir inne würden, wozu das erregte, gährende uns antreibe; da aus der Brust der Menschheit ein Aufschrei erschallt wider die Knechtschaft der Kirche: tritt er hervor mit einer lustigen Unterhaltung, aus der kirchlichen Fabulirkunst ausgelesen. Wunderbar! Doch das Wunder ist einmal Thatsache in den Legenden von Gottfried Keller.

Julius St—l.

4.

[Neue freie Presse, 6. Juni 1872, Nr. 2795 Morgenblatt.]

Die Fabulirkunst in der Kirche.

Den Vorhang, der schon lange nicht angerührt worden, hat Gottfried Keller gehoben, den meßgewandstoffigen Vorhang, hinter welchem sich Maria und die Heiligen der Kirche im Schmuck der Dichtung zeigen. „Sieben Legenden" nennt sich das kleine Buch, das uns der karge Poet, der lange mit einer neuen Gabe zurückhielt, vor wenigen Wochen darreichte. Fromm bist du nicht geworden, kannst du nicht geworden sein! sagte sich schon beim Anblicke des Titelblattes der Kenner seiner Kunstübung. Solche Verwandlungen ereignen sich doch nur in Seelen matter Anlage; auf Überraschungen dieser Art hat es höchstens ein lyrischer Tenor abgesehen, der, wie Oskar v. Redwitz, heute Amaranth-Arien vorträgt, um morgen den Pulverdampf bei Wörth und den Schlachtendonner bei Sedan zu besingen. Aber auch nicht Genußmüdigkeit, die nur den Stachel des Ungewöhnlichen begehrt, hat dich, gleich Franz Liszt, in die Welt der Wunder und des Glaubens geführt, damit du mit himmlischen Freuden deinen irdischen Gaumen reizest. Und müßige Lust an einer künstlichen Wiederbelebung alter Formen, die Lust der deutschen Romantiker, ist vollends deine Sache nicht, du naturvoller Dichter des „Grünen Heinrich" und der „Leute von Seldwyla"! In der That, wer diese Erzählungen gelesen hat, erkennt und empfindet sofort, daß die Legende

unter Keller's Händen erneut hervorgegangen ist. An dem Verjüngungsacte dichterischer Formen, der sich in den wechselnden Epochen der Geschichte von Zeit zu Zeit vollzieht, hat auch die Legende ihren reichen Antheil.

Welch ein vielgewundener Weg von den apokryphen Evangelien in den ersten Jahrhunderten der Kirche bis zu den Legenden Gottfried Keller's! Welch ein Verbrauch mannichfaltiger Elemente, was für eine Buntheit der Einflüsse orientalischer, griechischer, romanischer, deutscher Fabeln und Anschauungen seit der ersten geistlichen Novelle: „Barlaam und Josaphat", an der Legenda Aurea des genuesischen Dominicaners Jacobus de Voragine und an den contes dévots vorbei bis zu den Legenden der Reformation! Mit heidnischer Weltlichkeit verzierten anfänglich die Mönche ihre Beispiele christlicher Tugend; den Versuchungen schwacher Menschenkinder durch den Satan liehen sie später als überwuchernde Folie der Askese die lüsternen Farben der Troubadours; und als die Minnepoesie ihr Licht sogar über die Symbole des Glaubens ergoß, da ward die Legende weich und süß, als ob die Luft Palermos, welche in den deutschen Bannern der Staufen spielte, auch ihre keuschen Falten bewegt hätte. Namentlich in den Marien-Legenden wehte ein Hauch menschlich-schöner Unbefangenheit, welche den Verkehr der Muttergottes mit dem Volksgeiste Italiens bezeichnet. Maria's Menschlichkeit war schon in den ihr geweihten Legenden des dreizehnten Jahrhunderts über ihre Göttlichkeit hinausgewachsen, so daß Rafael diese Menschlichkeit nur festzuhalten brauchte, um die Jungfrau den Herzen der Menschen in den Tagen Luthers erst recht einzupflanzen, der sie dem Dogma entrissen hatte. Mit der kecken Zuversicht, aber auch mit der Treuherzigkeit des ermunterten Bürgerthums bemächtigte sich jetzt die schwankhafte Legende sogar der Person Christi und Gott Vaters; Hanns Sachs und Martin Montanus brachten Gott Vater und den Herrn in die seltsamsten Lagen, ohne das Heilige deshalb zu profaniren, wie dies die köstlichsten Stücke darthun: „Petrus und die Gais", „Der Schneider und sein Panier", „Vom Schwaben, der das Leberlin gefressen".

Ernsthaft, von religiöser Schwärmerei erfüllt, aber zugleich in verspäteten Tönen des Minnegesanges und den Anwandlungen der nach Deutschland hereinschlagenden Schäferpoesie hingegeben, wob ein Mönch des siebzehnten Jahrhunderts, Friedrich v. Spee, der Edelste aller Jesuiten, eine Art lyrischer Legenden, die der Innigkeit des Glaubens nicht mehr verdanken, als der Bildlichkeit einer weltkundigen Phantasie. Ich erinnere an das „traurige Gespräch, so Christus an dem Kreuze führt", indem er die Nägel, den Hammer, und den Zimmermann, die Obrigkeit, die Mutter, den Engel Gabriel und den Vater anredet und nacheinander von ihnen Antwort empfängt; ich erinnere an den „Klage und Trauergesang der Mutter Jesu über den Tod ihres Sohnes, den sie beklagt unter der Person des Hirten Daphnis" in schmelzenden Lauten menschlicher Zärtlichkeit und irdischer Betrübniß. Der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entsprach die hellenisirende und dabei rationalistische Behandlung der Legende, welche Herder versuchte, der sie dem „lehrenden Idyll" zu nähern bemüht war, wie er ausdrücklich sagt. Erst in Goethe's „Legende vom Hufeisen" schlug diese Form nach langer Pause aufs neue die klaren Augen volksthümlicher Dichtung auf; ja, sie schaute jetzt heller um sich als je vorher, um dann sofort die Lider zu schließen, bis diese sich vor Heinrich Heine, in dessen „Wallfahrt nach Kevlaar", nicht ohne ein kränkliches Zucken, wieder öffneten; aber die Muttergottes trug doch zur Stunde immerhin ihr bestes Kleid.

Gottfried Keller, indem er die Form der Legende der dichterischen Darstellung wieder dienstbar machte, hat sie in den Naturgeist, dem sie entstammt, völlig zurückgelöst. Aller Glaubenszwecke los und ledig, ist sie bei ihm ausschließlich dichterisches Ausdrucksmittel, wie jedes andere. Aber zerstört hat er diese Form gleichwol nicht. Was er als Poet entbehren kann, ohne die holde Rückwirkung religiösen Zierathes dadurch aufzuheben, das scheidet so ruhig aus und was er an modernen Zuthaten irgendwie gebrauchen kann, ohne den Eindruck des Einfältigen damit zu trüben, das eignet er ihr sonder Bedenken an. Allerorten improvisirt er Stege und Brücken, welche aus der

harmlosesten Wirklichkeit in den mit menschlichem Witz ausstaffirten Himmel hinüberführen; die Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen der Ueberirdischen wieder setzt er in einen traulichen Wechselverkehr mit den Kindern der Erde. Den Unbegreiflichkeiten des Kirchenwunders streift er die Weihe des Aberglaubens ab und gibt ihnen dafür die Glorie dichterischer Symbolik, den Gnadenwirkungen des Göttlichen stiehlt er die goldenen Zügel und spielt sie der ewig waltenden Natur unversehens in die Hände. Stets zur rechten Zeit und dabei unmerklich, wie dies Poetenart ist, leitet er uns, um in einer Wendung Gervinus' über Ariost zu sprechen, winkend an: das Unglaubliche allegorisch zu deuten, falls wir nicht im Stande sind uns in diesen fremden Räumen einzubürgern und diesen Gestalten Leben und Wirklichkeit zuzuschreiben.

Namentlich der freispielende Humor Keller's verleiht diesen Legenden einen besonderen Zauber. Er schützt ebenso sehr die vom Uebereinkommen geheiligten Zeichen und Gestalten des Glaubens gegen den spöttelnden Verstand einer aufgeklärten Zeit, wie er auf der anderen Seite diese Gestalten und Zeichen vor dem Zerfließen in leere Phantastik bewahrt. Künstlerisch glauben wir an die Wunderbilder der Keller'schen Legenden, eben weil sie der Dichter so humorvoll zwischen unsere Zustimmung und unsere Abwehr gerückt hat, weil sie weder süßlich unseren Antheil erwecken, noch ironisch unserer Ueberlegenheit schmeicheln wollen.

Keller's Legenden zerfallen in zwei Gruppen. Die eine Gruppe zeigt uns die schwankenden Heidenchristen zu Alexandria und am Pontus Euxinus, wo die einander ablösenden Glaubensanschauungen die Seelen der Menschen verwirren; hier ist die Geburtsstätte der Legende überhaupt. Wie griechische Bildung und christliche Askese in geschlechtlicher Liebe ihre sehr verständliche Ausgleichung finden, wird uns an der Erzählung „Eugenia" deutlich; wie der Bekehrungseifer eines wunderlichen Clerikers die abschüssigsten Pfade wandelt, bis er selbst der eindringlichen Lehre des Fleisches willig sich beugt, erfahren wir aus der Geschichte vom „Schlimm-heiligen Vitalis"; wie der Liebesscherz eines eigensinnigen Mädchens diese in ein Märtyrer-

thum hineintändelt, welches ihr im Jenseits so gut bekommt, daß der wider das Christenthum sich beharrlich sträubende Geliebte das Beispiel ohne weiters nachahmt, davon unterhält uns die Novelle „Dorothea's Blumenkörbchen". Jede dieser Legenden ist wie ein Gartenbeet angelegt, darin das Thema leicht und schlank gleich der besonderen Blume unter den umblühenden sich emporhebt; in jeder ist das landschaftliche und Sittencolorit mit der Täuschung des Zufälligen in schönen Dämpfungen und Steigerungen vertheilt. Sogar die sinnlich anreizenden Züge und Scenen können sich auf den betäubenden Duft und den wärmlichen Athem ausreden, der durch die Gärten am Bosporus und durch die Säulenhallen in Alexandria streicht. Eugenia mit den beiden Hyacinthen Knaben in weisem Gespräche wandelnd oder nackt unter den Purpurdecken schaudernd, darunter sie Aquilinus verborgen; Theophil, indem er die drei von zwei zierlichen Zähnen angebissenen Aepfel empfängt, die ihm Dorothea durch einen Engel aus dem Christenhimmel schickt; oder die Beiden durch die Kreise der Seligen schweifend bis nahe an das krystallene Haus der heiligen Dreifaltigkeit — das sind Bilder, die in die Phantasie des Lesers eingehen, um nicht mehr aus ihr zu entweichen.

Die zweite Gruppe umschließt die Marien Legenden. Aus der Kette der Versuchungen, Ueberwindungen und Rückfälle, welche den vielfach variirten Stoff aller Marienlegenden bilden, hat der Dichter einige schimmernde Ringe herausgelöst. Ein Meister im Sondern und Abweisen, entfernte Keller alles Lichtscheue, das sich in die Heiligensage eingeschlichen, legte er den Ton auf eine fröhliche Gottesfurcht, drückte er die dumpfe Ergebung in den Rathschluß des Unerforschlichen zur Seite, um einer heiteren Demuth und einem kindlichen Vertrauen auf den Herrn gemächlich Raum zu schaffen. Dabei gewann er den unschätzbaren Vortheil, mit den Lichtfäden seiner Laune die frommen Gemälde fortwährend zu durchflechten und der Erdenfreude ihr Wort, wie ihr Recht zu gönnen, wann und wo es ihr gefällt. Wenn in der Mehrzahl der eigentlichen Kirchenlegenden die Weltlust einem Weizenfelde gleicht,

in welchem das Ueberweltliche den Dienst der Vogelscheuche versieht, so gleicht die Weltlust in Keller's Marien Legenden den keckſten der Vögel, welche sich an das abschreckende Büschel auf der Stange nicht kehren und munter picken, wo ein Korn sie lockt.

Die Muttergottes des Volksglaubens — die Madonna, wie „unsere liebe Frau" — versteht Keller vortrefflich: die einzige unter den göttlichen Gestalten des Christenthums, der man mit jeder Bitte kommen, der man alle Wünsche vortragen, auf deren lächelnde Verzeihung man jederzeit rechnen, deren Strenge sogar man sich getrost unterwerfen kann. Aus den alten Marienlegenden, welche in der Sammlung Franz Pfeiffer's auch den Laien zugänglicher geworden, entnehmen wir zur Genüge, was sich die liebe Frau im „finsteren Mittelalter" zuweilen bieten läßt. Gottfried Keller hat den Wink genutzt, und zwar mit der Unbescheidenheit eines Poeten unserer Zeit. Aber Niemand wird etwas gegen dieselbe einzuwenden haben, wenn sie mit solcher Grazie verschwistert, mit solchem Kunstgefühl, wie in diesen Legenden, gepaart ist. Daß Maria auch übermüthig sein kann, und deßhalb nicht aufhören muß, die Muttergottes zu sein, macht uns die Legende „Maria als Ritter", das Kleinod der Sammlung, anschaulich. Einzelnes in diesen Marien-Legenden, zum Beispiel die Scene, wo die Jungfrau die vorgestellten Gespräche des Ritters Zendelwald zu wirklicher Wahrheit nachträglich umschafft, oder die Zeichnung des Gehölzes junger Buchen, darin die entwichene Nonne sich versteckt hat, mahnt an die sanft geschwellte, sinnlich vorsichtige Darstellung Goethe's.

Den beiden Legenden-Gruppen schmiegt sich ein „Tanz-Legendchen" an, in welchem das Liebliche und Tiefsinnige, der Olymp und der christliche Himmel zu einer Arabeske verwoben sind, über die sich ein Aufsatz allein schreiben ließe. „Eine Grille" mag der Eine oder Andere dieses Bildchen nennen. Wol, eine Grille! Wer sie aber einfangen kann, dem gehen auch die Nachtigallen ins Netz.

Em. K.

5.

[Nationalzeitung, 25. Juni 1872, Nr. 290.]

Aus dem Legendenschatz des Mittelalters.

Sieben Legenden. Von Gottfried Keller.
(Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1872.)

Kein Theil der poetischen Literatur findet im Allgemeinen eine geringere Beachtung und eine unverdientere Geringschätzung, als der reiche, beinahe unermeßliche Schatz der Legenden. Von dem religiösen Element in diesen Dichtungen muß selbstverständlich bei so ganz veränderten Gemüthsstimmungen, bei der Verschiedenheit unserer und der Lebensverhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdanken, abgesehen werden, aber man hat dabei, um ein Sprüchwort zu gebrauchen, das die Sache am besten bezeichnet, zugleich mit dem Bade das Kind ausgeschüttet. Die mittelalterlichen Legenden enthalten die Mythologie der christlichen Religion, sie schließen sich an die heilige Sage der Evangelien an, wie die vielen Geschichten und Fabeln von Göttern und Heroen, von Nymphen und Faunen, Centauren und Bacchantinnen an die ursprüngliche, einfache Göttersage der Griechen. Es ist ein Wunderbaum, der seine Aeste und Zweige weithin ausstreckt, mit tausend Blüthen, alle anders an Farbe und Gestalt; sind nicht wenige taub uud welk oder seltsamlich und häßlich darunter, so strömen doch andere den feinsten Wohlgeruch aus: ich möchte sagen, den ersten und süßesten Duft der neuen Religion,

welche mit eigener Gewalt die Herzen der Menschen, der klugen überbildeten Römer, wie der wilden Barbaren, zu ergreifen vermochte. Scharfsinnig bemerkt Hartpole Lecky in seiner „Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen“ über die Legenden: „Selbst wo sie keinen staatsgeschichtlichen, haben sie doch einen sittengeschichtlichen Werth höchster Art. Sie mögen uns nicht mit Genauigkeit sagen, was die Menschen zu besonderen Zeiten thaten, aber sie schildern mit der höchsten Lebhaftigkeit, was sie fühlten und dachten, ihren Maßstab des Möglichen und ihr Ideal der Vollkommenheit. Concilbeschlüsse, ausgearbeitete theologische Abhandlungen, Glaubensbekenntnisse, Liturgien und Canones sind insgesammt nur die Hülsen der Religionsgeschichte. Sie offenbaren, was vor der Welt als Glauben bekannt und vertheidigt wurde, aber nicht was die Einbildung sich vergegenwärtigte oder was das Herz erfüllte. Die Geschichte der Kunst, welche auf ihrer rauheren Stufe mit zarter Treue die flüchtigen Bilder eines anthropomorphistischen Zeitalters abspiegelt, ist in dieser Beziehung unschätzbar: aber noch wichtiger ist jene christliche ungeheuere Mythologie, welche aus dem intellectuellen Zustande der Zeit üppig emporschoß, alle ihre theuersten Hoffnungen, Wünsche, Ideale und Einbildungen umfaßte und während vieler Jahrhunderte der volksthümlichen Literatur zu Grunde lag.“

Dieser letzte Punkt scheint mir nach der ästhetischen Seite hin der wichtigste zu sein. Vom Absterben der griechischen Kunstideale bis zu dem Beginn der Kreuzzüge sind die Legenden der poetische Hausschatz der Christenheit gewesen. Das romantisch-kriegerische christliche Ideal war noch nicht gefunden; überall, bei den Deutschen wie bei den Celten in Frankreich und Irland, bei den Bewohnern von Schweden und Dänemark, wie bei denen Italiens und Spaniens waren die alten heidnischen Erinnerungen in einer immer stärker werdenden Verdämmerung begriffen. Nur die Legende vermittelte zwischen der trüben, harten und grausamen Wirklichkeit und dem schönen Reich der Schatten. Sie enthielt zugleich die lieblichen und die düsteren Vorstellungen des Volkes: der finstere Mönch, der

sich geißelte und peinigte, in schauriger Einsamkeit, um durch diese Selbstqual das Himmelreich zu erwerben, und die jungfräuliche Nonne, welche ihr reines, unentweihtes Herz dem himmlischen Bräutigam irdischer Liebe entsagend opferte, die Dämonen, in allerlei Gestalten, verführerischen und schrecklichen, die Einsiedler versuchend, und die hehre Himmelskönigin von ihrem Thron herabsteigend, um ihren treuen Verehrern Schutz und Hülfe zu bringen: alle fanden hierin ihren Platz. Durchblättert man die Bände der Heiligengeschichte, so scheint zunächst das Wüste und Trübe vorzuherrschen. Die Flucht aus der Welt, die Entsagung, die Marter, der Fiebertraum armer Wahnwitziger, welche die Furcht vor den Höllenstrafen ängstigt und die sich durch Enthaltung der Nahrung, durch Nachtwachen und Kasteiungen kränker und dem Einfluß solcher Vorstellungen zugänglicher machen, treten uns zunächst abstoßend und feindlich entgegen. Der Gegensatz zwischen unserer Auffassung der Religion und des Lebens und derjenigen, die sich in diesen Fabeln und Geschichten ausspricht, ist unheilbar; kein Ausgleich läßt sich zwischen uns und dem heiligen Benedictus ersinnen, der sich in Dornen wälzte, um die Erinnerung an eine Jugendfreundin zu vergessen, oder dem heiligen Simon, der viele Jahre lang stehend, im Gebete, auf einer Säule zubrachte. Die Wunder, welche neben diesen Schilderungen den Hauptinhalt der Legenden, der Acta Sanctorum, der Thaten der Heiligen bilden, erwecken auf der anderen Seite nur unser mitleidiges Lächeln, wir haben weder Glauben noch Gefühl dafür. Von diesen Punkten, die in der Entstehungszeit der Legenden offenbar die stärkste Wirkung ausübten, muß der moderne Leser und Betrachter von vornherein absehen; wer die tollen und oft sogar einen physischen Widerwillen erweckenden Bußübungen, die ascetische Abkehr von allen wahrhaft menschlichen Empfindungen, die abergläubischen Wunder und Mißgeburten einer wahnsinnig gewordenen Phantasie allein aus diesen Gefühlen heraus sieht, sie mit breitem Behagen erzählt oder gar als Beispiel und Vorbild zur Nacheiferung anpreisend, mit verzückten Augen, darstellt, wie es Görres in seinem Buche über die christliche Mystik gethan hat,

der freilich darf nicht auf unsere Zustimmung rechnen, er erschreckt nur unsere Einbildung, er entsetzt und verwirrt nur unser Herz. Aber der Eindruck ist ein anderer, ein wohlthuenderer, wenn wir diese Sagen und Märchen einfach als den Ausdruck einer bestimmten weit hinter uns liegenden Culturepoche betrachten und nicht einen allgemein gültigen, sondern den auf einen gewissen Zeitraum begrenzten, vielfach beschränkten Ausdruck des Ideals in ihnen suchen. Hierin möchte ich die Legenden durchaus mit den Fabeln der Griechen, mit den milesischen Märchen, mit den Hexen- und Wundergeschichten, an denen die alte Literatur so reich war, wenn uns auch nur Bruchstücke davon erhalten sind, in dürftiger und verstümmelter Gestalt, vergleichen. In der einen wie in der anderen Schöpfung spricht sich die Cultur, die religiöse Stimmung und Weltanschauung des Heiden- und Christenthums, der Hellenen und der aus römisch-griechischen und barbarischen, germanischen, celtischen und slavischen Elementen zusammengesetzten Christenheit eigenartig und unübertrefflich aus. Während die Heroensagen aller Völker eine gewisse Aehnlichkeit haben, die indischen und die persischen, die griechischen und die deutschen Helden der großen epischen Gedichte sich unverkennbar als Blutsverwandte ausweisen, so läßt sich kein tieferer Unterschied denken, als der, welcher zwischen den Nymphen und den Nonnen, der Ascese der Mönche und Einsiedler und dem freudigen Gottesdienst des Bacchus besteht. Die Legende begleitet seit dem vierten Jahrhundert die Entwicklung der christlichen Kirche; sie knüpft an die Wirklichkeit des Einsiedlerlebens und des Mönchthums, das Pachomius und Antonius in Egypten begründeten, an die Thatsachen und Begebenheiten aus den Verfolgungen an, welche die Christen zu erdulden hatten. Der Einsiedler und der Märtyrer, die Nonne und die Heilige sind ihre ersten Helden und Heldinnen, in der Richtung des christlichen Ideals der Demuth, Ergebung und Weltverachtung werden die einzelnen Züge ihres Lebens ausgebildet und ausgeschmückt. In der „Mönchshistorie“ von Rufinus, der 373, ungefähr siebzehn Jahre nach dem Tode des heiligen Antonius Egypten besuchte, und in den Schil-

derungen des Palladius, der 388 selbst Einsiedler auf dem Berge Nitria war, hat die Legende ihre ersten Quellen. Aus den folgenden Jahrhunderten strömen ihr dann immer reichlichere Bäche zu; die Jungfrau Marie als Königin des Himmels und als Bindungsglied zwischen der sündigen Menschheit und der dreieinigen, unnahbaren Gottheit gesellt sich zu den Typen des Mönchs und der Nonne; neben dem Paradies, dem Aufenthalt der Seligen, und der Hölle, wo die gestürzten Engel und die Verdammten weilen, wird das Fegefeuer als Mittelstation erfunden; als die originalste Schöpfung, nach meinem Gefühl, tritt aus der Phantasie der deutschen Barbaren Christus als Kriegsherr, die Menschen als seine Gefolgschaft in den Kreis. So fluthet der Strom der Legende, bis zu dem Anfang der Kreuzzüge, stetig an Tiefe, Kraft und Breite wachsend, fort. Der heilige Krieg aber bringt neben dem Mönch den Ritter, neben dem Martyrium auch den siegreichen Kampf für Gott zur Geltung und zur Ehre. Die Rittergeschichte wird die Nebenbuhlerin der Legende und verdrängt sie allmählig aus dem Gemüth des Volkes. Vor dem strahlenden Glanz der Gralsage, der Thaten der Paladine Karls des Großen, vor König Artus Tafelrunde erbleichen die Sterne, welche dem einsamen Einsiedler in der thebaischen Wüste, inmitten der Versuchungen durch die Dämonen, Muth, Trost und Stärke einflößten. Seit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt die Legendendichtung vollständig zu versanden und zu versumpfen; in der willkürlichsten und lächerlichsten Weise werden in den Klöstern die buntesten, abenteuerlichsten und abgeschmacktesten Heiligengeschichten erfunden; das haarspaltende, altkluge Wesen der Dogmatik mischt sich in die Wunder, das Einfache und Natürliche verzerrt sich, das Düstere wird vollends zur Fratze.

Vielfache Versuche sind gemacht worden, den poetischen Schatz, der in den Legenden steckt, zu heben. Herders Verdienst hat hier den ersten Anspruch auf Anerkennung. Aber es will mir scheinen, als ob er und seine Nachfolger einen zu starken Ton auf das „Fromme“ dieser Dichtungen gelegt, mehr ihren erbaulichen und moralischen Werth und

Zweck als ihren poetischen Inhalt hervorgehoben hätten. Nach dieser Seite des Dichterischen hin sind die sieben Legenden, die uns Gottfried Keller erzählt, mustergültig, sie werden in jedem Leser des kleinen vortrefflichen Büchleins den Wunsch erwecken, der Dichter möchte noch einmal in diesen Brunnen untertauchen und neue Kostbarkeiten hervorholen.

Lange, nur zu lange für die Freunde seiner Muse und der Literatur hat der Dichter des „Grünen Heinrich" und der reizenden Novelle: „Romeo und Julia auf dem Dorfe" geschwiegen. In ihm vereinigt sich die gefällige Kunst des Fabulirens mit dichterischem Tiefsinn und fröhlichstem Humor. Glatt und glänzend rauscht der Strom seiner Darstellung; die Welt spiegelt sich in seinen klaren Wellen, welche Musik tönen. Giebt er in diesem seinem neuesten Werke auch nur die Erfindungen Anderer in seiner ihm eigenthümlichen Form und Auffassung wieder, so hat er doch so viele einzelne Züge, fein, sinnig und ergreifend, hinzu erfunden, daß er vollkommen als selbständiger Dichter betrachtet werden kann. Er hat den überlieferten Stoff durchaus frei und unabhängig behandelt, ohne jede moralische Tendenz, ja mit geflissentlicher Ausscheidung des streng religiösen Elements. Bei ihm erscheint Alles in das heitere und strahlende Gewand der Poesie gekleidet, die überflüssigen oder die reine Schönheit entstellenden Ausschmückungen sind abgethan. „Wie der Maler", sagt er über diese Umformung des ursprünglichen Stoffes in der Vorrede, „durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radirte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduction jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen." Diese Richtung auf die reine und freie Schönheit und die Durchdringung der Erzählung mit dem liebevollen Humor eines poetischen und vorurtheilsfreien Gemüths machen den unverlierbaren Reiz der sieben anmuthigen Geschichten aus.

Vier von ihnen stammen aus der ältesten Zeit des Christenthums, als noch die neuen Götter mit den alten um den Himmel, die Ascese und die Weltlust um die Herrschaft auf Erden rangen: drei gehören dem eigentlichen Mittelalter und dem deutschen Volksthum an; in ihnen spielt die Jungfrau Maria eine Hauptrolle. Um wieder zu Reichthum zu kommen, nachdem er seine Güter in thörichtem Wohlthun verschwendet hat, verspricht der Graf Gebizo seine wunderschöne Frau Bertrade dem Teufel. Aber Frau Bertrade ist eine fromme Verehrerin der heiligen Jungfrau; auf der verhängnisvollen Reise nach dem Orte, wo der schändliche Gatte sie dem ewigen Feinde des Menschengeschlechts übergeben will, merkt sie Unrath; sie bittet den Gemahl in ein kleines, von ihr gestiftetes Kirchlein der Jungfrau treten zu dürfen. Da er es erlaubt, wirft sie sich vor dem Altar nieder und entschläft. Die Jungfrau steigt indessen hernieder, nimmt die Gestalt Bertrades an und läßt sich gemüthlich vom Teufel entführen. Keller schildert ihn als einen Ritter von trefflichem Aussehen, „nur mit einem Zug gründlicher Unzufriedenheit um Mund und Augen.“ Nun mag der Leser einen längeren Auszug gestatten, der ihm zugleich die Kunst des Dichters zeigen wird:

[oben S. 61 Zeile 24—S. 62 Zeile 24.]

In der anderen Legende wird erzählt, wie die Jungfrau ihrer treuen Verehrerin Bertrade, nach dem Tode des schändlichen Gebizo, einen guten Mann verschafft, indem sie die Gestalt eines tapferen Rittersmannes annimmt, der zu schüchtern ist, der schönen und reichen Witwe seine Liebe zu gestehen. — Eine Nonne empfindet ein unüberwindliches Verlangen, die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen, sie vertraut sich der Jungfrau an und während sie aus ihrem Kloster flieht, die Frau eines braven Ritters und die Mutter guter Kinder wird, übt die Jungfrau im Kloster, in der Gestalt der Entflohenen, ihren Dienst und ihre Pflicht, bis jene der Welt müde dorthin zurückkehrt und die Schlüssel aus der Hand Marias wieder empfängt.

„Du bist ein bischen lange weggeblieben, meine Tochter Ich habe die ganze Zeit deinen Dienst als Küsterin versehen, jetzt bin ich aber doch froh, daß du da bist und die Schlüssel wieder übernimmst", sagt ihr die Himmelskönigin.

In den vier anderen Legenden mischt sich, wie bemerkt, Heidnisches und Christliches. Eugenia ist eine hochgebildete feine junge Römerin, die vor Buchweisheit und Gelehrsamkeit alle Männer verschmäht und ein bedenklich blaustrümpfiges Wesen annimmt. Plötzlich wird sie von der Wahrheit des Christenthums ergriffen, verkleidet sich als Mann, geht in ein Mönchskloster und wird in Kurzem wegen ihrer Tugend und Beredsamkeit zum Abt gewählt. Aehnliches erzählen die Legenden von der heiligen Pelagia, die ursprünglich eine Schauspielerin in Antiochia war. Als Abt geräth nun Eugenia in schlimme Fährlichkeiten, die sie endlich zwingen, ihr Geschlecht einzugestehen, und zwar dem Manne, den sie früher verschmäht hat. Sie bekehrt ihn zum Christenthum, heirathet ihn und führt ein tadelloses Leben mit ihm. Das Gegenstück dazu bildet die Geschichte von dem schlimmen „heiligen Vitalis", der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Sünderinnen zur Buße zu bekehren, seinerseits aber von einer klugen und anmuthigen Jungfrau überredet wird, sein Mönchsgewand abzuwerfen, ein weltlich Kleid anzuziehen und sie zu heirathen. „Dorothea's Blumenkörbchen" ist die Geschichte einer Märtyrerin, die ihrem ungläubigen Freunde verspricht, ihm von ihrem himmlischen Bräutigam und aus seinem Garten Blumen zu schicken. Und wirklich, kaum ist das Haupt der Heiligen gefallen, so erscheint vor dem klagenden, gramerfüllten Theophilus der Bote Dorothea's.

[oben S. 115 Zeile 37—S. 116 Zeile 6.]

Dies Wunder ergreift das Herz des Theophilus, von unermeßlicher Sehnsucht nach Dorothea ergriffen, eilt er zum Statthalter, bekennt sich als Christ und erleidet den Märtyrertod. Ein Bild, welches an Dantes Schilderung

der vom Sturm der Liebe dahin getriebenen Seelen erinnert, nur sanfter ausklingend, schließt die Legende:

[oben S. 116 Zeile 31 — S. 117 Zeile 17.]

Den Schluß des Büchleins bildet ein meisterhaft erzähltes „Tanzlegendchen“ von der heiligen Musa, die von einer Tänzerin auf Erden Vortänzerin der himmlischen Chöre auf der blumigen Wiese der Seligen wird: nach der Kunst der Darstellung hin die Perle des Ganzen. Ueber allen Geschichten aber schwebt der goldene Schleier der Schönheit, die ebenso unsere Phantasie mit lieblichen Gestalten beschäftigt und unser Ohr mit Musik erfüllt, wie sie unser Herz mit sanften und süßen Empfindungen bewegt.

K. Fr.

6.

[Kürnberger, Literarische Herzenssachen S. 239—254.]

Gottfried Keller's „Sieben Legenden".

Juli 1872.

„Wer von Gottes Mund spricht,
„thut etwas sehr Gewöhnliches; wer
„aber nur die Hälfte von Gottes Nase
„spräche, oder von seiner Stirn, oder
„von seinen Beinen, würde Gott
„danken können, wenn man ihn nicht
„für eine Art Gotteslästerer hielte.
„Warum das?"

Hippel.

Ja, warum das? Das ist die Frage! Und gewiß haben schon unzählige Kinder, welche unsere Frage-Scrupeln nicht kennen, in ihrer Natur-Unschuld von Gottes Beinen und von Gottes Nase gesprochen. Aber ich möchte es keinem Erwachsenen rathen, zu thun, wie die Kinder thun.

Nur Ein Erwachsener darf es, **Gottfried Keller**. Wie die „Sieben Legenden" das Heilige behandeln, — ich möchte recht groß davon denken, ja, man kann gar nicht groß genug davon denken. Es ist förmlich eine neue Entdeckung in der Naturgeschichte der Mythologie. Es ist, als ob ein Musiker eine neue Tonart erfunden hätte.

Wie spricht man im Zeitalter des Unglaubens — ungläubig und zu Ungläubigen — von Glaubenssachen?

O, das ist einfach; wie Voltaire!

Voltaire hat gesprochen wie ein Sclave, welcher die Kette bricht; — er hat gehöhnt, verspottet, bespieen! Das behält seinen historischen Werth, aber nicht seinen ewig künstlerischen.

Nun gut, also wie Heine!

Heine hat nicht mehr gesprochen, wie ein Sclave, welcher die Kette bricht, aber doch wie ein Freigelassener — Libertinus, Libertin, — welcher der Kette noch gedenkt. Aber auch diese Libertinage kann in ihrem künstlerischen Werthe abblassen.

Von Voltaire hundert Jahre zu Heine, — von Heine dreißig Jahre zu Gottfried Keller — wohlan, die fortschreitende Zeit, theils gemacht, theils begleitet von ihren Menschen! Erst Gottfried Keller behandelt das Heilige wie ein Freier, welcher die Kette nie gesehen und getragen hat.

Ei, das hätte sich kürzer sagen lassen! Er ist mit Einem Worte nicht satyrisch wie Voltaire, sondern naiv wie Homer.

Nein! Aber ich wollte das hören.

Denn ihr habt Namen und Schablonen, aber ich dringe darauf, daß man von den Namen auf die Sachen, von den Schablonen auf die Natur zurückgeht.

Satyrisch! naiv! Voltaire! Homer! Glaubt mir, wenn Einer wie Voltaire und Homer ist, so ist er — nicht wie Voltaire und Homer, denn er ist dann vor Allem — wie ein Original!

In den „Sieben Legenden" ist Gottfried Keller, wenn ihr wollt, satyrisch wie Voltaire, naiv wie Homer, graziös wie Heine, humoristisch wie Jean Paul. Aber da er das Alles zugleich ist, so müßt ihr jetzt ein Neues wollen; denn wenn diese Namen diese Prädicate gleichsam wie einen Stoff besitzen, der sich zählen und wägen läßt, so ist er bei Gottfried Keller ein imponderabile, aufgelöst zu einem feinen und flüchtigen Aethergeist, und das eben ist sein Geist, Gottfried Keller's eigener Geist. An einem einzelnen dieser Prädicate könnt ihr ihn nicht fassen und festhalten, denn, sollen sie ihn nicht erdrücken (Jean Paul wurde es schon von dem seinigen), so kann er sie vereint

und gleichzeitig nur besitzen in einer völlig neuen und ihm allein gehörigen Form dieses Besitzes; aber nennt dann die neue Form nicht mit alten, sondern auch mit einem neuen Namen: — Gottfried Keller.

So ist es z. B. Gottfried Keller's eminentestes und ihm ganz eigenthümliches Talent, über Menschen lächeln zu machen, ohne den mindesten Abbruch an ihrem Ansehen und ihrer Würde! Man bemerke aber, was vorgeht, wenn Jean Paul dasselbe thut oder vielmehr zu thun versucht. Will er den belächelten Menschen bei uns wieder rehabilitiren, so taucht er ihn in das Medium einer allgemeinen Menschenliebe, läßt uns eine gefühlvolle Thräne weinen über unser Aller beschränktes und einfältiges Menschenloos, webt vor unseren Augen den Faden, der von einem Herzen zu allen Herzen geht. Das heißt aber — mit allem schuldigen Respect vor einer schönen Dichterseele — sich künstlerisch schülerhaft aufführen. Die Einheit des Kunstwerks und seine Illusion hört vollkommen auf, wenn ich zu jeder Stunde im indischen Büßerstyl erinnert werde: Auch du bist der Wurm, auch du bist der Wassertropfen, auch du bist das Nichts! Das heißt nicht mehr, den Andern mir näher bringen, wie es ein Dichter thut, sondern mich selbst mir näher bringen, wie es ein Beichtvater thut. Diese überwundene Spielart des Humors und der Sentimentalität, dieses veraltete Zopf-Programm „unter Thränen zu lächeln", d. h. unter'm Lächeln zu weinen und sich jeden Spaß zu verderben, überragt Gottfried Keller wie ein freier Baum einen Spalierbaum. Er sagt nicht: lächle, aber liebe, was ziemlich leicht ist, sondern er sagt, was sehr schwer ist: lächle, aber achte! Und achte mir den Belächelten, nicht weil er ein Mensch ist, was auch wieder leicht wäre; nein! in seiner ganzen Besonderheit, als Individualität achte und respectire mir ihn. Humor mit Respect! So werden wir erlöst von der Schablone „humoristisch wie Jean Paul," denn dieser Humor, Gottfried Keller's Humor, ist wieder eine neue Spielart, ist sein Eigenthum, ist sich ihr eigenes Original. Bald sollen wir auch erlöst sein von den Schablonen: satyrisch wie Voltaire, graziös wie Heine, naiv wie Homer.

Den Zauberstab dieses seines Talentes hat Meister Gottfried nirgends mit freierer und keckerer Anmuth geschwungen, als in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten," vor denen er uns nöthigt, unseren Hut bis zur Erde zu ziehen, während er uns gleichzeitig erlaubt, über ihre Häupter schelmisch hinweg zu lächeln. Jeder wird in seiner Art ein bischen komisch, Mancher ein bischen stark und viel, und Alle verkörpern eine Volks- und Mannesehre, deren Ehrwürdigkeit uns fast durchschauert. Es ist ein Unicum von Keller'scher Kunst. Liest man diese Novelle, so glaubt man die Steigerung, die jetzt noch kommen muß völlig gewiß voraussagen zu können. Aber freilich ist es das Höchste, was man Dichterwerken nachsagen kann, daß sie erscheinen müßten mit der Nothwendigkeit von Naturwerken. Die Steigerung kam — in den „Sieben Legenden".

Lächle, aber achte! Ein Künstler, dem das mit wundergleicher Kunst-Eminenz bei den Menschen gelingt sieht nur noch Eine nächst höhere Kunstaufgabe vor sich, es auch mit den Göttern und Heiligen zu probiren!

Wohlan, das ist die Kunstzeugung der „Sieben Legenden."

Daß die Frommen allerdings sagen werden, das Experiment ist mißlungen, kann uns hier nicht weiter berühren, denn gelungen ist ihnen nur: dummgläubige Blindheit. Menschen, welche mit dem Frevel der Selbstverstümmlung ihr Augenlicht geblendet haben, daß ihnen von dem ganzen Sehfeld, auf welchem die Natur sich spiegeln sollte, nur das Millimeter einer Ritz-Linie übrig geblieben ist, durch welches ein Kreuzlein einfällt, zählen überhaupt nicht und sprechen nicht mit.

Nicht um eines Haares Breite ist Gottfried Keller von dem Boden des Legendenglaubens hinweggerückt. Er zahlt die Gläubigen in ihrer eigenen echten Münze aus; er fälscht ihren Glauben so wenig, als das Echo einen einzigen Vocal oder Consonanten gefälscht zurückgeben könnte. Aber daß dabei seine Intention und nicht die ihrige herauskommt, das eben war seine Aufgabe.

Es wird mir der Raum für einige Beispiele wohl gegönnt sein.

Ein böser Ritter hat seine schöne Frau dem Teufel verkauft und sie an den Ort der Uebergabe gelockt. Das gute Närrchen hat im Vorbeigehen, ohne etwas zu denken, an einer Mariencapelle gebetet, und die Muttergottes, dankbar für dieses Opfer, beschließt sofort ihre Rettung. Sie nimmt selbst die Gestalt der Rittersfrau an und kommt ihr zum Stelldichein zuvor. Und nun spielt eine Scene von frappirender Originalität, eine Scene, welche mit dämonischer Phantasie erfunden ist, — wie folgt:

[oben S. 61 Zeile 13 — S. 62 Zeile 18.]

Prachtvoll-entsetzlich! Aber heterodox? Ist es wahr, daß der Teufel Lucifer und Lucifer der Morgenstern ist? Ja! Ist es wahr, daß wir mit Hilfe der Jungfrau Maria das Böse zwar bekämpfen können, daß aber das Böse immer in der Welt, der Teufel immer mächtig, der Kampf immer unentschieden bleibt? Leider ja! Leider, so neu es dem Katholiken im Ohre klingen wird: „Als die Jungfrau merkte, daß sie zu viel unternommen . . .“ Seiner Muttergottes soll etwas zu schwer sein! Das hat ihm noch Niemand gesagt. Aber kann er es läugnen in diesem Contexte?

Oder folgendes Capriccio von überschäumendstem Dichtermuthwillen:

Bertrade, eine reiche Erbin, soll sich auf den Wunsch des Kaisers verheiraten, und Zendelwald, auf einer muffigen Hungerburg in blödester Thatlosigkeit aufgewachsen, wird von seiner Mutter angetrieben, das Preis-Turnier um diese köstliche Beute mitzumachen. Der arme Junge reitet denn aus, verrichtet unterwegs die ungeheuersten — Reflexionsthaten und Gedanken-Erkühnungen: kurz ein echter deutscher Träumerritt! Glücklicherweise fällt es ihm ein, in einer Mariencapelle zu beten, und die Jungfrau Maria läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie beschließt, dem braven Schlemihl, dessen Niederlagen gewiß sind, zu helfen und all' seine Ritterwerke für ihn zu verrichten.

[oben S. 69 Zeile 20 — S. 72 Zeile 27.]

. . . und unterhielt sie so geschickt und zärtlich . . . daß diese einmal um das andere glückselig erröthete" . . . Kurz, der blöde Ritter machte seine Sache so gut, daß er zuletzt Bertraden „zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicherweise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlischen einmal Zuckerwerk backen, so geräth es zur Süße".

In demselben Augenblick, als hierauf der wirkliche Zendelwald erscheint, räumt ihm die Jungfrau Maria augenblicklich den Platz und versetzt ihn selbst an Bertradens Seite. Hier findet er nun das Nestchen so warm, die Temperatur so angenehm, kurz die schwierigsten Arbeiten des Blöden so gut schon gethan, daß er leicht Muth gewinnt, vollends den Rest zu thun und sein Glück in Besitz zu nehmen. Zu der er gebetet, die Jungfrau Maria hat ihm geholfen.

Aber eine halsbrecherische Hilfe, nicht wahr? Was sagt der Gläubige zu diesen Muttergottes-Abenteuern? Wird ihm dabei wohl, oder angst und bange? Hört er eine fromme Geschichte oder eine Blasphemie? Und warum sollte es eine Blasphemie sein? Mag er doch, anstatt zu fragen, selbst antworten! Ist es wahr, daß die Jungfrau Maria hilft? Aber wäre das noch eine Hilfe, die nur unter gewissen Umständen vom Gläubigen zu erhoffen ist? Natürlich, unter allen erlaubten Umständen! Und ist eine ehrliche Werbung nicht ein erlaubter Umstand? Aber wenn ein frommer Rittersmann zum Courmachen zu blöde ist, warum sollte „Mariahilf" nicht statt seiner die Cour machen? Dem Reinen ist alles rein! Ist das wahr oder nicht?

Der Katholik kann nicht Nein sagen und will doch nicht Ja sagen. Sein Verstand ist in die Enge getrieben, aber sein unbehagliches Gefühl bleibt. Warum?

Und das führt uns wieder auf das Motto zurück, das wir vorangestellt haben.

Keller's Legendengeist hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verletzt: er

hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Consequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und von Gottes Schenkel. Er thut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen! Das ist die ganze ausgepichte Grausamkeit seiner Legendenerzählung. Habt ihr einen Gott, der ein Mensch ist, — nun gut, ich bin euer Mann; er sei menschlich.

Enfant terrible nennt man ein Kind, das in der Gesellschaft der Erwachsenen nicht eben unanständige und ungehörige Dinge sagt, sondern blos sagt, was zu verschweigen unter den Erwachsenen die fable convenue und das allgemeine Uebereinkommen ist.

Als ein solches katholisches enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt.

Keiner, wie er, hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivetät in den „Sieben Legenden". Wenn ihr daher sagt: „naiv wie Homer," so ist es richtig; wir haben nichts dagegen. Aber jetzt sind wir auch dort, wo wir solche Prädicate begrenzen können. Homer ist naiv wie ein Kind, nur sprach er auch zu Kindern. Gottfried Keller ist naiv wie ein Kind, aber er weiß sehr genau, daß er zu Erwachsenen spricht! Das macht den Unterschied.

Nennt daher getrost seine homerische Naivetät „satyrisch wie Voltaire"; wir haben wieder nichts dagegen. Nur wäre die ganze Satyre Voltaire's nicht, wenn sie nicht mit offen, ja leidenschaftlich eingestandenen Absichten auf ihren Gegenstand losginge; sie nennt und bekennt diesen Gegenstand, er ist die lebendigste Thatsache ihres Bewußtseins. Selbstverständlich weiß auch Gottfried Keller von dem Gegenstande seines Spottes, aber er thut, als ob er

nicht davon wüßte. Das macht wieder den Unterschied! Er erreicht seine Satyre, ohne sie zu wollen und just weil er sie nicht zu wollen scheint. Zwischen Homer und Voltaire in der Mitte, steht daher seine Naivetät und seine Satyre auf ganz anderen Punkten als bei jenen.

„Er thut als ob er nicht wüßte," haben wir wiederholt sagen müssen. Wer sich das unterfängt, dem müssen alle Grazien lächeln. Nur durch die Gunst der Grazie ist künstlerische Verstellung möglich, besonders dieser verwegenste Grad von künstlerischer Verstellung. Wie eine Katze auf dem Dache, wandelt der Legendenglaube Kellers einher; der Katholik sieht mit Schwindeln und Haarsträuben zu: dafür ist aber auch die Katze das graziöseste aller Geschöpfe.

„Graziös wie Heine" können wir daher gleichfalls annehmen, soll damit der Superlativ ausgedrückt werden, der von der Grazie der deutschen Prosa bisher erreicht worden ist. Wir können es aber nicht annehmen mit allen übrigen Nebenumständen.

Denn kurz, die Naivetät Homer's, die Satyre Voltaire's, der Humor Jean Paul's, die Grazie Heine's *steht im Buche*; es sind in sich fertige Kunsterscheinungen. Bei Gottfried Keller's Sieben Legenden *stehen wir selbst im Buche*; er hat seinen Edelstein geschliffen mit unvergleichlich weiser Berechnung des Feuers und Farbenspiels, welches erscheint, wenn wir selbst die Folie dazu sind. Wie das Stereoskop runde Bilder aus dem Ebenen macht, dadurch, daß es unser eigenes Auge und seine Gesetze nachahmt, so macht Gottfried Keller seinen schelmischen Legendenglauben mit unserm Unglauben, den er aus dem seinigen freilich zu berechnen weiß, während der seinige aber streng aus dem Spiele bleibt. Man kann Figuren wie die beiden „Hyacinthen" als Meisterstücke humoristischer Naivetät nicht genug loben; wie aus alten Mignaturen herausgeschnitten, stehen und wandeln sie da vor uns. Und doch hat Gottfried Keller im „grünen Heinrich" solche Bilder und Bildchen zu tausenden aus dem Aermel geschüttelt; seht nur genau zu, *was* ihr an den „Hyacinthen" lobt und was auf euch wirkt. Nicht der Bildspaß selbst,

nicht die Figuren als solche, nicht die Figuren als Staffage, sondern Luft und Landschaft, worin sie stehen. Das aber sind wir, die Luft, die wir athmen, die Luft des neunzehnten Jahrhunderts. Das hinweg — und die Bildchen erlöschen wie Leuchtkäfer am Tage. Diese perspectivische Kunstrechnung wie sich die Sachen der Sieben Legenden zu uns stellen, in unsere Luft und Landschaft, das ist das größte und freilich auch das geheimste Meisterstück des Dichters. Vielen Lobenden ist es geheim geblieben.

Grazie und Koketterie sind nicht immer ein Widerspruch; die Grazie verträgt zuweilen einen Stich in's Kokette — siehe die mediceische Venus. Die kleinen Gelegenheiten dieser Verträglichkeit kannte Niemand besser als Heine, dessen Grazie so gerne kokett ist, d. h. Selbstbewußtsein, Selbstgefälligkeit hat, aber just mit dem Wissen von sich, mit dem Gefallen und Gefallen-wollen wieder lose, neckische Spiele treibt. Eine Grazie aber, deren ganzes Spiel die Verstellung ist, wie bei Gottfried Keller, dürfte um keinen Preis in der Welt dieser Grazie Heine's ähnlich sein, dürfte mit keinem Zucken ihrer Augenwimper verrathen, daß dieses Auge sich selbst beschaut, würde die Schelmereien ihrer Verstellung sofort und tödtlich entzaubern, wenn sie nur eine Miene verzöge. Sie darf so wenig eine Miene verziehen, als es Friedrich der Große gethan hat, da er den graziösesten Witz seines Lebens machte.

Schlesische Jesuiten verklagten einen seiner Soldaten bei ihm, daß er ihrer Muttergottes den Schmuck geraubt habe. Die Geschichte ist bekannt. Der Soldat, vor seinen König gestellt, sagt mit unerschütterlicher Fassung, es falle ihm gar nicht ein, geplündert zu haben, sondern die Mutter Gottes habe ein Wunder gethan und den Schmuck ihm geschenkt. Eigentlich die achte unserer Sieben Legenden! Dieser Soldat muß ein Stück Gottfried Keller gewesen sein.

Aber ein noch besserer Gottfried Keller war sein König.

Wie behandelt Friedrich der Große diesen Fall? Erlaubt er seinem Soldaten, den Schmuck zu behalten? Dann tritt er auf die Seite der Gottlosen und ist partheiisch.

Befiehlt er ihm, den Schmuck unverzüglich herauszugeben? Dann tritt er auf die Seite der Jesuiten und ist wieder partheiisch. Aber ein König soll unter allen Umständen unpartheiisch sein. Friedrich der Große ist also unpartheiisch! Als Protestant, des göttlichen Gnadenlichtes über katholische Mysterien leider beraubt, thut er das Loyalste, was er thun kann: er frägt die Jesuiten selbst. Ist es möglich, daß die Muttergottes ein solches Wunder thun kann? Den Jesuiten fährt der Schreck in die Glieder. Sie winden und wenden sich und fangen an, casuistische Maulwurfshaufen zu schaufeln, aber der König kann das Alles nicht brauchen. Er braucht nur ein Ja oder Nein. Ist es möglich daß die Muttergottes ein solches Wunder thun kann? Ja oder Nein! Natürlich müssen sie Ja sagen.

Der reinste Gottfried Keller! Wir wüßten weit und breit keine Parabel, welche den Kunstcharakter der Sieben Legenden so erschöpfend ausdrückte.

In der reinsten Unparteilichkeit — bekennt er die Partei der Aufklärung. Mit der unschuldigsten Miene, welche auf den Legendenglauben eingeht, — macht er die Mienen Anderer lächeln! Er braucht sich bloß gläubig zu stellen, — um den Glauben zu beschämen. Er richtet ihn durch ihn selbst.

Und noch Eins. Bis zu ihrer Pointe können wir diese Anekdote hieher beziehen.

Denn da jeder Spaß seine ernsthafte Seite hat und ein großer König ein sehr ernsthaftes, über allen Spaß erhabenes Wesen ist, so schwang Friedrich der Große seinen gefürchteten Krückenstock und herrschte den Soldaten an: „Behalt' er also, was ihm die Muttergottes geschenkt hat; aber das laß' er sich gesagt sein, wenn ihm die Muttergottes noch einmal etwas schenken will, so nimmt er's nicht an, sondern sagt, sein König hat ihm's verboten. Verstanden?"

Und das möchten wir auch der deutschen Belletristik zurufen. Laß dir ein solches Büchlein nicht noch einmal schenken! Nur die graziöseste Dichterhand durfte nach diesem Schmucke greifen. Denn schon haben sich manche

Recensenten nicht entblödet, in demselben Athemzuge mit den Sieben Legenden — auch die Parodien von W. Busch zu nennen, gleichsam als geistesverwandte Seitenstücke. Das heißt die Posse mit dem höheren Lustspiel, den „Sommernachtstraum" mit „Evakathl und Schnudi" zusammenstellen. So wahr ist es, daß man dem deutschen Publicum nichts Distinguirtes spenden kann, was es nicht sofort seiner lieben gewohnten Trivialität assimilirt.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle a. S.

Keller, Gottfried
Author Leitzmann, Albert
Title Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden.
183471 LG.
K297
.Y1

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU